This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

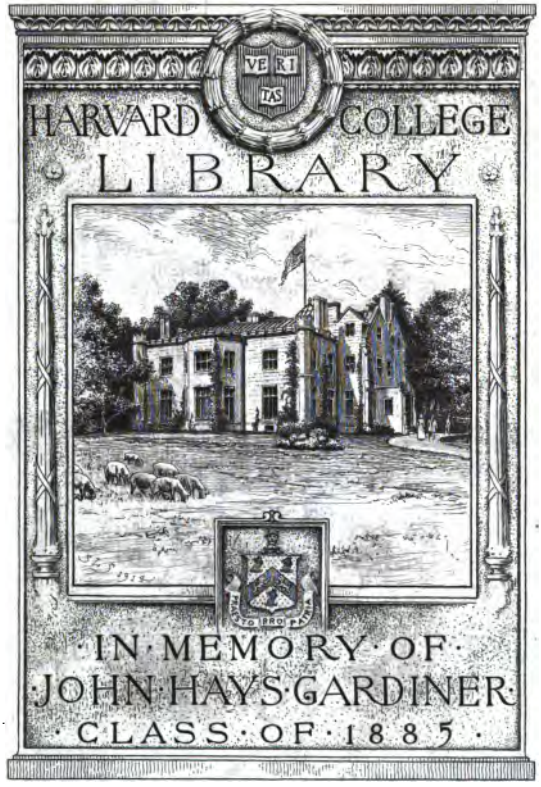
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN VH6A I

Fru1439.30



HARRASSOWITZ

Erinnerungen

aus den

Kriegszeiten

von

1806—1813.

Von

Friedrich von Müller,
Großherzoglich Sächsischem Geheimem-Rath und Kanzler.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig ist erschienen:

Memoiren
des
Karl Heinrich Ritters von Lang.
Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit.
2 Thle. 8. geh. Preis 4 Thlr.

Aus dem Tagebuche
des
Generals Fr. L. von Wachholtz.
Zur Geschichte der früheren Zustände der preußischen Armee und besonders des Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilh. von Braunschweig-Oels im Jahre 1809.
Von C. F. von Vechelde.
8. geh. Preis 2 Thlr.

Das Bilderbuch
aus
meiner Knabenzeit.
Erinnerungen aus den Jahren 1786 — 1804.
Von Justinus Kerner.
8. Fein Velinpap. geh. Preis 2 Thlr.

Memoires
de Frédérique Sophie Wilhelmine,
Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand, depuis l'anné 1706 jusqu'à 1742. Écrit de sa main.
Deuxième édition. En deux volumes.
8°. Velinpap. prix: 3 écus.

Memoiren
von Friederike Sophie Wilhelmine,
Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen, vom Jahre 1706 bis 1742. Von ihr selbst geschrieben. Nach dem französischen Originale übersetzt von Th. Hell. In zwei Theilen.
8. fein Velinpap. geh. Preis 2 Thlr.

Erinnerungen

aus den Kriegszeiten

von 1806 — 1813.

Erinnerungen

aus den

Kriegszeiten

von

1806—1813.

Von

Friedrich von Müller,
Großherzoglich Sächsischem Geheimen-Rath und Kanzler.

2-150

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

Fr 1439.30

HARVARD COLLEGE
APR 25 1923
LIBRARY

Gardiner fund

Vorwort.

Mit Ausnahme der zahlreichen Freunde in und außer Deutschland, welche seit geraumer Zeit dem Erscheinen dieser Erinnerungen entgegensehen, werden die meisten Leser, die aus Bekanntschaft mit dem Namen des Verfassers nach dem Buche greifen, den Kanzler von Müller als den Mitherausgeber von Goethe's nachgelassenen Schriften, als den Verfasser der Aufsätze über Goethe's ethische Eigenthümlichkeit, Goethe's praktische Wirksamkeit, überhaupt den Pfleger des Gedächtnisses und Nachruhms unseres großen Dichters in der Vorstellung haben. Wünschte nach Goethe's Hingang ein entfernter Verehrer desselben irgend einen Aufschluß oder Vorschub aus Weimar, so wandte er sich an den Kanzler Müller; besuchte ein solcher die Wohnstätte, die Reliquien Goethe's, so war der Kanzler Müller sein Wirth und

sein Führer; feierte man auswärts des Dichters Andenken, so fand sich von Weimar kaum jemand anderer als Müller, er aber gewiß mit einer frohen Begeisterung ein, die sich lebhaft auszudrücken und mitzutheilen wußte. Ihm waren Goethe's vormalige Freunde, die er nahe und ferne aufsuchte, ihm die Schutzbefohlenen Goethe's vermacht, welchen er unablässig herzliche Aufmerksamkeit und wenn es die Umstände erforderten, Vertretung und Fürsprache widmete. Und wie noch bei Leben Goethe's manche von seinen Privatangelegenheiten und Verbindungen mit Auswärtigen der freundschaftlichen Dienstfertigkeit von Müllers anvertraut waren, so behielt derselbe nachher, so zu sagen, ein freiwilliges Consulat für Weimars Beziehungen zur schönen Literatur, für die Aufnahme und Empfehlung junger Dichter, die Einzelnen nützlich geworden, für die gastliche Feier von Dichterbesuchen, wie Immermanns, Rückerts, Andersens, Auerbachs, und Fortsetzung der Verhältnisse zu Literaten und Künstlern im Auslande.

Es ist vornehmlich in dieser Eigenschaft, daß von Müller jenseit seinem engern Wirkungskreise dem jetzigen Geschlecht bekannt geworden, und wer von diesen von einer Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten

hörte, hat gewiß zuerst an Aufzeichnungen aus Goethe's Leben und Umgangskreise gedacht und wird vielleicht verwundert sein, die Erlebnisse eines Diplomaten in den Tagen Napoleons zu finden.

Allerdings lag die Zusammenstellung und Ausführung seiner Erinnerungen aus Goethe's Umgang ihm selbst mehr am Herzen als die Abfassung der vorliegenden, die er ihnen nur, als der Zeit nach seinen näheren Beziehungen zu Goethe vorangehend, und einer allgemeineren geschichtlichen Bedeutung verknüpft, vorausschicken wollte. Wie er aber schon in diesen nicht versäumt hat, an den geeigneten Stellen Erlebnisse und Berührungen Goethe's neu mitzutheilen, so war es seine Absicht, in ihrer Fortsetzung Beiträge zum Lebensbilde des Dichters, Darstellungen von dessen seltenem Verhältniß zu seinem Fürsten und Freunde, und manches aus vertrauten Gesprächen Bewahrte zu einem Ganzen zu verbinden. Ungeachtet der vielen Geschäfte seines Amtes, auch seines Antheils an der Landesvertretung, wozu noch die Zeitaufwände kamen, die er als Maurer, als Vormund, und in hundert Verhältnissen der Freundschaft, des Wohlwollens, weitverbreiteter Bekanntschaft auf sich nahm, ließ ihn doch das Vertrauen in die langerprobte Unermüdlichkeit seiner Natur an der Ausführung dieses Lieblingsvorhabens auch dann

noch nicht zweifeln, als bereits die Gewohnheit dieser Geschäfts- und Lebensrüstigkeit mit allmälig häufiger und bedenklicher werdenden Blutwallungen in Conflict kam. Die hier vorliegende Schrift blieb, schon ausgeführt, mehrere Jahre der Hoffnung wegen liegen, daß, jene Fortsetzung ihr bald zuzugesellen, eine bessere Muße und wiederkehrende Gesundheit gestatten sollten. Aber Kuren, die seine mannigfaltige Thätigkeit immer wieder unterbrach; Reisen, die wohl seinen Geist erfrischten, in der gemüthlichen Bewegung aber dem Körper zu wenig Ruhe ließen, entfernten vorübergehend das Gefühl des Uebels, ohne es zu heben.

Eine vorgängige und verwandte Beschäftigung mit dem Andenken seines Heros gab ihm die Bearbeitung des Briefwechsels zwischen Goethe und dem Grafen Reinhardt, den er zusammenstellte und mit einer Lebensgeschichte und Charakteristik des Grafen, der auch sein Freund gewesen, einleitete. Da aber seine Vollmacht hierzu und die mit dem Verleger ausgemachte Dreitheilung des Ertrags wohl von Graf Reinhardt dem Sohne, nicht aber von den Erben Goethe's anerkannt wurde, mußte das lang aufgehaltene Buch endlich ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. Dieser zweite Beweis von der Mündigkeit der Erben Goethe's schmerzte ihn weniger als

Jahre zuvor der erste, durch welchen sein Plan, daß Goethe's Haus mit den Sammlungen vom deutschen Bunde gekauft, zu einem Nationaldenkmal geweiht würde, als er ihn mit dem Aufgebot all seines unablässigen Eifers und seiner vielen günstigen Verbindungen erreicht hatte, vereitelt ward. Glücklicher ging ihm die Bemühung um Herders Ehrenstandbild von statten, für dessen Zustandekommen von Müller bei weitem am meisten gethan hat; da er nicht nur den ersten Gedanken in den Logen aufs Wärmste verbreitete, sondern durch Briefe, Reisen und umsichtige Anstrengung sowohl die bald entstandenen Collisionen freundlich vermittelte, als auch die Sammlungen nach allen Seiten in Schwung setzte. Die Vollendung aber des Denkmals sollte er nicht mehr sehen.

Sehr leidend und vom Staatsdienst, in dem er beinahe fünfzig Jahre gestanden, zurückgetreten, fand ihn schon das Jahrhundertfest von Goethe's Geburt, dessen Begängniß er nur im Geiste theilen konnte. Der beste Theil seiner Feier des Tags war der Empfang eines Handschreibens seiner Fürstin, welches den Ausdruck des reinen Gefühls von der Bedeutung des Festes an ihn richtete. Am Abend konnte er sich, um die Beleuchtung der Stadt und des Goethe'schen Hauses

zu ſehen, eine Ausfahrt nicht verſagen, die ihm vielleicht nachtheilig war. Wohl hatte er im vorausliegenden Jahr öfter manche Papiere hervorgenommen und ſich vorleſen laſſen, die für ſeine Denkſchrift über Goethe geſammelt waren. Aber wäre auch ſein Phyſiſches weniger angegriffen geweſen, dieſe Zeit war für eine ſolche Arbeit nicht gemacht.

Schon der Sturz der Orleans hatte ihn, der ſeit ſo vielen Jahren ſeine verehrende Anhänglichkeit an die edle Herzogin Helene mit dauerndem Wohlwollen erwiedert ſah, auch 1841 in Paris bei der ganzen königlichen Familie auszeichnende Aufnahme und Zutrauen gefunden, ſchmerzlich erſchüttert. Und als der Sturm ſich über Deutſchland verbreitete, konnten einander entgegengeſetzte Spannungen einem Manne nicht erſpart bleiben, der von jeher ein aufrichtiger Freund des Vaterlandes und bei freiſinniger Denkart monarchiſch geſinnt, ſowohl mit politiſch Thätigen verſchiedener deutſcher Staaten als mit hohen Perſonen in nahegehenden Beziehungen ſtand. Mehr als die Unruhen in nächſter Nähe, deren Beſchwichtigung er erwartete, und die er einmal, als ihn ſelbſt die zwar unerfüllt gebliebene Drohung des Fenſtereinwerfens traf, recht heiter belächelte, kränkte ihn der Zuſtand Berlins und insbeſondere eine Zeit lang Beſorgniß für die in ihrem Ge-

mahl verletzte Tochter seines Fürsten, die von ihm so innig verehrte Frau Prinzessin von Preußen. Aber auch die damals, wenn immer unter Gefahren und häßlichen Störungen, dem Gesammtvaterland erscheinenden Hoffnungen nahmen seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch, um so lebhafter, als an der Spitze der Frankfurter Versammlung, von der eine nicht blos äußere oder scheinbare Beruhigung der Zeitbedürfnisse sich erwarten ließ, seines so langerprobten Freundes trefflicher Sohn, Heinrich von Gagern stand, ein Mann, ihm in jedem Sinne theuer, und allen gerechten Deutschen nach allen Enttäuschungen ein unvergeßlich theurer Name. Auf ähnliche Weise aber enthielten all die für das große Vaterland und in seinen engeren Theilen so rasch und mannigfaltig gedrängten Aufregungen und Kämpfe für ihn noch Anfechtungen persönlicher Art. Hier war die Gegend einer befreundeten Familie mit Gewalt bedroht, dort rang ein werther Bekannter mit hochwachsenden Schwierigkeiten, Andere an anderen Orten, von welchen er Gutes und das Beste gedacht, zeigten sich gleichzeitig in einer Haltungslosigkeit oder Zweideutigkeit, die allen guten Glauben Lügen strafte. Und wenn ihn heute, einer besondern Sorge zur Beruhigung, die Erscheinung theurer Handzüge oder einer verehrten Gestalt freudig rührte,

kam morgen, kam vielleicht in der nächsten Stunde eine das sittliche, das Vaterlandsgefühl angreifende Nachricht, Spannung auf Spannung zwischen verhallenden Worten edler Männer, die an der gleichen Beschränktheit und Kernlosigkeit der einander ablösenden Parteien zu Spott wurden. Weder eine Sammlung, um sich in vergangene Stunden und die ruhige Dichtergestalt Goethe's zu vertiefen, noch eine Erholung leidender Nerven konnten solche Tage verstatten. Und so endigte den Widerspruch eines an lebendigen Antheil nach allen Seiten und Offenheit für alles Edle gewohnten Gemüthes mit immer gehemmteren Kräften und Sinnen ein Krampfanfall, dem ein friedliches Einschlummern folgte, am 21. October 1849.

Friedrich von Müller schied im einundsiebzigsten Jahre; von seinen Brüdern war vor sechs Jahren der jüngste, Geh. Reg.-R. Müller zu Jena, ihm vorangegangen, der zweite, weimarischer Major a. D., folgte nach wenigen Monaten ihm nach. Nun sollte auch von Müllers einziger Sohn, Geh. Kammerrath in Weimar, den Vater nicht viel um ein Jahr überleben. Dessen elfjähriger Sohn, der Mutter früh beraubt, ist nun der einzige Sproß des Hauses und die einzige Sorge seiner Großmutter, der Lebensgefährtin von Müllers durch 45 Jahre und treusten

Pflegerin seiner letzten Leiden. So nahe Folge der Trauerfälle erklärt, daß die vorliegenden Erinnerungen nicht früher veröffentlicht werden konnten und daß sich nicht mit Sicherheit versprechen, wohl aber hoffen läßt, es werde sich ein Theil der weiter beabsichtigten aus hinterlassenen Aufzeichnungen zusammenstellen lassen. Auch wem die letzteren willkommener gewesen wären, wird diese hier nicht leer an Interesse finden, die ein in sich gerundetes Ganze machen. Nicht blos geben sie dem Angehörigen Weimars authentische Aufschlüsse über vormalige Zustände des Heimathstaats und Beiträge zur Regierungsgeschichte des verehrungswürdigen Großherzogs Karl August, sondern sie enthalten in besonderer Perspective ein merkwürdiges Stück unserer Gesammtgeschichte und Erfahrungen deutscher Pathologie in den Unterbindungen, deren Wiederherstellung eben jetzt so empfohlen wird.

Die näheren Freunde des Hingeschiedenen werden gern in seiner eigenen ungesucht lebendigen Darstellung wenigstens einen Theil seiner Lebens- und Amtsgeschichte vergegenwärtigt sehen, die allerdings in ihrer ganzen Dauer und längeren Wirksamkeit nicht der Vergessenheit anheim zu fallen verdient. Denn er trat früh in die öffentliche Thätigkeit und zeigte sich für verschiedene Aufgaben der Regierung, deren Glied er

wurde, gewandt und ausdauernd. Den 13. April 1779 in Franken auf dem Stammgute der von Egloffsteinschen Reichsritterschaft, Kunreuth, geboren, wo sein Vater der Verwaltung vorstand, in der Engelhardschen Anstalt zu Baireuth und auf den Hochschulen Erlangen und Göttingen gebildet, kam er im Winter 1801 nach Weimar, dem Herzog durch eine in Göttingen gemachte Uebungsarbeit empfohlen, die einen Prozeß im Weimarischen betroffen hatte. Als Assessor bei der Regierung schon nach einem halben Jahre förmlich angestellt, wurde er vom Herzog mit manchen außerordentlichen Aufträgen vermittelnder und ordnender Natur betraut. Nach drei Jahren Regierungsrath und schon (1804) durch Vermählung mit der Begleiterin seines Lebens noch fester an die neue Heimath geknüpft, rief ihn unter Anderem nach dem Ableben des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels im folgenden Jahr, die Ordnung des Erbschaftsanfalles der Herzogin Amalie nach Schlesien. Wie dann im Herbst 1806 bei der über das Vaterland hereinfluthenden Kriegsnoth sein freiwilliger Diensteifer und seine muthige Hingebung es waren, die den 27jährigen Mann in eine diplomatische Rolle schwangen, welche sich durch die ganze Kriegsperiode an verschiedenen Orten und Zeitpunkten erneuerte, das erzählt die nachstehende

Denkschrift. Schon in den Zwischenzeiten aber dieser letztern Aufgaben nahm er für das Innere des Staats erheblichen Antheil an der Ordnung der Verwaltung und Rechtspflege. 1810 und 11 arbeitete er am Sportelgesetz (dessen umfassendere Neugestaltung 1833 von ihm durchgeführt wurde), an einer bessern Criminalordnung und an der Hebung des Gemeindewesens durch Abfassung freisinniger Städteordnungen, die er persönlich mit erwärmender Rede einführte. 1815, wo die lange von ihm betriebene Trennung von Rechtspflege und Verwaltung zur Ausführung kam, trat er als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz. 1816 brachte er das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für die herzoglich sächsischen nnd fürstlich reußischen Staaten zu Stande, bei dessen Installirung im Januar 1817 ihn der Großherzog Karl August durch das Comthurkreuz seines Hausordens auszeichnete. Viele Sorgfalt wandte von Müller auch auf die Wittwengesetze, die 1821 erlassen wurden. Der Landtag, in den er 1835 eintrat, wählte ihn seit 1841 wiederholt zum Vorstande. Der jetzt regierende Fürst ernannte ihn 1843 zum wirklichen Geheimen-Rath mit dem Prädicat Excellenz und Großkreuz des Falkenordens. Sei es im staatlich-praktischen Sinne, sei es im geistigen der Bildung und Literatur, im gemüthlichen der Ge-

ſelligkeit und Freundſchaft, überall war es das Verbindende und durch Verbindung Menſchenleben Erhöhende, worauf Müllers Herzensbedürfniß und entſchloſſene Thätigkeit, ſeine aufopfernde Dienſtfertigkeit, ſeine warme Begeiſterung und Pietät gerichtet blieb.

Weimar, im Mai 1851.

A. Schöll.

Erster Abschnitt.

October und November 1806.

Bei dem Ausbruch des unglücklichen Krieges zwischen Preußen und Frankreich im October 1806 wurde dem Herzog Carl August von Sachsen Weimar-Eisenach, der schon seit einer Reihe von Jahren in preußischen Kriegsdiensten stand, die Anführung der preußischen Avantgarde übertragen, die über den Thüringer Wald gegen Franken vorrücken sollte. Schon war sie über Meiningen hinaus vorgedrungen, als am 12. October der Befehl eintraf, so schnell als möglich gegen Weimar zurück zu gehen.

Der Herzog traf demgemäß mit seinem Corps am 13. October zu Ilmenau und am 14. Abends zu Arnstadt ein, wo er in der Nacht zum 15. den unglücklichen Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstedt erfuhr und hierauf sogleich wieder aufbrach, um die Anhöhen hinter Erfurt zu gewinnen.

Am 15. October Nachmittags zog Kaiser Napoleon in Weimar ein, höchst aufgebracht gegen

Fürst und Land und sehr Willens, es dem letztern schwer entgelten zu lassen, daß der Herzog nicht nur gegen ihn als preußischer Heerführer zum Kampf ausgezogen war, sondern selbst seine eigenen Truppen als Contingent zur preußischen Armee gestellt hatte.

Schon am Abend des 14. October hatte ein Theil der siegreichen französischen Armee die Stadt Weimar überströmt und bei Einbruch der Nacht zu plündern angefangen. Es entstand Feuersbrunst unfern des Residenzschlosses; eine halbe Straße brannte ab. Den ganzen andern Tag und die folgende Nacht dauerte die Plünderung fort, gar bald gebrach es an Lebensmitteln und selbst im Schlosse empfand die regierende Herzogin und ihr Hofstaat den drückendsten Mangel, da alle Vorräthe für das kaiserliche Hauptquartier aufgebraucht worden waren. Der Kaiser hatte die Herzogin, die ihn in bescheidener Würde oben an der Schloßtreppe empfing, auffallend kalt behandelt und war sogleich, ohne ihr Rede zu stehen, in seine Zimmer geeilt. Gleichwohl und wie schwer es ihr auch fiel, entschloß sich die Fürstin am 16. October Vormittags eine Audienz zu verlangen, die ihr alsbald gewährt wurde. Unerschüttert durch Napoleons Vorwürfe und Drohungen führte sie mit Würde und Nachdruck die Vertheidigung ihres Gemahls, schilderte lebhaft ihre und des Landes verzweiflungsvolle Lage

und drang auf Einstellung der Plünderung. Ihr standhaftes Ausharren in Weimar, mitten unter den Schrecknissen der nahen Schlacht, ihre ernste großartige Haltung und die ruhige Gediegenheit ihrer Worte imponirten dem Kaiser und gewannen ihm endlich die Versicherung ab, daß, wenn der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Contingent zurückrufen würde, ihm verziehen und seine Souverainetät nicht vernichtet werden solle, was außerdem unwiderruflich beschlossen sei.

Wie war es aber möglich, diese Bedingungen zu erfüllen, da man weder wußte, wo der Herzog sich dermalen befinde, noch irgend ein sicheres Mittel zu Gebote stand, ihm Nachricht zuzubringen!

Da traf plötzlich der Obrist-Lieutenant und Flügeladjutant des Königs von Preußen Graf Dönhof als Parlamentär in Weimar ein und der Geheime-Rath und Oberhofmeister von Wolzogen benutzte sein Erscheinen, um ihm einige flüchtige Zeilen an des Königs Majestät mitzugeben, die des Kaisers Forderungen bezüglich auf den Herzog berichteten und den König beschworen, ihn seiner Dienste zu entbinden und das weimarische Contingent zurückzusenden.

Kurz nachher ließ Napoleon sich bei der Herzogin zu einem Gegenbesuch anmelden. Er begab sich zu ihr unter feierlichem Vortritt seines ganzen Ge-

folges und begann sogleich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen über die allgemeine Lage der politischen Verhältnisse und über die ihm unwillkürlich — wie er versicherte — aufgedrungene Nothwendigkeit seines jetzigen Kriegszugs zu sprechen: »Croyez moi, Madame — sagte er unter Anderm — il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis que l'instrument.« Dann auf die Schwester der Herzogin, auf die verwittwete Frau Markgräfin von Baden, übergehend, sprach er seine hohe Achtung für diese Fürstin lebhaft aus und verließ endlich die Herzogin unter den verbindlichsten Aeußerungen, jedoch ohne auf die traurigen weimarischen Zustände des Augenblicks näher einzugehen. Der General Rapp hat mir nachmals erzählt, Napoleon habe, als er auf sein Zimmer zurückgekommen, gesagt: »Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur.«

Am 17. October Morgens verließ der Kaiser Weimar, und nur mit Mühe konnte von ihm erlangt werden, daß er die Frist zur Rückkehr des Herzogs noch auf drei Tage ausdehnte.

Zwei treue herzogliche Diener: der Oberforstmeister von Stein und der Forstjunker und Lieutenant von Seebach erboten sich, auf gut Glück zu Auf-

ſuchung des Herzogs gegen den Harz hin auszureiten, ſie wurden in verſchiedenen Richtungen abgeſendet, ihr Unternehmen blieb jedoch ohne Erfolg.

Inmitten ſo angſt- und qualvollen Zuſtandes gereichte es zu einiger Beruhigung, daß der Kaiſer bei ſeiner Abreiſe von Weimar den Adjutant — Commandant Dentzel — als Platzcommandanten zurückließ, einen der deutſchen Sprache und Sitte völlig kundigen Mann, deſſen eifrige Bemühungen für Wiederherſtellung der Ordnung und Minderung des allgemeinen Elendes, das eine dreitägige Plünderung herbeigeführt hatte, höchlich gerühmt werden müſſen. Er ſah es gern, wenn Mitglieder der Landesbehörden anregend und beiräthig in ſeinem Bureau verweilten, und ſo geſchah es, daß ich — damals einer der jüngſten Regierungsräthe — am 17. October Abends gerade gegenwärtig war, als ein kleiner, ſchwärzlicher Mann, im ſchlichten, blauen Oberrocke, ſich aus der bunten Menge hervordrängte, die den Schreibtiſch des Commandanten umlagerte, und mit freundlicher Stimme um ein Einquartierungs-Billet auf das Goetheſche Haus »pour Monsieur Dénon« bat.

»Comment, seroit ce pour le célèbre Dénon? Est-il donc ici?« rief ich alsbald mit Lebhaftigkeit aus. Er war es ſelbſt, wie ſich ſofort entdeckte, und unſere Bekannt-

schaft knüpfte sich um so schneller, als jener unwillkürliche Ausruf mir wohl zu einiger Empfehlung bei ihm dienen mochte. Es läßt sich leicht denken, daß Denon bei Goethe die willkommenste Aufnahme fand. Er erzählte, wie er dem kaiserlichen Hauptquartier überall nachzufolgen angewiesen sei, um nach Maßgabe der Ereignisse, Zeichnungen zu Denkmünzen aufzunehmen und sein Urtheil über eroberte Kunstschätze und deren Auswahl abzugeben. So wolle er denn auch am nächsten Tage nach Erfurt reisen, um den dortigen französischen Gouverneur, General Clarke, seinen Freund und Gönner, zu besuchen und eine Skizze zu einer Medaille in Bezug auf die Eroberung von Erfurt zu entwerfen.

Mir war aus meiner akademischen Zeit in Erlangen eine sehr vortheilhafte Meinung von dem General Clarke geblieben; ich erinnerte mich, daß man in Franken in den Jahren 1796 und 1797 seine Humanität und Rechtlichkeit höchlich gerühmt hatte, als ein Mitglied des Kreistages zu Nürnberg, der Geheime-Rath von Zwanziger, mit ihm zu unterhandeln beauftragt war. Ich äußerte daher den Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen, um vielleicht von ihm Rath und Förderung in unseren Bedrängnissen zu erlangen. Sofort trug Denon mir aufs Freundlichste an, ihn nach Erfurt zu begleiten; ich säumte nicht, so

erwünschten Vorschlag höhern Orts zu melden, und er wurde um so lieber genehmigt, als man durch mich in Erfurt auch noch einige Nebenzwecke zu erreichen hoffte. Die Herzogin Louise gab mir einige verbindliche Zeilen für den General Clarke mit; Denon hatte ihr persönlich aufgewartet und möglichste Unterstützung meines Auftrags zugesichert. So fuhren wir denn am 18. October des Nachmittags von Weimar ab, gerade als ein dreimaliges Gewehrabfeuern der in der Stadt einquartierten französischen Truppen das feierliche militairische Begräbniß des preußischen General-Lieutenants Grafen von Schmettau verkündete, der an seinen in der Auerstedter Schlacht erhaltenen Wunden hier verstorben war.

Wir trafen zu Erfurt den General Clarke noch an der Mittagstafel, und bei der überaus verbindlichen Aufnahme, die meinem Begleiter widerfuhr und sich auch auf mich erstreckte, fand ich mich mitten in dieser mir gänzlich fremden Welt gar bald in eine zwanglose, ja fast behagliche Lage versetzt, indem die stattliche Gestalt und würdige Haltung des Generals und seine feine, anmuthige Benehmungsweise nothwendig Zutrauen und Sicherheit einflößten. Es war ein Abgesandter des Herzogs von Gotha, Baron von Forster, mit an der Tafel und die großen Begebenheiten

der letzten Tage gaben reichen Stoff zur Unterhaltung. Der General Clarke, der in der Schlacht von Jena immer zu Pferde dicht um den Kaiser gewesen war, erzählte mit dem heitersten Humor von der Welt eine Menge interessanter Anekdoten, die sich mitten im heftigsten Kampfgewühle zugetragen hatten und die erstaunlichste Ruhe und Gleichmüthigkeit Napoleons während so großen Glücksspiels aufs Anschaulichste darstellten. Mir — erst vor wenig Stunden dem Anblick all des Elends, das diese Schlacht über uns gebracht, entflohen — ward ganz sonderbar zu Muthe, so furchtbare Ereignisse, deren Erinnerung noch zentnerschwer auf meiner Brust lastete, schon als ein glücklich Ueberstandenes, Geschichtliches, mit unbefangener Geistesfreiheit, ja mit Witz und Laune betrachtet und behandelt zu sehen, und der reichlich besetzte Nachtisch des Generals mit dem perlenden Champagner machte einen gar wunderlichen Contrast mit dem Zustande des Mangels und der Entbehrung — den ich im herzoglichen Schlosse zu Weimar in diesen Tagen mit erlebt hatte.

Nach aufgehobener Tafel trug ich mein Anliegen dem General Clarke vor und fand wohlwollende Theilnahme an unseren Bedrängnissen. Er versicherte mich, daß der Herzog mit seinem Corps unangefochten die Richtung über Mühlhausen gegen Göttingen ge-

nommen habe, und daß er es für sehr schwierig halte, ihm so schnell sichere Nachricht zuzubringen, als zur Erfüllung der Intention des Kaisers Napoleon nothwendig scheine. Ueberdies könne er nach jener Gegend hin keinen Paß bewilligen. Die Herzogin möge doch lieber unverzüglich Jemanden in das noch zu Naumburg befindliche kaiserliche Hauptquartier abordnen; für den Fall, daß mich selbst diese Sendung träfe, wolle er mir einen Paß ausfertigen und mir rathen, auf ein Handschreiben der Herzogin an den Kaiser anzutragen, worin um Verlängerung der Frist zur Rückkehr des Herzogs in seinen Staat gebeten würde. Bei der hohen Achtung, welche die Persönlichkeit der Herzogin bereits dem Kaiser abgewonnen, lasse sich gewiß hiervon das Günstigste hoffen.

19. October.

Sogleich am andern Morgen fertigte er mir den versprochenen Paß aus, ermuthigte mich nochmals zu dem angerathenen Unternehmen und entließ mich mit den Zusicherungen, Alles, was seine Stellung als Gouverneur von Erfurt nur irgend gestatte, zur Erleichterung des weimarischen Landes beitragen zu wollen.

Ich hatte in dem herzoglichen Geleitshause zu Erfurt übernachtet und war höchlich verwundert, daselbst

die Kammerfrau der Prinzessin Caroline von Weimar, nachheriger Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, anzutreffen, die am Morgen der Schlacht von Jena ihrer mit der Herzogin Mutter Amalia nach Göttingen fliehenden Gebieterin gefolgt war. Durch einen unglücklichen Zufall mußte der Wagen, worin die Kammerfrau sich befand, unterwegs dicht vor Erfurt zurückbleiben, und als sie endlich in die Stadt kam, war bei schon entstandener allgemeiner Verwirrung und gänzlichem Mangel von Postpferden jede Möglichkeit des weitern Fortkommens abgeschnitten. Nach Uebergabe der Stadt an die Franzosen hatte sie in steter Furcht geschwebt, der Pretiosen und Effekten der Prinzessin, die sie sämmtlich bei sich hatte, beraubt zu werden, und sich daher in strengster Verborgenheit gehalten.

Unter Begünstigung des Generals Clarke gelang es mir, ihre alsbaldige Heimkehr nach Weimar zu vermitteln, wohin dann auch ich gegen Mittag mit Herrn Denon schon um Vieles beruhigter zurückfuhr.

Ich eilte unverzüglich aufs Schloß und erzählte der Herzogin mit Lebhaftigkeit Alles, was ich zu Erfurt gesehen und gehört.

In trüben Tagen wird auch der kleinste Lichtstrahl freudig aufgenommen, und so brachte die aus meinen Nachrichten hervorgehende Wahrscheinlichkeit,

daß es mit dem Herzog und seinem Corps besser stehe, als man gedacht, so wie meine Schilderungen der freundlichen Gesinnungen des Generals Clarke, einige Erheiterung in die traurige Stimmung des Hofes. Von einer Absendung an den Kaiser schien jedoch die Herzogin sich wenig Erfolg zu versprechen, denn sie hatte bereits in der Nacht vorher den Baron von Spiegel mit einem Handschreiben an den Kaiser nach Naumburg gesendet, auf welches die verheißene Antwort ausblieb.

20. October.

Des andern Morgens aber eröffnete mir Denon, daß er nach Naumburg abzureisen beschlossen habe, und drang wiederholt in mich, daß ich die gute Gelegenheit, mit ihm ins kaiserliche Hauptquartier zu gelangen, doch ja nicht ungenützt lassen möge, da er mir insbesondere durch seinen vertrauten Gönner, den Minister-Staatssecretair Maret, gar sehr förderlich sein zu können hoffe. Seine Gründe leuchteten mir sehr ein, der Ausflug nach Erfurt hatte mich ermuthigt, und so besann ich mich nicht lange, die beiden Geheimen-Räthe von Voigt und von Wolzogen mit Denons Vorschlage und meiner Bereitwilligkeit ihn auszuführen bekannt zu machen. Mein Erbieten wurde der Herzogin unverzüglich vorgetragen

und genehmigt. Sie versah mich mit einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser, das Ministerium fertigte mir schnell eine offene Legitimation aus und schon um vier Uhr Nachmittags saß ich im Wagen, um Herrn Denon nachzueilen, der unterdessen vorausgereist war. Ich glaubte nur auf vierundzwanzig Stunden wegzureisen, und ein alter siebzigjähriger Postillon, der sich nebst zwei abgetriebenen Pferden aus der Plünderung und Zerstörung der ganzen Postanstalt gerettet hatte, sollte mich bis Naumburg und zurück bringen, da an einen Pferdewechsel auf der Station Auerstedt nicht mehr zu denken war. Mein Weg führte mich bei schon einbrechender Nacht mitten durch das Schlachtfeld von Auerstedt, das noch deutlich durch unbegrabene Leichname, todte Pferde und umhergestreutes Heergeräth jeder Gattung gräßlich genug bezeichnet war. In Naumburg angekommen, gelang es mir bald, Denons Quartier auszukundschaften, und ich erfuhr von ihm, daß der Kaiser schon am Morgen nach Halle abgereist sei und daß ich ebenfalls dahin steuern müsse. Bei Denon traf ich einen französischen Offizier vom Generalstabe, Capitain Lefebre, der eine Mission vom General Clarke nach Leipzig und je nach Umständen weiter ins Hauptquartier hatte. Auf Denons Vorschlag erklärte er sich gern bereit, einen Platz in meinem Wagen anzunehmen und mir über die Hin-

derniſſe, die mein Fortkommen ohne Zweifel finden würde, hinwegzuhelfen. Einen treuern, wohlwollendern Freund in der Noth habe ich nicht leicht angetroffen, und es iſt unſäglich, wie viele Förderniß und wie viele weſentliche Dienſtleiſtungen ich dieſem wackern Manne in der Folge noch zu verdanken hatte.

Da ich mich der Gefahr nicht ausſetzen konnte, aus Mangel an Poſtpferden unterwegs liegen zu bleiben, ſo beſchloß ich, meinen alten weimariſchen Poſtillon für die ganze Reiſe bei mir zu behalten, und fuhr am nächſten Morgen gleichzeitig mit Denon nach Merſeburg ab*).

21. October.

Wir vernahmen daſelbſt, daß der Kaiſer bereits wieder von Halle weg, nach Deſſau ſei und von dort nach Wittenberg ziehen werde. Dies beſtimmte uns, die Richtung ebenfalls dahin, jedoch über Leipzig, zu nehmen, wo Denon und mein Begleiter Geſchäfte hatten. Erſt ſpät am Abend erreichten wir Leipzig und eilten ſogleich aufs Rathhaus, um uns Quartierbillets zu verſchaffen. Zu meiner nicht geringen Freude

*) Lefebre beſuchte mich ſpäter in Jena im Frühjahr 1813 als Obriſt eines Küraſſier-Regiments, mit dem er zur großen Armee marſchirte. Leider habe ich ſpäter nichts mehr von ſeinem Schickſale erfahren können.

fand ich einen guten Bekannten, den ältesten Sohn des Banquiers Frege, an der Spitze des Einquartierungs-Bureaus, das sich, um der allgemeinen Verwirrung beim übergroßen Andrang durchmarschirender Truppen abzuhelfen, aus den angesehensten Kaufleuten und Honoratioren der Stadt gebildet hatte. Wir wurden sogleich auf das Beste untergebracht, und ein zufälliger Blick auf das Datum unsers Quartierbillets erinnerte meinen Reisegefährten Lefebre, daß heute gerade der Jahrestag der weltberühmten Seeschlacht von Trafalgar sei, die er auf einem französischen Kriegsschiffe von 80 Kanonen mitgemacht hatte und von deren schauderhaften Schreckniſſen er mir ein so lebendiges Gemälde entwarf, daß, im Vergleich damit, unsere Erlebnisse nach der Schlacht von Jena gewaltig zurücktraten.

22. October.

Am folgenden Tage, während Denon und Lefebre ihren Geschäften nachgingen, kaufte ich ein drittes Pferd vor meinen Wagen, um nicht in den schlechten Wegen nach Wittenberg stecken zu bleiben.

Zwar befand sich meine Kasse, die blos auf einen Ausflug nach Naumburg berechnet war, bereits erschöpft, aber Banquier Frege verstärkte sie bereitwilligst durch ein Darlehen, und ich sah mich dadurch

in den Stand gesetzt, auch noch einige andere Bedürfnisse zu meiner weitern Reise anzuschaffen. Wir kamen an diesem Tage nicht weiter als bis Eulenburg, wo wir, da Alles von Soldaten überfüllt war, am Ende noch froh sein mußten, in der Unterstube eines schlechten Wirthshauses ein Strohlager zu finden. Mich erbaute die gute Laune und heitere Resignation, mit der sich Denon in diese Entbehrungen fügte; wie es denn überhaupt ein Grundzug der bedeutendsten Männer unter den Franzosen jener Epoche war, mit größter Leichtigkeit Alles zu genießen, wie Alles zu entbehren, je nachdem die Umstände es mit sich brachten. Ein fürchterlicher Sturm wüthete in dieser Nacht, jeden Augenblick drohten die heftigsten Windstöße uns das Haus über den Kopf zu stürzen, und die Luft schien wie von einem wilden Heere zischender und heulender Spukgeister erfüllt. Wir konnten nicht einen Augenblick schlafen und Denon erzählte, wie er einst mit Lucian Bonaparte einen ähnlichen Sturm zur See erlebt habe, der diesen entschiedenen Freidenker plötzlich zum Gebet angetrieben habe.

23. October.

Mit Anbruch des Tages abgereist, trafen wir unterwegs auf eine Menge entwurzelter Bäume, abgedeckter Dächer und andere Zerstörungen des nächt-

lichen Orkans und kurz vor Wittenberg auf ein kursächsisches Cavallerie-Regiment, das gestern hatte absitzen und seine stattlichen Pferde an unberittene französische Dragoner überlassen müssen. Der tiefste Schmerz über solche Schmach war auf den Gesichtern der braven Krieger zu lesen.

Wir fanden den Kaiser nicht mehr zu Wittenberg, er war etwa vor einer Stunde abgereist und ein Theil seines Gefolges eben im Begriff, ihm nachzueilen.

Mit Freuden gewahrte ich darunter den General Rapp, der schon zu Weimar, trotz seiner rauhen Außenseite, sich mir geneigt und wohlwollend gezeigt hatte. Ich sprach ihn sogleich und erfuhr, daß der Kaiser in vollem Marsche nach Berlin sei, da sich nirgends einiger Widerstand mehr zeige, und daß sein Hauptquartier diese Nacht in Kroppstedt, drei Stunden hinter Wittenberg, sein werde. Zugleich erzählte er mir, daß man einen Brief des Königs von Preußen an den Geheimen-Rath von Wolzogen zu Weimar aufgefangen, den er selbst dem Kaiser habe übersetzen müssen und worin der König erkläre, daß er den Herzog von Weimar von allen Pflichten gegen Preußen loszähle und zur Rückkehr in sein Land angelegentlichst auffordere. Es ist leicht zu denken, wie sehr diese wichtige Nachricht meine Hoffnungen belebte. Der General Rapp rieth mir, unverzüglich nach Kroppstedt abzureisen, um,

wo irgend möglich, noch heute Audienz zu erlangen, da der Kaiser ohne Zweifel schon morgen mit dem Frühesten aufbrechen werde. Aber es war schwer, diesem Rathe zu folgen, da meine Pferde höchst ermattet waren und nicht einmal Futter für sie aufzutreiben stand, überdies wollte auch Denon in Wittenberg übernachten. Ich entschloß mich gleichwohl, mein Heil zu versuchen, Denon gab mir einige Zeilen zur Empfehlung an den Minister Maret mit und mein guter alter Postillon bot alle Kräfte auf, sein müdes Dreigespann noch einmal in Bewegung zu bringen. Ich darf nicht vergessen, daß ich zu Wittenberg auch den alten ehrwürdigen Fürsten Franz von Dessau traf, den langjährigen treuen Freund unsers Herzogs, der den Kaiser bis hieher begleitet hatte. Erst vor zwei Monaten war ich ihm im Bade zu Schandau vorgestellt worden, wohin mich der Herzog von Weimar von Dresden aus mitgenommen hatte, und ich war damals so glücklich gewesen, mit beiden vortrefflichen Fürsten erst auf der Festung Königsstein und dann in Schandau einige höchst genußreiche Tage zuzubringen.

Nun, da ich erfüllt von Sorge und Kummer um das Schicksal meines Herzogs den Fürsten von Dessau unter so traurig veränderten Umständen wieder sah, ward sein Anblick mir dennoch überaus wohlthätig; denn sein fester hoher Sinn und Alles, was er

mir von des Kaisers persönlich gutem und achtungsvollem Benehmen gegen ihn mitzutheilen die Gnade hatte, ermuthigte mich eben so sehr, als seine lebhafte Theilnahme an unserm Unglück mein Gemüth erfrischte.

Es war schon Nacht, als ich mit meinem treuen Reisegefährten Lefebre unter dem heftigsten Regen im Hauptquartiere zu Kroppstedt anlangte. Eine Unzahl von Wagen, Munitionskarren und Kriegsfuhrwerk jeder Art war in diesem kleinen Dorfe zusammengedrängt und sperrte gänzlich die mitten durchlaufende Heerstraße. Rings um das Dorf bivouacquirten die Truppen. Alle Häuser waren geplündert und entweder von den Einwohnern ganz verlassen, oder bis zum Dach mit Soldaten angefüllt. An ein Unterkommen für uns war nicht zu denken, wir mußten unsere Kutsche mitten unter jener Wagenburg zurücklassen und bei dichter Finsterniß und gräßlichstem Schmutze umhertappen, bis wir auf einen Offizier stießen, der uns einigen Bescheid geben konnte.

Da erfuhren wir denn, daß der Kaiser mit seinem Gefolge das, eine ziemliche Strecke seitwärts gelegene, Schloß des Gutsbesitzers eingenommen habe, der ganze Generalstab des Major-Generals Prinzen von Neufchatel aber sich in der Wohnung des Schulmeisters befinde.

Capitain Lefebre nahm mit mir Abrede, daß ich

ihn da aufsuchen solle, sobald ich vom Kaiser entlassen sein würde, und so machte ich mich unverzüglich auf den Weg. Nicht ohne viele Mühe gelangte ich durch die ausgestellten Wachen hindurch zu dem zwischen Teichen und Gräben, gleichsam auf einer Insel liegenden Schlosse. Ich trat in einen langen Cotridor zur ebenen Erde ein, der nur sparsam von einigen Lampen erhellt war, die links und rechts an den Wänden hin die großen Bärenmützen der schlafend auf der Erde hingestreckten kaiserlichen Gardisten gewahren ließen. Leise schlich ich mich hindurch und war ungefähr in die Mitte des Corridors gekommen, als ich in einem besser erhellten Seitenraume rechts mehrere Offiziere in gestickten Uniformen auf einem Strohlager erblickte und von einem kaiserlichen Bedienten angehalten wurde. Er belehrte mich, daß ich dicht vor dem kaiserlichen Schlafzimmer stehe, daß der Kaiser schon zu Bett sei und daß ich wohl thun würde, mich schnell wieder zu entfernen, wenn ich nicht bei dem mindesten Geräusch Gefahr laufen wollte, als verdächtig arretirt zu werden. Ich erwiederte, daß ich Depeschen an den Minister Maret habe und diesen durchaus noch sprechen müsse, worauf jener keinen Anstand nahm, mich vor die Thür seines Zimmers am äußersten Ende des Corridors zu führen.

Der Minister war eben im Begriff ins Bett zu

steigen und schon gänzlich entkleidet; doch war er freundlich genug, mich noch anzunehmen, wo ich ihm denn meinen Empfehlungsbrief von Denon überreichte und mein Anliegen vortrug. Er sagte mir, der Kaiser werde schon vor Anbruch des Tages nach Potsdam aufbrechen, und er müsse mir rathen, ihm dorthin zu folgen; denn es würde sehr schwer halten, noch vor der Abreise hier Audienz zu bekommen. Dabei bestätigte er mir, was ich bereits von dem General Rapp über ein eingelangtes Schreiben des Königs von Preußen an den Baron v. Wolzogen vernommen hatte, mit dem Zusatze, der Kaiser sei mit dem Inhalt dieses Schreibens sehr zufrieden und habe sogleich befohlen, es dem Baron Wolzogen zuzuschicken. Mein Rückzug durch den langen Corridor und die bunten Reihen der schlafenden Krieger ging glücklich von Statten, aber wie groß war meine Verlegenheit, als ich beim Heraustreten in den Garten mich von der dichtesten Finsterniß umhüllt, und, da ich mich durchaus nicht zu orientiren vermochte, zwischen Hecken, Gräben und Teichen labyrinthisch eingeschlossen fand. Nach langem Umherirren gelang es mir endlich auf einen Wachtposten zu stoßen, der mich zurechtwies, und so erreichte ich höchst ermüdet das Dorf und jene Wagenburg wieder, bei der ich meinen Wagen verlassen hatte.

Mein getreuer Postillon hielt glücklicher Weise

noch auf derselben Stelle; Capitain Lefebre war kurz vorher bei ihm gewesen, um nach mir zu fragen, und hatte bestellt, daß ich nur geradezu in die Schulmeister-Wohnung gehen sollte, wo ich ihn finden würde.

Dort führte man mich eine dunkle Treppe hinauf in eine Oberstube, auf deren nackten Dielen der ganze Generalstab des Prinzen von Neufchatel schlafend umherlag. Eine halberloschene Lampe erhellte dürftig die kahlen Wände, und Lefebre's Beispiele folgend, legte ich mich mitten unter jene schlafenden Unbekannten nieder, mein Portefeuille zum Kopfkissen nehmend.

Trotz der wunderlichen Bilder, die meine Phantasie durchkreuzten, ließ mich doch die Ermüdung bald einschlafen; es dauerte jedoch nicht lange, so erweckte mich ein Geflüster dicht neben mir.

Zwei Offiziere, wahrscheinlich Polen, erzählten sich von geheimen Anstiftungen und Umtrieben in Polen, die, schon lange weit umher verzweigt, jetzt auf den ersten Wink Napoleons zur offenen Empörung gegen Preußen auszubrechen auf dem Punkt seien. Der eine dieser Offiziere war erst ganz kürzlich von einer Mission dahin zurückgekommen und wußte die interessantesten Personalitäten anzugeben. Ich erschrak nicht wenig bei dem Gedanken an die Unannehmlichkeiten, die mir bevorstanden, wenn entdeckt würde, daß ich,

als ein fremder, unberufener Schlafgenosse jene wichtigen Geheimnisse erlauscht hätte.

Doch bald wurde es um mich her lauter und sämmtliche Offiziere verließen einer nach dem andern im Dunkeln das Zimmer, ohne mich im geringsten zu bemerken. Ich erhob mich nun ebenfalls vom Lager und eilte ins Schloß.

24. October.

Es mochte etwa vier Uhr Morgens sein, aber schon war der Kaiser abgereist. Minister Maret ebenfalls. Auf dem Hofe stand der Obermarschall, General Duroc, im lebhaften Wortwechsel begriffen mit dem Besitzer von Kroppstedt, einem Herrn von Leipziger, der in die bittersten Klagen über den ungeheuren Schaden ausbrach, den die während der ganzen Nacht fortgesetzte Plünderung und die Wegnahme alles seines Viehes ihm gebracht, allein ziemlich unfreundlich abgefertigt wurde.

Wie ungünstig auch der Moment war, mußte ich doch den Obermarschall ansprechen; er beschied mich nach Potsdam, wenn ich anders, setzte er hinzu, durch die Truppen-Colonnen und Artillerie-Parks, die alle in vollem Marsche dahin seien, durchzukommen mir getraue.

Als ich zu meinem Reisegefährten zurückkam, fand

ich ihn beschäftigt, unsern unglücklichen Hauswirth, den Schulmeister, zu trösten, der, je heller es wurde, immer neue Greuel der Verwüstung und Plünderung entdeckte, welche in dieser Nacht nicht einmal die Kirche und die Grabstätten verschont hatte. An ein Frühstück für uns schien nicht zu denken und doch hungerte uns über alle Maßen. Endlich ward im Keller noch ein Rest von Kartoffeln aufgefunden, die uns gleich den köstlichsten Leckerbissen mundeten. Als ich dem ehrlichen Schulmeister einen blanken preußischen Thaler dafür in die Hand drückte, vergoß er Freudenthränen, höchlich verwundert, daß in dieser wilden, schonungslosen Zeit noch irgend Jemand ans Bezahlen denke. Meinem Postillon war es gelungen, sich von Artillerie-Fuhrknechten etwas Hafer zu verschaffen, und so konnten wir mit nothdürftig erfrischten Rossen unsere Fahrt nach Potsdam antreten.

General Duroc hatte richtig prophezeit; unsägliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, um neben den endlosen Menschen- und Wagen-Colonnen im tiefen Sande fortzukommen.

Eine halbe Welt schien auf dem Marsche; Fußvolk und Reiterei von jeder Waffengattung, Munition und Bagage, Alles bunt durch einander, Alles frisch und fröhlich, meist scherzend und singend, berauscht von Siegesfreude und der Hoffnung, bald in Berlin zu

sein. Die Carabiniers in ihren blauen Collets, mit blanken Brustharnischen und blutrothen Helmbüschen, stachen besonders schön hervor.

In Treuenbrietzen hielten wir eine Stunde an und der Commandant verschaffte uns Futter für die Pferde. Auch hier, wie in allen Dörfern, durch die wir kamen, war Alles rein ausgeplündert. Spät am Abend erreichten wir Potsdam und wurden bei einer guten, alten Wittwe einquartiert, die ganz froh war, so sanftmüthige Gäste zugetheilt zu erhalten.

Sonnabend, 25. October.

Am andern Morgen gegen neun Uhr betrat ich, nicht ohne Herzklopfen, das königliche Schloß, das ich im vorigen Frühjahr in fröhlichster Behaglichkeit zum ersten Mal besehen hatte. Derselbe alte Castellan, der mich damals in die ehrwürdigen Gemächer Friedrichs des Großen geführt hatte, wies mich auch diesmal zurecht, als ich nach dem dienstthuenden Adjutanten des Kaisers Napoleon fragte. Er brachte mich in den salon de service zu dem General Mouton *), einem ernsten, ziemlich starken Manne, schwarz von Haar und Augen, einsilbig und bestimmt, ja fast finster in seinem Wesen, doch bei alledem keineswegs un-

*) nachmaligem Marschall Graf Lobau.

freundlich. Dieser versprach mir, mich dem Kaiser zu melden, sobald es irgend thunlich sein würde; einstweilen möge ich nur hier im Saal bleiben. Marschälle, Generale und Ordonnanz-Offiziere kamen und gingen ab und zu in lebhafter Regsamkeit. Ich fand hier den Grafen Ferdinand Waldner (Bruder einer mir befreundeten Hofdame zu Weimar) als Adjutanten des Marschalls Bessieres, der die Cavallerie der kaiserlichen Garde commandirte. Der Marschall, ein langer, stattlicher Mann, schon etwas ältlich, stach mit seinen schwarzen gepuderten Haaren und langem Zopfe gewaltig gegen die übrigen Heerführer ab, auch war in seinem ganzen Benehmen etwas Altfranzösisches und die feinste Sitte bemerklich.

Mir ward auf einmal sehr unwohl; die große Spannung, in der ich seit meiner Abreise von Weimar gelebt, war durch die ungeduldige Erwartung der kaiserlichen Audienz bis zum heftigsten Brustkrampf gesteigert. Ich suchte durch ein anstoßendes Zimmer in die frische Luft zu kommen. Es war die Garderobe des Kaisers; der bekannte Leibmameluck Rustan mochte meinen Zustand auf meinem Gesichte lesen und sogleich beeilte er sich, mir eau de Cologne und Orangenwasser aus der kaiserlichen Reiseapotheke hülfreich zuzubringen. Nach etwa einer Viertelstunde konnte ich wieder in den Salon zurückkehren und wenig Minuten

darauf ließ der Kaiser mich durch den General Mouton in sein Cabinet rufen.

»Sie kommen von Weimar? Was macht die Herzogin?« redete er mich mit der ruhigsten Miene von der Welt an, die Hände auf den Rücken geschlagen und mit einer Freundlichkeit im Tone, die mir sogleich Muth und Zuversicht einflößte. »Wir haben in der That der Herzogin viel Lärm und Unruhe in ihrem Schlosse gemacht; das that mir sehr Leid, aber im Kriege geht es nicht anders.«

Ich überreichte ihm das Schreiben der Herzogin, indem ich versicherte, daß es nur von ihm abhängen würde, sie vollkommen zu beruhigen; insbesondere durch günstige Beschlußfassung über Verlängerung der Frist zur Rückkehr des Herzogs, von dem wir noch immer keine Kunde hätten und nicht einmal sicher sein könnten, daß einer der mehrern ausgeschickten Couriere ihn getroffen.

»Wie steht es mit der Ruhe und Ordnung in Weimar? ist sie wieder hergestellt? thut der Commandant, den ich dort gelassen, seine Schuldigkeit?«

Ich rühmte die Mannszucht und das wohlwollende Benehmen desselben und drückte zugleich unser lebhaftes Bedauern aus, daß wir, wie ich hier gehört, ihn verlieren sollten, da die Etappenstraße künftig von Erfurt aus über Buttelstedt gehen würde. »Ein Commandant,« setzte ich hinzu, »sei uns doch in Weimar

zu Aufrechthaltung guter Ordnung höchſt nöthig, und zwar ein ſolcher, der deutſch ſpräche.«

»Wie ſteht es mit dem Herzog von Weimar? Kehrt er in ſein' Land zurück?« fragte der Kaiſer.

Ich ſetzte hierauf näher auseinander, in welchen Richtungen und mit welchen Inſtructionen unſere Couriere nach ihm ausgeſandt worden und wie groß unſere Verzweiflung ſei, daß wir noch immer keine Nachricht von ihm hätten, ja nicht einmal eine ſichere Spur von der Gegend, in welcher er ſich befinden möge. Inzwiſchen hoffe man ſtündlich, welche zu erlangen, und ſobald man in Weimar das Geringſte erfahre, würde man es ganz gewiß mir ſchleunigſt mittheilen.

»Nun wohl,« ſagte der Kaiſer, »ſo bleiben Sie denn im Hauptquartier, bis Ihnen Kunde zukommt, und hinterbringen Sie mir dann ſolche unverzüglich. Wo iſt die Großfürſtin von Rußland, Ihre Erbprinzeſſin?«

»Ich weiß es nicht, Sire,« erwiederte ich, »aber ich hoffe es in Berlin, wo ſie durchgereiſt ſein muß, zu erfahren, wenn anders Ew. Majeſtät zu erlauben geruhen, daß ich mich dahin begebe.«

»Das mögen Sie immerhin,« verſetzte der Kaiſer, »und Ihre Erbprinzeſſin würde auch ſehr wohl thun, ſofort nach Weimar zurückzukehren.«

Ich nahm hier Gelegenheit, um Päſſe zur Rück-

reise der Herzogin Mutter und des Erbprinzen nach Weimar zu bitten, welche mir sofort bewilligt wurden.

Der Kaiser kam nun nochmals auf seine Anwesenheit in Weimar zurück. »Ihre Herzogin,« sagte er, »hat sich sehr standhaft bewiesen, sie hat meine ganze Achtung gewonnen. Ich begreife, daß unsere rasche Ankunft in Weimar sie in große Bedrängniß setzte. Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? Man zwingt mich dazu wider meinen Willen.«

Nun nahm ich Gelegenheit, die traurige Lage unsers Landes zu schildern und nochmals hervorzuheben, wie Noth es uns thue, einen braven Commandanten und namentlich Herrn Dentzel, in Weimar zu behalten.

Der Kaiser schien sich nicht gleich auf ihn zu besinnen und rief den Prinzen von Neufchatel, der in einem anstoßenden Cabinet war, herbei, um Auskunft zu geben. Dieser versicherte, Dentzel sei nach Lützen bestimmt, wir würden aber nach Weimar einen andern wackern Mann als Commandanten erhalten. Da ich mich aber nicht dabei beruhigte, sondern wiederholt um Dentzels Beibehaltung zu bitten wagte, so sagte der Kaiser lächelnd zu dem Prinzen: »Nun, sehen Sie zu, wie Sie es einrichten; ich wünsche allerdings, die Herzogin von Weimar zufrieden zu stellen; jedenfalls

muß man den Weimaranern einen Commandanten geben, der gute Ordnung hält und die deutsche Sprache versteht.«

Hiermit endigte sich meine erste Audienz. Als ich in den salon de service zurückkam, lud der Obermarschall Duroc mich ein, an seiner Tafel mit zu speisen. Die Marschälle Lannes, Davoust und Bessieres, der General Rapp, der Minister Maret und viele andere Generale waren von der Gesellschaft. Herr Maret hatte die Güte, mich aufs Freundlichste zu begrüßen und an seine Seite zu nehmen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und heiter, die neuesten Kriegsbegebenheiten lieferten reichlichen Stoff. Der General Belliard, Chef des Generalstabs des Großherzogs von Berg, erzählte viel Interessantes aus Magdeburg, wo er vorgestern als Parlamentär gewesen, und man konnte aus seinen Aeußerungen wohl schließen, daß diese Festung sich nicht lange halten würde.

Sodann ward die erst diesen Morgen überraschend schnell erfolgte Uebergabe der Festung Spandau besprochen und mancher Witz auf Kosten des preußischen Generals gemacht, der darin commandirt hatte.

General Rapp führte mich dem Grafen von Frohberg, königlich baierischem Oberforstmeister, zu, der dem Kaiser von Bamberg aus als guide gefolgt

war. Ich erinnerte mich, ihn ſchon in Weimar geſehen und mit ſeiner Schweſter Melanie, einer geiſt- und talentvollen Dame und großen Verehrerin des Herzogs von Weimar, vor einigen Jahren bei der Familie von Stein zu Völkershauſen viele vergnügte Tage verlebt zu haben. Es iſt dieſelbe Madame de Montjoie, welche ſpäter viele Jahre zu Paris als Hofdame der Mad. Adelaide, Schweſter des Königs Louis Philipp, lebte. Als ich ſie im Jahre 1841 zu Neuilly wiederſah, bewahrte ſie noch eine lebhafte Erinnerung jener Zeiten.

So wurde ich denn mit dem kaiſerlichen Gefolge immer bekannter und dadurch um Vieles unbefangener. Man rieth mir, Nachmittags den Prinzen von Neufchatel um die Ausfertigung der mir verheißenen Päſſe zu bitten, aber erſt gegen Abend gelang es mir, bei ihm vorgelaſſen zu werden.

Es iſt ſchwer, den wunderlichen Eindruck wiederzugeben, den die originelle Weiſe, wie in ſeinem Bureau die Geſchäfte verhandelt wurden, auf mich machte. Eine Menge junger Adjutanten, meiſt in Huſarenuniformen, bewegte ſich behaglich hin und her, ſo luſtig und wohlgemuth, als ſei von ernſten Zwecken gar nicht die Rede. Gegen ſie ſtach die kleine, gedrängte Figur, das ſtrenge, faſt mürriſche Geſicht des ſchon ältlichen Prinzen, deſſen ganzer Kopf etwas Antikes, Bronze-

artiges hatte, auffallend ab. Er rief bald diesem, bald jenem eine lakonische Frage zu, oder ertheilte ihm mit kurzen, raschen Worten einen Auftrag zu einer augenblicklichen Mission. Mit Blitzesschnelle schickte man sich zu dessen Befolgung an und verschwand, nicht selten mit einer humoristischen Aeußerung, so schnell, als wäre man nie dagewesen. Jede Ordre, wie kurz und präcis und mit wie trockner, fast verdrießlicher Miene sie auch ertheilt wurde, hatte doch einen Zusatz von gemüthlicher Laune und individuellem Wohlwollen. Der Prinz ging mit der größten Leichtigkeit von einem Gegenstande zum andern über, doch hatte er immer das Ansehn zerstreut zu sein. Seine Entschließungen und Anordnungen schienen, wie Funken eines Feuersteins, immer erst durch äußern Anschlag geweckt werden zu müssen, aber dann auch augenblicklich mit größter Sicherheit hervorzuspringen. Dabei trug mitten in der größten Geschäftigkeit sein Aeußeres immer das Gepräge der tiefsten Ruhe. Schon eine ganze Weile war ich auf diese Weise Zeuge mannigfacher Expeditionen gewesen, als er nun erst auf mich zukam, um mein Anliegen zu vernehmen. »Der Kaiser,« war seine Antwort, »hat mir noch nichts von den Pässen gesagt, die Sie verlangen; schreiben Sie mir darüber bis morgen früh, so kann ich seine Befehle einholen. Was Ihren Commandanten in Weimar betrifft, so

sprechen Sie mit dem General Hastrel, dem Chef meines Generalstabs, der insbesondere die Commandanten-Listen führt, er wird sehen, was sich für Sie thun läßt.«

Ich eilte in mein Quartier, um mein Memoire an den Major-General aufzusetzen, und suchte sodann den General Hastrel auf. Dieser würdige Mann, der mit einem schlichten Aeußern das menschenfreundlichste Herz verband, sagte mir ganz aufrichtig, daß über Herrn Dentzel bereits anderweit disponirt sei und daß alle meine Bemühungen, ihn in Weimar zu erhalten, vergebens sein würden. Alles, was er für mich thun könne, bestehe darin, daß er Dentzel noch einige Tage länger bei uns lassen wolle, bis sich ein recht passender Offizier an seine Stelle finden würde; denn derjenige, der jetzt nach Weimar bestimmt gewesen, spreche kein Wort Deutsch und würde uns schwerlich sehr zusagen.

Noch am selbigen Abend erfuhr ich von dem Grafen Frohberg, daß ein Abgesandter des Herzogs von Braunschweig zu Wittenberg gewesen, aber von dem Kaiser aufs Schlechteste behandelt worden sei. Napoleon habe ihm geradezu gesagt, daß er einen preußischen General Braunschweig, aber keinen Herzog von Braunschweig mehr anerkenne. Jener Abgesandte, Oberkammerherr von Münchhausen, sei in größter

Verzweiflung abgereist, und ich dürfe mir daher um so mehr Glück wünschen, daß der Kaiser mich so freundlich aufgenommen. Herr v. Münchhausen habe auch erzählt, daß der Herzog von Weimar am 20. October mit seinem Corps durch Braunschweig gezogen sei und seine Richtung gegen Stendal genommen zu haben scheine.

Sonntag, 26. October.

Am andern Morgen hielt der Kaiser Revue über seine Garde, die im Garten dicht hinter dem Schlosse aufmarschirt war. Nach Beendigung dieser Revue gelang es mir, den Prinzen von Neufchatel wieder zu sprechen; aber statt der gehofften Beschlußfassung auf mein Memoire kündigte er mir an, das Hauptquartier werde so eben nach Charlottenburg verlegt und ich möge mich dort, von Berlin aus, morgen melden. Ich fuhr also mit Capitain Lefebre alsbald nach Berlin ab. Eine Todtenstille herrschte in dieser Stadt, die ein Theil des Armeecorps des Marschall Davoust besetzt hatte. Alle Einwohner waren in größter Spannung, Niemand wagte sich aus den Häusern. Ich nahm meine Wohnung in der Stadt Rom, wo ich schon voriges Frühjahr gewohnt hatte.

27. October.

Am andern Morgen fuhr ich zeitig nach Charlottenburg, wo so eben der Marquis de Luccheſini und der General Zaſtrow mit Friedensvorſchlägen des Königs von Preußen angekommen waren. Der Prinz von Neufchatel wohnte im Erdgeſchoß in den Zimmern des Königs, die Adjutanten zeigten mir eine Menge kleiner, militäriſcher Puppen, die in den Uniformen der verſchiedenen Regimenter der preußiſchen Armee auf den Wandtiſchen aufgeſtellt waren, und unterließen nicht, ſpöttiſche Witzeleien darüber anzubringen. Als der Prinz von Neufchatel endlich erſchien, ſagte er mir: »der Kaiſer habe noch immer keinen Befehl zur Ausfertigung der mir verſprochenen Päſſe ertheilt, und er könne ihn auch jetzt nicht daran erinnern.« In meiner Verzweiflung hierüber nahm ich mir vor, dem Kaiſer ſelbſt aufzupaſſen, wenn er, wie es hieß, ausreiten würde. Ich ging die Treppe hinauf und kam in einen langen Saal, in welchem einige Bedienten einen kleinen Tiſch zum Frühſtück für den Erbgroßherzog von Baden bereiteten und in welchem ich einen jungen preußiſchen Huſaren-Offizier ſehr trübſinnig in einer Fenſtervertiefung ſtehen ſah. Dieſer gab ſich mir als Prinz von Heſſen-Philippsthal zu erkennen und erzählte, daß er erſt geſtern Abend, einige Meilen von hier, gefangen und jetzt hierher gebracht

worden sei. Indem trat der Erbgroßherzog von Baden mit seinem Adjutanten, dem Hauptmann, nachherigen badenschen General, v. Grollmann, herein. Ich benutzte diesen günstigen Zufall, mich diesem Prinzen vorzustellen, der sehr erfreut schien, durch mich gute Kunde von dem Befinden seiner Frau Tante, der Herzogin von Weimar, zu erhalten, und sich aufs Freundlichste ins Gespräch mit mir einließ, auch den Prinzen von Philippsthal und mich sofort zu seinem Frühstück einlud. Auf einmal entstand großer Lärm im Schloßhof, die reitenden Grenadiere und Chasseurs der Garde in ihren glänzenden Uniformen zogen in Parade auf, eine Menge reichgeschmückter Reitpferde und darunter der kleine, arabische Schimmel des Kaisers, wurden vorgeführt, und man verkündete, daß Napoleon feierlich in Berlin einziehen wolle. Ich eilte in den Hof hinab und suchte mich durch das Gedränge hindurchzuarbeiten, als ich plötzlich auf Herrn von Rauch, Major im preußischen Generalstab, stieß, den ich voriges Frühjahr zu Berlin in einer fröhlichen Gesellschaft im Thiergarten hatte kennen lernen. Er war jetzt mit dem General Zastrow vor wenig Stunden aus dem Hauptquartier des Königs hier angekommen und theilte mir aufs Freundschaftlichste die für mich höchst interessante Nachricht mit: daß der König vor einigen Tagen einen Feldjäger auf Umwegen an den

Herzog von Weimar geschickt habe, der ihm die Entlassung aus dem preußischen Dienst und den bestimmten Befehl überbringe, das Commando seines Corps sofort an den nachältesten General zu übergeben. Man kann leicht denken, wie sehr mich diese Nachricht, mitten in dem Wirrwar des Augenblicks, erfreute. Herr von Rauch sagte mir ferner, daß die Friedensunterhandlungen schon sehr weit vorgerückt seien und ein Waffenstillstand sich jede Stunde erwarten ließe.

Während wir sprachen, kam der General Zastrow aus der Audienz vom Kaiser zurück und einen Moment darauf sahen wir Napoleon sich zu Pferde schwingen, und von allen seinen Adjutanten und vielen anderen Offizieren umgeben, an der Spitze seiner Garde-Cavallerie den Triumphzug nach Berlin beginnen.

Nicht ohne Rührung schied ich von Herrn von Rauch*) und warf mich eilig in meinen Wagen, um durch die herannahenden Truppenmassen nicht von der Straße nach Berlin abgeschnitten zu werden. So dicht an den kaiserlichen Prunkzug angeschlossen, mochten meine abgemagerten Pferde, mein alter, eingeschrumpfter Postillon und meine staubige Kalesche wohl grell genug dagegen abstechen; daher denn auch ein Paar auf- und absprengende Husaren der Garde sich

*) Nachmals General der Infanterie und Kriegsminister.

zum öftern bemühten, mein Fuhrwerk aus der Reihe hinauszudrängen und es selbst an flachen Säbelhieben auf meinen Postillon nicht fehlen ließen. Doch dieser behauptete sich tapfer in der einmal gewonnenen Richtung, während es mir jedesmal gelang, durch einige kecke Phrasen aus dem Wagen heraus die Angreifenden wieder zu beschwichtigen. So zog ich denn im eigentlichsten Sinne mit Napoleon zugleich in Berlin ein. Es war das schönste Wetter von der Welt; der unabsehliche Raum vom Brandenburger Thor bis zum Schlosse auf beiden Seiten der Linden mit allen Waffengattungen angefüllt, von tausendfachem Wiederstrahle der Gewehre, Adler, Helme, Küraſſe durchblitzt, vom stolzen Siegesmarsch der Trompeten, Trommeln und Janitscharen-Musik durchbraust, gab allerdings ein höchst imposantes Schauspiel.

Ich begab mich sogleich auf das Schloß, erkundete die Eintheilung der Wohnungen und traf noch vor Abends den General Rapp auf seinem Zimmer. Er gab mir zu verstehen, daß die Spannung, in der sich der Kaiser hinsichtlich der Richtung und der Operationen des vom Herzog von Weimar angeführten Armeecorps befinde, wohl an dem Verzug Schuld sein möge, den die Ausfertigung der mir versprochenen Pässe erlitt, und rieth mir daher, sobald ich etwas Zuverlässiges erfahren könnte, es sogleich dem Kaiser zu hinterbringen.

28. October.

Des andern Morgens suchte ich den mecklenburg-schwerinschen Gesandten, Oberhofmeister von Lützow, auf, den ich im letzten Frühjahr in Berlin kennen gelernt hatte und dem weimarischen Hofe sehr ergeben wußte. Dieser rechtschaffene und wohlwollende Mann bewies mir sofort die lebhafteste Theilnahme und ein Vertrauen, das mich ungemein ermunterte. Er hatte unsere Erbprinzessin, die Großfürstin Marie, auf ihrer Flucht durch Berlin gesprochen und von ihr eine ansehnliche Summe, ich glaube 6000 Thaler, anvertraut erhalten, um darüber nach Umständen im Interesse des weimarischen Hofes zu verfügen. So waren denn die Geldbedürfnisse meines sich verlängernden Aufenthaltes gedeckt und die Möglichkeit begründet, bei der zu hoffenden Hierherkunft des Erbprinzen und des Herzogs ihnen jede Geldverlegenheit zu ersparen.

Sodann theilte Herr von Lützow mir noch mit, daß unsere Erbprinzessin von hier aus den Weg nach Schleswig und nicht, wie verlauten wollte, nach Stettin oder Danzig eingeschlagen und daß sie den entschiedenen Wunsch geäußert habe, bald nach Weimar zurückkehren zu können.

Am Abend desselben Tages suchte ich meinen Freund, den Capitain Lefebre auf, der jetzt im Bureau des Stadt-Commandanten, General Hulin,

arbeitete. Er stellte mich sogleich dem General vor, einem langen, baumstarken, schon bejahrten Manne, der ein höchst kriegerisches, imposantes Ansehn hatte. Nach der Idee, die ich mir von ihm aus seiner Mitwirkung bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien gebildet hatte, war ich nicht wenig verwundert, ihn überaus mild und freundlich gegen mich zu finden. Er verstattete mir freien Eintritt in sein Bureau zu jeder Stunde, um mich bei den daselbst unaufhörlich eintreffenden preußischen Offizieren nach dem Herzog von Weimar und seinem Corps zu erkundigen, und vielleicht dadurch meinem Zwecke näher zu kommen. Zugleich bewilligte er mir die Erlaubniß, Estaffetten nach Weimar absenden zu dürfen, was mir von großer Wichtigkeit war, da ich von dorther weder die geringste Kunde bis jetzt erhalten, noch auch gewiß sein konnte, daß meine Meldungen dahin richtig eingetroffen seien. Schon im Heraustreten vom General begegnete ich einem preußischen Offizier, dessen Uniform mich schließen ließ, daß er zum Armeecorps meines Fürsten gehört habe.

Und so war es auch. Er hatte den Herzog von Weimar am 20. October zu Braunschweig verlassen und erzählte, daß sich derselbe über Stendal mit dem Fürsten Hohenlohe habe vereinigen, oder im Nothfall nach Harburg ziehen wollen. Dieser Offizier hatte

auch auf seiner Reise zum Hohenloheschen Corps, auf welcher er zuletzt gefangen wurde, jenen Feldjäger getroffen, der vom König von Preußen an den Herzog mit der Aufforderung, das Commando niederzulegen und in sein Land zurückzukehren, abgeschickt worden war; er bezweifelte aber, daß dieser Feldjäger den Herzog getroffen haben könne, weil der Weg zu ihm schon abgeschnitten gewesen. Dieser letztere Umstand schien mir vorzüglich wichtig genug, um dem Kaiser hinterbracht zu werden, auch gedachte ich bei dessen Meldung den Kaiser an die mir versprochenen Pässe zu erinnern.

29. October.

Ich ging daher des andern Morgens auf das Schloß und ließ mich dreist beim Kaiser melden. Während ich im Vorzimmer wartete, machte ich die Bekanntschaft des Oberkammerherrn, Grafen von Bose und des Obristen und General-Adjutanten von Bronikowsky aus Dresden, die der Kurfürst an Napoleon abgesendet hatte. Graf Bose, ein langer, stattlicher Mann, von feierlichen, etwas breiten Formen, schien sehr erfreut, durch mich einiges Nähere über das Schicksal der weimarischen Herrschaften zu hören, um die der Kurfürst, wie er mich versicherte, sehr bekümmert sei.

Auch die zwölf Männer, die der Kaiser aus den geachtetsten Bürgern Berlins zu Repräsentanten der ganzen Stadt und zu einem Comité administratif hatte erwählen lassen, harrten im Vorzimmer auf Audienz. Zelter, damals noch Maurermeister, der Freund unsres Goethe, war darunter. Sein schlichtes, besonnenes Wesen, seine ruhige, feste Haltung mitten in diesem Wirbel von Bedrängnissen und Nöthen, waren ganz dieselben, wie in glücklicheren Tagen und erbauten mich wahrhaft.

Nach einigen Stunden wurde ich in das Cabinet des Kaisers geführt. Er hörte ganz freundlich meine Erzählung der Nachrichten an, die ich von dem preußischen Offizier vernommen und aus denen ich den Schluß zu ziehen bemüht war, daß der Herzog von Weimar weder das Schreiben des Königs von Preußen, noch unsere Meldungen von Weimar aus empfangen haben könne.

»Der Herzog,« antwortete er, »ist vom Marschall Soult dergestalt umstellt, daß er weder über die Elbe kommen, noch sonst entrinnen kann. Ich erwarte jeden Augenblick die Nachricht von seiner Gefangennehmung und werde sie Ihnen mittheilen lassen, damit Sie alsdann zu ihm reisen können.«

Eine solche Eröffnung war natürlich nicht sehr geeignet mich zu beruhigen.

»Diese Gefangenschaft,« sagte ich, »würde das unglücklichste Ereigniß für uns sein; denn sie würde dem Herzog das Verdienst entziehen, freiwillig aus den Reihen der Feinde Eurer Majestät getreten zu sein. Und doch, wie konnte er mit Ehren von einem ihm anvertrauten Corps entfliehen, wenn er weder das Schreiben des Königs von Preußen, noch unsere weimarischen Meldungen über Eurer Majestät Willensmeinung empfangen hat? Sie sind zu gerecht, Sire, und zu großmüthig, um ihm, und der Herzogin und unserm unglücklichen Lande jenen so grausamen Zufall entgelten zu lassen.« »Ich kann nichts dafür,« erwiederte der Kaiser. »Wie die Sachen jetzt stehen, muß man vor Allem die Gefangenschaft des Herzogs abwarten. Dann wollen wir weiter sehen.«

Ich brachte nun die mir versprochenen Pässe für den Erbprinzen und für die Herzogin Mutter in Anregung.

»Sprechen Sie darüber mit Berthier,« versetzte Napoleon, indem er hinaus in das Vorzimmer eilte und sich von da mit seinem ganzen Gefolge zu der Kurprinzessin von Hessen, Schwester des Königs von Preußen, begab, die in einem hintern Flügel des Schlosses, voll Vertrauen auf die Neutralität ihres Schwiegervaters, wohnen geblieben war und ganz kurz darauf die gewaltsame Vertreibung des Kurfürsten er-

fahren mußte. So war es mir nun nur allzu klar, daß die nahe Hoffnung auf des Herzogs Gefangenschaft den Kaiser in seinen günstigen Gesinnungen schwankend gemacht hatte. Welche düstern Besorgnisse mußten sich mir aufdringen!

Ich eilte, den Grafen Bose in seinem Quartier aufzusuchen, noch ehe er abreiste. Er hatte die Güte, einen Brief von mir nach Weimar zur schnellen und sichern Besorgung mitzunehmen, in welchem ich meine Verlegenheit meldete, auf schleunige Hierherreise des Geheimenraths von Wolzogen antrug, so wie auf die des Erbprinzen, falls er vielleicht sich indessen schon in Weimar eingefunden haben sollte, und jedenfalls um neue Instructionen bat. Bei dem Graf Bose traf ich den General Dombrowsky, denselben, der sich schon unter Cosziusko einen Namen erworben hatte, und in der Folge in Polen eine so bedeutende Rolle spielte. Er war eben aus Neapel gekommen, auf Napoleons Einladung, der sich seiner bei der schon vorbereiteten Insurrection in Polen zu bedienen gedachte. In seinem gestickten Hofrocke und nach der jovialen und gemüthlichen Weise seines Benehmens hätte ich ihn eher für einen Hofmann, als für einen so tapfern Krieger und enthusiastischen Patrioten gehalten. Er erzählte höchst interessante Einzelheiten über den Zustand der Dinge in Neapel, über die Annehmlichkeit des dor-

tigen Klima und über die Leichtigkeit, dort Krieg zu führen, da die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, fast ohne alle Bearbeitung, immer reichen Ueberfluß an Lebensmitteln gewähre. Die Freundlichkeit seiner Unterhaltung, seine und der beiden biedern Sachsen herzliche Theilnahme an meinem Kummer, heiterten mich ungemein auf, und noch oft habe ich in der Folge, zu Posen und Warschau, mich thätiger Beweise seines Wohlwollens erfreut.

Als ich in meinen Gasthof zurückkam, traf ich den Banquier Frege von Leipzig, der so eben mit den Herren Dufour-Feronce, Gruner und Blümner angekommen war, um als Deputirte das Interesse dieser wichtigen Handelsstadt bei dem Kaiser zu vertreten. Mit ihnen waren als Abgeordnete der Akademie der Astronom Himburg und der berühmte Rechtsgelehrte, Hofgerichts-Assessor und Professor Erhard, eingetroffen. Durch Frege wurde ich schnell mit diesen wackern Männern näher bekannt; gemeinsames Bedrängniß schloß uns vertraulich aneinander. Sie waren verlegen, wie und wo sie sich anmelden sollten, um recht bald zur Audienz zu gelangen.

30. October.

Ich führte sie am andern Morgen zum General Rapp, der sich ihrer aufs Thätigste annahm und

ihnen schon am zweiten Tage die gewünschte Audienz verschaffte. Auch nachher hatte ich noch oft Gelegenheit, ihnen förderlich zu sein, und sie sind mir stets dankbar zugethan geblieben. Der General Rapp zeigte mir einen ganzen Korb Briefe, theils aus Leipzig, theils dahin gerichtet, die man auf verschiedenen Posten aufgefangen hatte. »Ich habe sie,« sagte er, »auf Befehl des Kaisers in politischer Hinsicht durchsuchen müssen, nun aber möchte ich sie gern in treue Hände bringen, da viele wichtige Wechsel und kaufmännische Anweisungen darunter sind, deren Verlust großen Nachtheil bringen könnte.« Ich schlug ihm vor, sie dem Banquier Frege anzuvertrauen, der als ein eben so redlicher als verständiger Mann gewiß am besten damit gebahren würde. Dies geschah und Frege ward dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur eine große Anzahl dritter Personen durch Uebermachung der sie treffenden Briefe ungemein zu verbinden, sondern er fand auch für sein eigenes Haus reichliche Ausbeute.

Herr Denon, der sich mehrere Tage zu Potsdam verweilt und dort gleich eine Menge Kunstsachen für die Pariser Museen ausgesucht hatte, war inzwischen ebenfalls in Berlin angekommen und fuhr fort, sich meiner freundlichst anzunehmen.

31. October.

Er brachte mich zu dem Minister, Staats-Secre-

tair Maret, von dem ich erfuhr, daß der Kaiser den jungen Mounier, Auditeur des Staatsrathes, als Intendanten nach Weimar gesandt habe, bis unsere politischen Verhältnisse sich mehr aufgeklärt haben würden. Insofern die liebenswürdige Persönlichkeit dieses jungen Mannes und seine Anhänglichkeit an Weimar aus früheren Zeiten her*) uns ein Gegengewicht gegen die unerschwinglichen Anforderungen des Herrn Villain zu Naumburg, dem die General-Intendanz über sämmtliche herzogliche und fürstliche Lande in Thüringen übertragen war, hoffen ließ, konnte diese Ernennung allerdings sehr erwünscht scheinen; auf der andern Seite aber fand ich durch sie meine Besorgniß bestätigt, daß die Anerkennung der politischen Existenz des weimarischen Hauses noch keineswegs für so ausgemacht zu halten sei, als ich mir früher nach meiner ersten Audienz in Potsdam geschmeichelt hatte.

Die am 28. October zu Prenzlau erfolgte Capitulation des Fürsten von Hohenlohe war nunmehr zu Berlin bekannt geworden und hatte, wie ein furcht-

*) Er war daselbst in dem Institute zu Belvedere erzogen worden, das sein Vater, der berühmte Präsident der National-Versammlung, während seiner Emigration für junge Engländer errichtet hatte. Mounier der Sohn wurde in der Folge Cabinetssecretair Napoleons und starb als Pair von Frankreich im Jahre 1844 allgemein wegen seines edlen Charakters und ausgezeichneten Geschäftstalentes hochgeachtet und beklagt.

barer Donnerschlag, alle Gemüther betäubt. Schon kamen ganze Schaaren gefangener preußischer Offiziere bei dem Commandanten, General Hulin an, unter denen ich viele gute Bekannte, theils von meinem Aufenthalte in Schlesien her, theils aus dem Lager um Weimar vor der Schlacht bei Jena, fand, aber keiner konnte mir sichere Kunde über den Herzog von Weimar und sein Corps ertheilen.

Auch der Prinz August von Preußen war unter den Gefangenen und hatte die Erlaubniß erhalten, auf sein Ehrenwort in Berlin zu bleiben.

1. November.

Ich verfiel auf den Gedanken, nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau Mutter, der Prinzessin Ferdinand, Großtante unserer Erbprinzessin, aufzuwarten, um vielleicht sowohl über Letztere, als über den Herzog von Weimar nähere Kunde zu bekommen. Prinz August konnte mir nur schwankende Vermuthungen mittheilen; die Prinzessin Ferdinand aber, die mich überhaupt sehr gnädig aufnahm, erzählte mir, mit lebhafter Theilnahme an unseren weimarischen Schicksalen, daß unsere Erbprinzessin-Großfürstin noch ganz kurz vor ihrer Abreise von Berlin nach Schleswig bei ihr gewesen und mit Thränen in den Augen versichert habe, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als nur recht

bald nach Weimar zurückkehren zu können. Sie hielt es daher für ausgemacht, daß, wenn ich die nöthigen Päſſe vom Kaiſer auswirken könnte, dieſe Rückkehr alſobald ſtatthaben würde. Die ausgezeichnete Achtung, die der Kaiſer ihrem Gemahl, dem Prinzen Ferdinand, erwieſen, der verbindliche Beſuch, den er ihr ſelbſt gemacht, die Vergünſtigung, die er ihrem Sohne, dem Prinzen Auguſt, widerfahren laſſen, Alles dieſes hatte die Prinzeſſin Ferdinand ſehr für Napoleon eingenommen und an ſeine Geneigtheit zu einem baldigen Frieden glauben machen. So ſchmeichelte ſie ſich denn auch, daß eine ſchleunige Zurückkunft der Großfürſtin nach Weimar unſeren Angelegenheiten gar ſehr förderlich ſein, ja, vielleicht der erſte Schritt zu einer friedlichen Ausgleichung mit Rußland werden würde. Ich ging mit Lebhaftigkeit auf dieſe Vorſtellungsweiſe ein und ſtieg dadurch nicht wenig in ihrer Gunſt. Mitten unter den Thränen, die meine Erzählungen über die näheren Umſtände vom Tode ihres Sohnes, des Prinzen Louis Ferdinand, bei Saalfeld und des Generals Schmettau zu Weimar ihr entlockten, überließ ſie ſich doch den täuſchendſten Hoffnungen auf einen baldigen und glücklichen Frieden.

Am 1. November traf der General Clarke von Erfurt ein, den der Kaiſer zum General-Gouverneur von Berlin und den preußiſchen Provinzen am rechten

Ufer der Elbe ernannt hatte. Er erzählte mir, daß er kurz vor seiner Abreise Pässe nach Weimar für den Erbprinzen übermacht habe, der zu Hamburg sein solle; weiter aber wußte er mir keine Aufklärung zu geben. Meine Unruhe stieg aufs Höchste, denn noch immer hatte ich keine Zeile Nachricht von Weimar.

2. November.

Am 2. November Abends langte der Kammerjunker von Kettenburg aus Schwerin bei Herrn von Lützow ein, von dem ich erfuhr, daß unsere Frau Erbprinzessin-Großfürstin vor Kurzem in Wismar gewesen, dort den Erbprinzen von Schwerin gesprochen und sich in Lübeck mit ihrem Gemahl habe vereinigen wollen, um nach Weimar zurückzukehren. Er erzählte ferner, daß der Herzog von Weimar vor drei Tagen sein preußisches Armeecorps verlassen und in Güstrow angekommen sei, wo er 2000 Thaler aufgenommen habe, um weiter zu reisen. Wohin aber? ob nach Hamburg oder Weimar? konnte er mir nicht angeben.

3. November.

Ich eilte mit dieser Nachricht zum General Rapp, ließ sie dem Kaiser hinterbringen und aufs Dringendste um die versprochenen Pässe bitten. Allein während dem war der Prinz von Benevent, Minister der

auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin eingetroffen, die politischen Geschäfte nahmen nun einen regelmäßigen Gang und es schien vor allen Dingen nöthig, Audienz bei ihm zu suchen. Dies war keine leichte Aufgabe, denn der Prinz wollte durchaus für Niemanden sichtbar sein und nahm nicht einmal die Gesandten der mit Frankreich verbündeten Höfe an. Indeß interessirten sich General Rapp und Obermarschall Duroc, der erst jetzt von seiner Sendung ins preußische Hauptquartier zurückgekommen war, aufs Thätigste für mein Anliegen, und riethen mir, am nächsten Vormittag, den vierten November, im Vorzimmer des Kaisers den Augenblick wahrzunehmen, wo der Minister aus dem Cabinet des Kaisers herauskommen würde. Ich fand mich um 10 Uhr des Morgens ein und harrte in höchster Spannung fünf tödtliche Stunden, die Blicke unverrückt auf die Thür des kaiserlichen Cabinets geheftet. Was meine Qual noch vermehrte, war, daß Rapp und Duroc während dem, wie es ihre Geschäfte mit sich brachten, ab- und zugingen, und daß es mithin sich leicht treffen konnte, daß keiner von beiden zugegen sei, wenn der Prinz endlich herauskäme. Ich hatte so viel von dem kalten einsilbigen Wesen dieses Staatsmannes, von seinem scharfen, schneidenden Ton, von seiner ganzen wunderbaren Sinnesart gehört, daß das Bild, welches ich mir von ihm zusam-

menſetzte, nichts weniger als beruhigend war. Endlich öffnete ſich das Cabinet und ein ältlicher, ziemlich ſtarker Mann, mittlerer Länge, im geſtickten, altfranzöſiſchen Hofrocke und weiß gepuderten Haaren, hinkte gravitätiſch heraus. Sein bleiches Geſicht, faſt ohne alle Regung oder hervorſtechenden Zug, ſchien wie ein dichter Vorhang vor die Seele gezogen, die kleinen graulichen Augen verriethen nicht den geringſten Ausdruck, nur um den feinen Mund zog ſich ein leiſes, ernſt-ironiſches Lächeln. Der General Rapp ſtellte mich alſobald ihm vor und bewirkte, daß er mich in einer Stunde zu ſich in ſein Hotel unter den Linden beſchied.

In geſpannteſter Stimmung fand ich mich ein und die Unterredung begann damit, daß er mich zu einer gedrängten Ueberſicht unſerer politiſchen Stellung unmittelbar vor der Schlacht bei Jena und aller unſerer Schritte und Begebniſſe ſeitdem aufforderte. Es kam mir vor, als ob die etwa viertelſtündige Darſtellung unſerer Angelegenheiten, die ich hierauf gab, ihm nicht mißfallen habe. Er hörte mir in ruhigſter Aufmerkſamkeit zu, während er — um ſich das Stehen zu erleichtern — das eine Knie auf einen Stuhl ſetzte und dieſen hin- und herſchob. Als ich ausgeredet hatte, ſagte er mir mit feierlichem Ernſt und mit faſt unbewegten Lippen:

»Der Kaiser ist durch das ganze Benehmen des Herzogs von Weimar beim Ausbruche des jetzigen Krieges, ganz besonders aber durch die Stellung eines Contingents zur preußischen Armee und Uebernahme eines Commandos bei derselben tief verletzt worden (grièvement blessé), so daß er sich kaum hat entschließen können, die daraus abfließenden schlimmen Folgen in Bezug auf die fernere politische Existenz des Herzogthums Weimar zurückzuhalten. Wenn es dennoch geschehen, so ist dies lediglich der hohen Achtung zuzuschreiben, welche eines Theils die Herzogin von Weimar durch ihr standhaft edles Betragen dem Kaiser eingeflößt hat, und welche andern Theils Se. Majestät dem großherzoglich badenschen Hause, namentlich der Frau Markgräfin von Baden, widmet. Wenn Se. Majestät Sich für das Schicksal von Weimar zu interessiren und es zu begünstigen geneigt sind — was jedoch zu keinem bestimmten Entschluß noch gereift ist —, so hat man es lediglich jenen beiden Rücksichten und keinen andern in der Welt zu verdanken. Der Kaiser hat mir dieses mehrmalen wiederholt, indem er mit mir über Ihre Mission, mein Herr! und über Ihre verschiedenen Anträge gesprochen, und ich bin ausdrücklich beauftragt, Ihnen hiervon officielle Eröffnung zu thun.« Ich erwiederte, »daß es mir zweifach beruhigend sei, zu vernehmen, wie der Kaiser dem er-

habenen Charakter der Herzogin Gerechtigkeit widerfahren lasse und wie seine geneigten Gesinnungen gegen das großherzoglich badensche Haus zu einem neuen Stützpunkt seines Wohlwollens gegen uns zu werden versprächen. Das Benehmen unsers Herzogs sei kein freiwilliges, willkürliches gewesen, die Gesetze der Ehre hätten es ihm vorgezeichnet und ich sei überzeugt, daß Se. Majestät auch ihm ihre Achtung, zumal bei näherer Kenntniß seines Charakters, nicht würde versagen können. Es richte mich überhaupt die zuversichtliche Hoffnung auf, daß ein Land, für welches Se. Majestät sich einmal gnädigst zu interessiren geruht hätten, schon dadurch für gesichert in seiner politischen Existenz zu achten wäre.«

»Ich bin noch nicht berechtigt, die Absichten Sr. Majestät zu enthüllen,« antwortete hierauf der Minister, »aber ich werde mich sehr freuen, wenn ich sie als mild und beruhigend ankünden darf.«

»Wegen der Pässe, die Sie wünschen, will ich noch diesen Abend mit dem Kaiser sprechen.«

Hiermit endigte sich diese Unterredung, in deren Verlauf der Prinz von Benevent seine sehr ernste und feierliche Haltung doch immerhin mit einiger Freundlichkeit und einem gewissen behaglichen Wohlwollen gepaart hatte, das meinerseits weder Befangenheit noch Verlegenheit aufkommen ließ. Noch nie

war ich in dem Fall gewesen, französisch in so gemessener, streng gebundener Rede sprechen zu müssen, allein ich befand mich in einer Art Exaltation, die über die Schwierigkeit dessen, was man unternimmt, nicht zu klarem Bewußtsein kommen läßt.

Noch in derselben Nacht traf der Kammerjunker Baron von Spiegel (jetziger Oberhofmarschall) als Courier von Weimar bei mir ein und brachte mir die ersten Nachrichten von Weimar seit meiner Abreise. Und welche frohen, welche interessanten Nachrichten! Herr von Spiegel, der am 19. October von Weimar auf gut Glück abgeschickt worden war, den Herzog aufzusuchen, und ihm die Aeußerungen des Kaisers über seine Rückkehr zu hinterbringen, hatte unsern Fürsten endlich, nach langem und gefährlichem Umherirren am 25. in Wolfenbüttel getroffen, hatte ihn über Königslutter nach Stendal und dann bei seinem mitten unter den Angriffen der Franzosen glücklich bewerkstelligten Uebergang über die Elbe bis Havelberg begleitet und war von da am 27. mit einem Schreiben des Herzogs an die Herzogin nach Weimar zurückgesendet worden. Dieses Schreiben fertigte mir jetzt die Herzogin mit einem eigenhändigen Briefe von ihr an den Kaiser zu, um Beides unverzüglich zu übergeben. Das Schreiben des Herzogs ist in jeder Hinsicht zu merkwürdig, als daß ich es nicht seinem ganzen Inhalte nach hier einrücken sollte.

„A. S. A. S. Madame
la Duchesse regnante
de Weimar.

Havelberg, 27. Oct. 1806.

Monsieur de Spiegel m'a atteint avant-hier. Un détachement des corps, que je commandais, avait pris la route de Hameln, il a suivi celle-là, croyant m'y trouver et c'est cet incident-là et plusieurs autres qui l'ont induit en erreur et ont été la cause de ce qu'il ma trouvé si tard.

J'ai expédié le capitaine de Bose, au service de Saxe, au roi de Prusse, pour supplier Sa Majesté, de renvoyer toute suite mon bataillon à Weimar et j'ai adressé mes voeux au roi, pour qu'il décidât, si avec honneur je pouvais quitter Son service à présent, ou non.

J'attends journellement la réponse. Vous savez, que je n'ai eu dans le dernier temps aucune influence à Berlin, que l'on ne m'y aimait point et que j'aurais quitté le service Prussien cet été, si les loix de l'honneur ne m'avaient pas forcé de suivre l'armée à cette guerre-ci.

Il y a vingt ans que j'y sers. Je ne pouvais m'en détacher sans un blâme et la persuasion d'avoir fait son devoir et une réputation pure c'est la seule consolation véritable, qui ne nous quitte

jamais, si le malheur nous dérobe les agrémens de l'existence.

Il m'est connu, que l'empereur honore le soldat, qui fait son métier avec zèle; il ne pourra donc jamais me mépriser. Sa volonté suprême décidera du sort de ma famille et de mon pays.

Il est à espérer que la haute clémence de sa Majesté Impériale inspirera à ce monarque-vainqueur des sentimens équitables par rapport à Notre Saxe. Elle est dans Ses mains.

Je désire qu'il s'adoucisse et que Sa Majesté Impériale m'accorde Son estime.

Par rapport à ce que Vous avez fait pour Weimar, avec quelle constance et avec quel courage Vous avez supporté les adversités, il n'y a qu'une voix là-dessus: Votre propre conscience seule peut Vous en récompenser complètement. Vous Vous êtes faite une réputation digne des temps passés! Que la providence Vous bénisse et Vous fasse jouir du fruit de Vos bonnes actions!

Je n'écris à personne qu'à Vous. Dites tout cela verbalement à Voigt et à Wolzogen. Je fais passer Mr. de Spiegel par Hambourg pour y intimer à mon fils ainé, de s'en retourner auprès de Vous; je crois qu'il doit être dans cette ville.

Il y a déjà quelques jours que j'ai écrit à

Hinzenstern, de s'en retourner à Weimar avec Bernard.

Adieu, ma bonne amie. Que Vous soyez heureuse, comme Vous le méritez.

C. A. Duc de Weimar."

Es war also gewiß, daß der Herzog, als er den Baron von Spiegel abfertigte, das Schreiben des Königs von Preußen, worin ihn dieser von allen Verpflichtungen gegen ihn losgab und zur Niederlegung des Commandos aufforderte, noch nicht erhalten hatte. Nichts desto weniger hatte er durch Absendung eines Offiziers an den König einen unzweideutigen Beweis gegeben, wie er sich von der preußischen Sache zu trennen und dem Willen des Kaisers nachzukommen bereit sei, sobald nur die Ehre es verstatte. Daß der Herzog sich wirklich von der Armee entfernt habe, ging freilich daraus noch nicht hervor, und auch zu Weimar wußte man nichts davon; aber die Aussage des Herrn v. Kettenburg, daß der Herzog zu Güstrow angekommen, füllte diese Lücke glücklicher Weise aus, und es ließ sich mit Zuversicht annehmen, daß das Schreiben des Königs kurz nach Baron Spiegels Abreise dem Herzog zugekommen sein und seinen Abgang von der Armee zur Folge gehabt haben müsse. Und so konnte die Gesinnung, die der Brief des Herzogs an seine Gemahlin ausdrückte, dem Kaiser in um so gün-

ſtigerem Lichte dargeſtellt werden, als ſie noch eine freiwillige, nicht ſchon durch das Entlaſſungsſchreiben des Königs eine unwillkürliche war. Unter ſolchen Betrachtungen, wie unter wechſelſeitigen Erzählungen unſerer beſtandenen Abenteuer, verfloß die Nacht.

5. November.

Sogleich am Morgen wurde Herrn von Lützow trauliche Mittheilung gemacht, Rath gepflogen und ſodann aufs Schloß zum General Rapp geeilt.

Wir wurden zum Warten in das Vorzimmer beſchieden. Nach einer Weile fand der Erbgroßherzog von Baden ſich daſelbſt ein. Erfreut über das, was ich ihm von Weimar und von den auf ſeine Frau Mutter bezüglichen Aeußerungen des Prinzen von Benevent erzählen konnte, lud er mich für den nächſten Tag zu ſich ein. Auch der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt erſchien im Vorzimmer, der als ein damals blutjunger Herr von ſechszehn Jahren ſo eben angekommen war, dem Kaiſer zum erſten Mal vorgeſtellt werden und dann die Campagne mitmachen ſollte. Sein Begleiter, der Obriſt von Morranville, war mit unſerm Kammerherrn von Pappenheim ſehr wohl bekannt, und ſo knüpfte ſich um ſo leichter vertrauliche Unterredung an. Jene beiden Prinzen wurden nach einigen Stunden, einer nach dem andern,

zum Kaiser eingeführt und bald darauf wieder entlassen; aber meine Stunde wollte noch immer nicht schlagen. Der Oberkammerherr Graf Bose aus Dresden, der eben von da wieder angelangt war, sollte nun erst noch sein Creditiv übergeben; er richtete mir viel Freundliches von dem Kurfürsten an die weimarischen Herrschaften aus. Deputationen aus allen Orten und Enden waren auf diesen Vormittag zur Audienz bestellt. Zum erstenmal erblickte ich jetzt den General-Intendanten der Armee, Daru, einen kleinen untersetzten Mann von rabenschwarzen Haaren und Augen und der frischesten Gesichtsfarbe, der, sein inhaltreiches Portefeuille unter dem Arm, raschen Schritts und feurig schroffen Blickes durch die Reihen der Wartenden hindurcheilte.

Um meine Verzweiflung voll zu machen, langte auch noch ein Ordonnanz-Offizier, der Graf Turenne, mit wichtigen Depeschen an, den Napoleon vor einigen Tagen mit einer geheimen Sendung beauftragt hatte. Schwerlich aber wäre in irgend einem andern kaiserlichen oder königlichen Vorzimmer so ungezwungene und lebhafte Unterhaltung vergönnt gewesen.

Der General Dombrowsky, die kaiserlichen General-Adjutanten Rapp, Mouton, Bertrand und der Obermarschall Duroc gingen ab und zu, sprachen über die Neuigkeiten des Tags bald mit humoristischer

Laune, bald mit lakoniſchem Ernſte, ſo, daß ich mich wohl aufs Intereſſanteſte unterhalten finden mochte, hätte nur die innere Ungeduld mich nicht verzehrt.

Endlich kam der erſehnte Moment; ich wurde in das kaiſerliche Cabinet gerufen, in deſſen Mitte Napoleon in der ſchlichten grünen Chaſſeur-Uniform, den Hut unter dem Arm, in ziemlich trotziger Stellung ſtand, etwas weiter zurück der Prinz von Benevent.

Hatte ich bei meinen beiden früheren Audienzen mich des freundlichſten Empfangs zu erfreuen gehabt, ſo wurde ich jetzt durch die Heftigkeit überraſcht, mit welcher der Kaiſer mir die bitterſten Vorwürfe über das Benehmen des Herzogs, meines Herrn, entgegen rief. Ich beeilte mich, das Schreiben der Herzogin zu übergeben und zu bemerken, daß der angefügte Originalbrief des Herzogs an ſeine Gemahlin (von welchem ich alsbald eine Copie dem Prinzen v. Benevent zuſtellte) wohl ein beſſeres Licht über jenes Benehmen verbreiten möchte. Der Kaiſer überblickte dieſe Papiere nur äußerſt flüchtig und fuhr fort, mir die Stellung eines weimariſchen Truppen-Contingents an Preußen und die vom Herzog perſönlich übernommenen Kriegsdienſte mit Ungeſtüm vorzuwerfen.

Vergebens machte ich alles dasjenige geltend, was zur Entſchuldigung dieſer Verhältniſſe dienen konnte,

und bat wiederholt aufs Dringendste, den Inhalt des Schreibens der Herzogin und seine Beilage näher zu würdigen.

»Mein Herr Rath!« — sagte der Kaiser zu mir — »ich bin zu alt, um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Thatsachen. Weiß Ihr Herzog wohl, daß ich ihn billig der Regierung entsetzen sollte? Wenn ich gleichwohl dies bis jetzt noch nicht gethan, so liegt die Ursache blos in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin und darin, daß ich, gastlich in ihrem Schlosse aufgenommen, einer Fürstin, die schon so viel gelitten, gern noch größern Schmerz ersparen wollte. Sie, mein Herr! bemühen sich zwar, Ihren Herzog zu entschuldigen; das ist Ihre Pflicht und Sie thun ganz recht daran; aber auch mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln, wie der Ihrige, ohne Weiteres abzusetzen. Wenn man nicht mehr als ein paar Hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten; nicht einmal der Herzog von Braunschweig, der Verbissenste meiner Feinde, hat ein Truppen-Contingent an Preußen gestellt« (hier sah er den Prinzen von Benevent fragend an); »der Herzog von Gotha hat es sich nicht im Traume einfallen lassen, aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Commando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit,

seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut« — hier warf er ihn zornig zur Erde — »will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen!«

»Beim Himmel! wenn man nicht wenigstens hunderttausend Mann und eine gute Anzahl Kanonen hat, soll man sich nicht unterstehen, mir den Krieg machen zu wollen. Und diese Preußen hatten wohl so viel und mehr: was hat es ihnen geholfen? Ich habe sie zerstreut, wie Spreu im Winde, ich habe sie niedergeschmettert und sie werden fürwahr sich nicht mehr aufrichten. Und was will ich denn? Führe ich den Krieg nur zur Lust? Hat man nicht durch höhnische Herausforderung mich dazu gezwungen?«

»Wäre Ihr Herzog klug gewesen, so hätte er sich ganz ruhig halten, sich an den Rheinbund anschließen sollen; ich hätte ihn, wohl gar mit Vortheil, darin aufgenommen, und es würde jetzt ganz anders mit ihm stehen.«

»Sire,« fiel ich ein, als er einen Augenblick zu toben aufhörte, »wie hätte der Herzog von Weimar sich an den Rheinbund anschließen können, zu welchem

ihm auch nicht die leiseste Aufforderung zukam, dessen Abschluß ihm erst kund wurde, als die preußischen Armeen schon ganz Sachsen in kriegerischer Haltung überzogen? Von Friedrichs des Zweiten, seines Großoheims, Zeiten her war das politische Verhältniß unsers kleinen Staates eng an Preußens Politik angeknüpft, wie es geographische Lage, Religions- und Familien-Verwandtschaft, und die ganze Natur des preußischen Uebergewichts in Norddeutschland mit sich brachten; schon lange war der Herzog preußischer General gewesen, ehe die leiseste Spannung zwischen Preußen und Frankreich, die man ja immer für natürliche Alliirte hielt, bemerklich wurde; jetzt wo sie, überraschend hervorgetreten, plötzlich zu unseligem Krieg ausbrach, wie konnte da der Herzog früherm Bündniß und seiner ritterlichen Ehre untreu werden? Und hätte nicht Preußen in solcher Krisis ihn und sein Land alsobald feindlich behandeln müssen?«

»Ei was« — rief der Kaiser noch immer höchst zornig — »die nahe Verwandtschaft Rußlands mit Weimar hätte es wohl nicht dazu kommen lassen; in dieser Verwandtschaft mußte der Herzog, wenn ihn nicht eigene Leidenschaft gegen mich verblendete, die sicherste Schutzwehr gegen alle Gefahr und gegen alle Uebel finden, die ihm von Preußen her irgend drohen konnten. Aber nein, sein Ehrgeiz überwog, er wollte eine

Rolle spielen, nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land ins größte Elend gestürzt hat.«

»Wohlan«, entgegnete ich im leidenschaftlichsten Eifer, »Eure Majestät können gerade daraus abnehmen, welch ein guter und edler Fürst unser Herzog sein muß, daß noch jetzt, nachdem wir die unglücklichen Opfer dieser unvermeidlichen Verbindung mit Preußen geworden, wir dennoch alle, seine Unterthanen und Diener, willig Blut und Leben daran setzen wollen, um nur unsern Fürsten und ihn uns zu erhalten!«

»Mit meinem Kopfe möchte ich dafür bürgen, daß Euer Majestät den Herzog Ihrer ganzen Achtung werth finden werden, sobald Sie ihn näher kennen lernen. Wohl hätten vielleicht auch wir in dem Rheinbunde eine sichere Stütze und Garantie unserer politischen Existenz finden mögen, aber gebieterische Pflichten hemmten die Freiheit jeder desfallsigen Aeußerung.«

»Kaum hatten die ersten preußischen Rüstungen begonnen, als der König in einem eigenhändigen Briefe den Herzog aufforderte, sich, gleich dem Kurfürsten von Sachsen, an ihn anzuschließen. Wie konnte der Herzog, der wohl früher die preußischen Kriegsdienste zu verlassen gewünscht hatte, jetzt seinen Abschied fordern, ohne feig und treulos zu erscheinen? Und wie können Sie, Sire! der Sie die Ehren-Legion erschaffen haben, einen Fürsten darum verdam-

men, daß er die Gesetze der Ehre unverbrüchlich befolgt hat? Eure Majestät sehen doch, daß der Herzog der Partei, die er einmal, wenn auch unwillkürlich, ergriff, treu zu bleiben weiß, so lange die Ehre es fordert; von einem solchen Fürsten können auch Eure Majestät, wenn jene früheren Verbindungen einmal gelöst sind, nur die treueste Ergebenheit und das loyalste Benehmen erwarten.«

»Nun gut« — versetzte Napoleon in milderem Tone — »ich sehe wohl, daß Sie ein guter Advocat sind. Wo ist Ihr Herzog in diesem Augenblick?«

»In Güstrow war er zuletzt,« antwortete ich, »so viel ich durch einen mecklenburgischen Edelmann, den Baron von Kettenburg, erfahren habe.«

»Warum aber kommt er nicht hierher?« fiel der Kaiser ein.

»Weil er Euer Majestät Befehle und die nöthigen Pässe zu seiner Hieherreise erst abwarten muß,« entgegnete ich.

Hierauf wendete sich der Kaiser zu dem Prinzen von Benevent mit den Worten:

»Wohlan! so mögen denn die Pässe ausgefertigt werden, die der Herr Rath hier verlangt, und zwar für alle Glieder der herzoglichen Familie, auch für die Großfürstin-Erbprinzessin; man soll ihr überall unterweges mit der Auszeichnung begegnen, die ihr hoher

Rang erheischt; aber« — hier sprach er mich wieder mit feierlichem Nachdruck an — »aber machen Sie es Ihrem Herzog recht einleuchtend (faites lui bien sentir), daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der hohen Achtung, ja der innigen Freundschaft verdankt, die ich für seine Gemahlin, die Frau Herzogin, gefaßt habe, und dann auch den freundschaftlichen Gesinnungen und der Anhänglichkeit, die ich für ihre würdige Schwester, die Frau Markgräfin, hege, so wie für das gesammte badensche Haus. Dieses vortreffliche Schwesterpaar sollte allen Fürstenhäusern in Europa zum Beispiel und zur Nacheiferung dienen, und Alles, was ich für Weimar noch irgend thun werde, wird ganz allein aus Rücksicht für sie geschehen.«

Hiermit endigte diese denkwürdige Audienz und in ziemlicher Erschöpfung eilte ich ins Vorzimmer zurück, wo Herr von Spiegel in peinlichster Unruhe meiner wartete. Ich beschloß, den Hofbedienten, den ich bei mir hatte, als Courier nach Weimar zu senden, um schnell und sicher ausführliche Meldung dahin zu bringen, und verwandte einen guten Theil der Nacht zu Entwerfung meiner Berichte.

Als ich am andern Morgen zu dem Erbgroßherzog von Baden kam, erzählte mir dieser, daß er gestern Abend mit dem Kaiser gespeist und von ihm viel Freund-

liches über unsere Angelegenheiten und meine gestrige Audienz vernommen habe. Er bezeigte mir seine lebhafte Freude über die günstige Wendung unserer Angelegenheiten und beklagte nur, daß alle Verwendungen, die er und seine Mutter für das Haus Braunschweig eifrigst versucht hätten, eines gleich glücklichen Erfolges gänzlich ermangelten.

6. November.

Des Nachmittags wurde ich wieder aufs Schloß gerufen und empfing hier aus der Hand des Obermarschalls Duroc ein Antwortschreiben des Kaisers an die Herzogin, welches die Aufschrift hatte:

„A ma Cousine, la Grande-Duchesse
de Saxe-Weimar.“

»Zu Weimar?« fragte ich, eine Verwechselung mit der Frau Großfürstin-Erbprinzessin oder sonst einen Irrthum besorgend.

»Allerdings zu Weimar,« war die Antwort, und so fand ich denn reichlichen Anlaß, mich mannichfachen Combinationen und Vermuthungen über die gesteigerte Titulatur unserer verehrten Fürstin hinzugeben. Man versicherte mir zugleich, daß die Ausfertigung der erforderlichen Pässe gemessenst anbefohlen sei und daß der Kaiser unsere Angelegenheiten für beendigt und die Souverainetät des Herzogs von Weimar für anerkannt

erklärt habe. Sowohl Duroc als die anwesenden General-Adjutanten beglückwünschten mich deshalb. General Rapp führte mich auf sein Zimmer, wo er mir erzählte, daß der Kaiser erst heute nach nochmaliger Besprechung mit dem Prinzen von Benevent sich definitiv zu unsern Gunsten entschieden habe, und daß Se. Majestät mit der Art und Weise, wie ich meine Mission erfüllt, ganz zufrieden geschienen hätten.

Er fügte hinzu, wie sehr es ihn freue, seine Verehrung für das herzogliche Haus durch thätige Mitwirkung zu Förderung meiner Angelegenheiten haben darlegen zu können.

Und in der That hat dieser Mann noch oftmals in der Folge bewiesen, wie sehr ihm diese Versicherung vom Herzen gegangen.

Wer war nun froher, als ich? Aus den trübsten Besorgnissen, aus quälender Ungewißheit, sah ich mich plötzlich in beruhigende Gewißheit über das Schicksal des weimarischen Landes und meines hochverehrten Fürstenhauses versetzt und von manchem neuen Strahl von Hoffnung umleuchtet. Heftige Kämpfe, drangvolle Stunden und Tage hatte ich bestanden und — dies sagte mir mein Bewußtsein — mit Muth und Treue bestanden; in einer mir gänzlich neuen fremden Welt hatte ein günstiger Stern mich glücklich geleitet, und noch günstigere Erfolge glaubte ich von der baldigen

persönlichen Erscheinung des Herzogs am kaiserlichen Hofe und von der Rückkehr unserer Frau Erbprinzessin-Großfürstin hoffen zu dürfen.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als obige Vorgänge — sowohl nach Weimar, als an den Herzog — treulich zu berichten. Den Letzteren eiligst aufzusuchen, übernahm der Baron von Spiegel, konnte ihn jedoch erst nach mehrfachem Umherirren in Schleswig treffen, wo damals die Frau Erbprinzessin-Großfürstin sich aufhielt. Ich meldete ihr gleichfalls das Vorgegangene durch Herrn von Spiegel, bei Uebersendung der kaiserlichen Pässe.

In meiner Depesche nach Weimar beantragte ich dringend, daß der Erbprinz möglichst bald mit dem Geheimenrath von Wolzogen nach Berlin kommen möge, um dem Kaiser aufzuwarten, je ungewisser es sei, ob und wann der Herzog selbst eintreffen könnte. Man wollte jedoch in Weimar diesen meinen Antrag nicht genugsam motivirt finden, auch war der Erbprinz von der Reise, die er kurz vor der Schlacht bei Jena nach Niedersachsen unternommen, erst vor wenig Tagen zurückgekommen und von all der Sorge und Unruhe der letzten traurigen Wochen noch äußerst ergriffen.

Zu meinem großen Verdruß brachte jener Courier, welcher meine lebhafte Freude über das Ergebniß der letzten Audienz bei dem Kaiser an mir bemerkt hatte,

und daraus allerlei abenteuerliche Hoffnungen ableitete, zu Weimar die albernsten Gerüchte von einer uns noch bevorstehenden Landesvergrößerung in Umlauf, die nun freilich mit einem gleichzeitig von dem französischen Intendanten Villain zu Naumburg eingetroffenen Decrete, nach welchem der Kaiser dem weimarischen Lande 2,200,000 Fr. Contribution auflegte, und es als pays conquis betrachtete, den grellsten Contrast bildeten.

Ich erhielt Befehl, über dieses Ansinnen Aufklärung zu verschaffen und die dringendsten Vorstellungen dagegen zu machen. Man wies mich an den General-Intendanten der Armee, Daru, den schon der allgemeine Ruf als einen äußerst strengen und harten Mann bezeichnete. Wie sehr fand ich das bestätigt! Vergebens schilderte ich ihm mit den lebhaftesten Farben die Noth und Erschöpfung unsers Landes, vergebens die Unmöglichkeit, eine so große Contribution aufzubringen, zumal bei der durch die ausgestandene Plünderung herbeigeführten Creditlosigkeit. Die uns auferlegte Contribution, äußerte er, sei ja nur einem Jahresbetrag der Cameral- und Steuer-Revenüen des weimarischen Landes gleich und weniger könne man principmäßig gar nicht anfordern. Nicht darauf, was wir leisten zu können glaubten, sondern darauf, was der Kaiser von uns fordere, komme es an; ihm sei es Pflicht, die Befehle des Kaisers pünktlich zu vollziehen, ohne

weder rechts noch links zu blicken. Und als ich ihm insbesondere die Unerschwinglichkeit der von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung für das dort errichtete französische Lazareth vorstellte und hinzufügte, daß selbst die dasigen Professoren dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiederte er: „Mais je ne vois donc pas du tout la nécessité, que ces messieurs mangent de la viande.“

So schied ich denn ohne den geringsten Trost von ihm. Die mir freundlicher gesinnten Franzosen Maret, Rapp, Denon, suchten mich durch Hinweisung auf die nahe Ankunft des Herzogs zu beruhigen; erst von dieser werde eine mildere Beschlußfassung des Kaisers hinsichtlich unserer Contribution abhängen und ich möge daher nur Alles aufbieten, um jene Hieherkunft zu beschleunigen. Aber die Tage verstrichen mir in qualvoller Erwartung, fast jeder derselben brachte mir neue Lamentationen von Weimar, und keiner die geringste Nachricht von meinem Fürsten.

Erst am 15. November meldete mir Herr von Spiegel aus Hamburg, daß er nach langem Umherirren den Herzog in Schleswig getroffen und daß derselbe nun ehestens von Hamburg aus in Berlin eintreffen wolle. Dasselbe verkündete mir am 19. November ein Brief des Hofmarschalls von Egloffstein (der den Herzog in die Campagne begleitet hatte), aber

ebenfalls ohne nähere Bestimmung des Tags. Mit jeder Stunde stieg meine Unruhe und kaum wußte ich das lange Ausbleiben des Herzogs, das den Franzosen mehr und mehr auffiel, genugsam zu entschuldigen.

Dazu kam, daß man jeden Augenblick die Abreise des Kaisers zu seiner inzwischen nach Polen vorgedrungenen Armee erwartete, und ich daher fürchten mußte, der Herzog werde ihn gar nicht mehr treffen. Am 20. Abends langte in Folge meiner erneuten dringenden Anträge unser Erbprinz in Berlin ein, aber nicht, wie ich gebeten und gehofft hatte, in Begleitung des Geheimenraths von Wolzogen, sondern in der des Kammerherrn von Pappenheim. Der Prinz von Benevent und die Generäle Clarke und Rapp unterstützten meine Bemühungen, dem Erbprinzen sogleich Audienz zu verschaffen, auf das Freundlichste, allein Napoleon war gereizt durch das lange Ausbleiben des Herzogs und wollte erst dessen Ankunft erwarten.

Endlich am späten Abend des 23. November erfolgte sie. Vergebens würde ich die Empfindungen zu schildern versuchen, die mich bei diesem so lang ersehnten Wiedersehen meines geliebten Fürsten erfüllten. Der Herzog bezeugte mir alsobald seine Zufriedenheit mit meinem bisherigen Verhalten und lehnte aufs Huldreichste jede Entschuldigung ab, die ich ihm darüber

machen wollte, daß ich, um bei den französischen Behörden leichtern Zutritt zu erhalten und meiner Mission mehr Ansehen zu verschaffen, mich eigenmächtig mit der weimarischen Hofuniform bekleidet hatte. Die halbe Nacht verfloß unter Erzählung und Schilderung alles dessen, was sich zu Weimar in den ersten Tagen nach der Schlacht von Jena zugetragen und was ich hier in Berlin erlebt und beobachtet hatte. Voll freudiger Hoffnung eilte ich am andern Morgen aufs Schloß, um die Ankunft des Herzogs zu melden, aber die Bestimmung des Kaisers über die von mir im Namen des Herzogs erbetene Audienz ließ sich den ganzen Tag über vergebens erwarten und am nächstfolgenden Morgen mußten wir zu nicht geringer Ueberraschung erfahren, daß er in der Nacht noch — angeblich nach Küstrin — abgereist sei.

Der Prinz von Benevent und der General-Gouverneur Clarke, die dem Herzog alsbald aufwarteten, suchten ihn zwar auf alle Weise zu beruhigen, indem sie das Benehmen des Kaisers als unwillkürlich durch die höhere Nothwendigkeit schneller Abreise geboten, darstellten, auch zu seiner baldigen Wiederkehr Hoffnung machten. Es blieb jedoch kaum möglich, zu verkennen, daß lediglich die Empfindlichkeit des Kaisers über die verzögerte Hieherkunft des Herzogs die wahre Ursache der versagten Audienz war. Ein ähnliches

Mißgeſchick traf den Kurfürſten von Sachſen, der zwar ſchon unterwegs nach Berlin die Abreiſe des Kaiſers erfahren, jedoch gleichwohl ſeine Reiſe fortgeſetzt hatte. Der Herzog ſandte mich ſogleich zu ihm, um die Stunde zu vernehmen, in der er ihm aufwarten könnte; ich ward von dieſem ehrwürdigen Fürſten aufs Wohlwollendſte empfangen und mußte ihm genauen Bericht über unſere Erlebniſſe und jetzigen Verhältniſſe abſtatten. Beide Fürſten beſuchten ſich hierauf wechſelſeitig und mögen wohl traulicher als je Empfindungen und Anſichten über die neueſten großen Zeitereigniſſe ausgetauſcht haben.

Zweiter Abſchnitt.

November 1806 bis Juli 1807.

Berlin war um jene Zeit immer voll der falſcheſten, zum Theil abenteuerlichſten Gerüchte; bald ſollten die Friedens-Präliminarien mit Preußen bereits unterzeichnet ſein, bald die franzöſiſche Armee ungeheure Verluſte erlitten haben und Napoleon ſich in der mißlichſten Lage befinden. Der Haß gegen denſelben wurde durch die unwürdigen Ausfälle in den Armee-Bulletins und im »Telegraphen« gegen den König und die allgeliebte Königin Louiſe, täglich geſteigert und es galt für Patriotismus, allen Nachrichten, die den Franzoſen nachtheilig waren, alſobald Glauben zu ſchenken. Ich erinnere mich, daß mein Arzt, der wackre Dr. Böhme, eines Morgens mit der geheimnißvollen Eröffnung in mein Zimmer trat, daß in der letzten Nacht die Leiche Murats, des Großherzogs von Berg, angekommen und in tiefſter Stille in der Domkirche beigeſetzt worden ſei. Gleichzeitig habe er aus ſicherer Quelle vernommen, daß Napoleon gefährlich verwun-

det worden und in Kurzem hier durch nach Paris zurücktransportirt werden solle. Es hielt schwer, ihm einige Zweifel an diesen Kunden beizubringen. Gleichwohl war dieser Arzt übrigens ein sehr verständiger, ruhiger und gemäßigter Mann, der mir bei meiner lebhaften Unruhe und Aufregung, die mir oft Brustkrämpfe zuzog, jederzeit wohlmeinend predigte: »vis tranquilla facit, quod violenta nequit.«

Mitten unter dem Wirrwarr und den Bedrängnissen jener Tage waren mir nicht selten zufällige Begegnisse ungemein wohlthuend. So traf ich eines Abends spät am Eingang des Hotels des Prinzen von Benevent einen ältlichen Mann von würdigem Ansehen, der über den so eben vom Portier empfangenen Bescheid, daß der Prinz durchaus nicht zu sprechen sei, sich ganz verzweiflungsvoll geberdete. Ich redete ihn an und erfuhr, daß er der Senator Rodde*) von Lübeck und soeben von dort angelangt sei, um über die Plünderung Lübecks Beschwerde zu führen, und um Linderung des dortigen unbeschreiblichen Nothstandes zu bitten. Als ich ihm Theilnahme bezeigte, und ihn sofort zu einem Vertrauten des Prinzen von Benevent führte, der ihm für den andern Morgen Audienz zu verschaffen ver-

*) Er war der Gatte der berühmten gelehrten Tochter Schlözers in Göttingen.

sprach, ward er so gerührt, daß er Thränen des Dankes vergoß. Auch den kurz nachher eingetroffenen Gesandten von Hamburg und Bremen, den Senatoren Doormann und Gröning, glückte es mir nützliche und wohlwollende Bekanntschaften zu Förderung ihrer Anliegen zu verschaffen, und sie haben mir stets in der Folge ein dankbares Andenken bewahrt.

Eines Abends, als ich in der Stadt Rom einem hamburgischen Abgeordneten Soltau gegenüber saß, der zufällig meinen Namen hörte, fragte er mich, ob ich etwa ein Sohn des weimarischen Gesandten sei, der den hanseatischen Geschäftsträgern so eifrige und nützliche Dienste geleistet habe?

Auch manchem gefangenen preußischen Offizier konnte ich durch meine gute Bekanntschaft mit den Generalen Clarke und Hulin bedeutende Erleichterung ihrer Lage verschaffen.

Der Verdruß, den der Herzog über die schnelle Abreise des Kaisers empfand, war um so bitterer, als auch die Hoffnung eines nahen Friedens, mit der man sich immer noch schmeichelte, mehr und mehr verschwand.

Ich hatte inzwischen bei einem Diner des Commandanten von Berlin, General Hulin, die Bekanntschaft des Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen und

ſeines Begleiters, des Majors Baron Fiſchler von Treuenfels gemacht und der Letztere führte mich bei dem Staatsrath Labesnardière ein, dem Chef der erſten Diviſion im auswärtigen Departement, der bei dem Prinzen von Benevent in großem Anſehen ſtand. Einen auffallenderen Contraſt, als dieſer Mann mit allen übrigen franzöſiſchen Hof- und Geſchäftsmännern bildete, kann man ſich kaum denken. Von langer hagerer Geſtalt, ſchwarzen, ungeordneten Haaren und bleichem, länglichen Geſicht, aus dem ein Paar große ſchwarze Augen hinter einer mächtigen Brille lebhaft hervorblitzten, deutete ſchon ſein ſchlichter, ja nachläſſiger Anzug an, wie wenig er ſich um Aeußerlichkeiten bekümmere.

Er erſchien niemals in den Abendzirkeln des Miniſters, ſah es aber ganz gern, wenn man ihn in ſeinem kleinen Familienkreiſe, der aus einer unverheiratheten Schweſter und einem jungen, ihm verwandten Arzte beſtand, aufſuchte, wo er dann mit Perſonen, die ihm gemüthlich zuſagten, aufs Zwangloſeſte verkehrte. Uebrigens lebte er ſo zurückgezogen, und wußte ſich ſo unbemerkt zu machen, daß er ſich rühmen konnte, bis jetzt noch niemals dem Kaiſer Napoleon nahe gekommen zu ſein, deſſen Charakter er wenig ſchätzte.

»Je ne me soucie pas du tout de voir cet homme ou de parler avec lui,«

ſagte er mir einſtmals in Poſen.

Er war voll scharfen Verstandes und ungemein belesen, vorzüglich auch in italienischen und englischen Dichtern, oft sarkastischen Humors, aber auch voll warmen Rechtsgefühls, voll Wahrheitsliebe und Bonhommie, liebte mehr geistreich zu plaudern, als eigentlich zu arbeiten und beurtheilte mit beißender Ironie die Persönlichkeiten und Vorkommenheiten des Tages. Oft war man höchst überrascht über seine Freimüthigkeit und philosophischen Cynismus.

»Ich danke,« pflegte er zu sagen, »die Unabhängigkeit meiner Meinung der Zurückgezogenheit, in der ich lebe, und meinem gänzlichen Verzicht auf äußern Glanz.«

Baron Fischler, der ihn schon länger kannte, war sehr gut bei ihm angeschrieben, und auch mir gelang es gar bald, seiner Zuneigung, ja seines Vertrauens mich zu erfreuen.

Wenn er mir öfters Stellen aus Molière, Arioſt oder Shakespeare recitirte, so mußte ich ihm dagegen von Goethe oder Wieland erzählen oder auch von unseren Herzoginnen Amalia und Louise, die er höchlich verehrte, und seine Theilnahme an Weimars jetzigen Bedrängnissen nahm mehr und mehr zu, je bekannter er mit unseren Persönlichkeiten wurde. Er vertraute mir bald, daß an keine Zurückkunft des Kaisers nach Berlin zu denken sei, daß Herr

Talleyrand ihm ehester Tage nach Posen folgen werde, und daß ich wohl thun würde, mich auch dahin auf den Weg zu machen. Gleicher Meinung waren die Herren von Dalberg und von Gagern, der erste damals badenscher, der andere nassauischer Gesandte am französischen Hofe. Jener war dem Herzog von Weimar, der von jeher mit seiner ganzen Familie in vertrauten Verhältnissen stand, als heiterer und witziger Gesellschafter und gewandter Diplomat schon länger bekannt; zu dem zweiten führte mich mein guter Genius, und sein wohlwollendes Gemüth ließ ihn gar bald sich meiner aufs Freundschaftlichste annehmen.

Als nun auch Herr Talleyrand mir versicherte, der Kaiser erwarte, daß ich ihm nach Posen folge, drangen jene beiden Männer in den Herzog, mich sofort mit ausreichender Vollmacht zu versehen und mit einem Handschreiben an den Kaiser nach Posen abzusenden, wohin sie ebenfalls abgehen würden. Sie riethen zugleich, mich mit einem höhern Titel und mit dem Adel auszustatten, und so war ich denn nicht wenig überrascht, als der Herzog mir ein Concept zur Ausfertigung in die Hand gab, in welchem ich als Geheimer Regierungsrath von Müller aufgeführt war.

Ich erlaubte mir dem Ausdruck meines dankbaren Gefühls die Bemerkung beizufügen, daß es mir wehe thun würde, wenn zwei ältere, verdienstvolle Re-

gierungsräthe und Collegen von mir nicht gleichzeitig avanciren sollten, worauf der Herzog erwiederte, das werde sich finden, sobald er nach Weimar zurückkehre.

Während dem langte der regierende Herzog Franz von Mecklenburg-Schwerin, den Napoleon plötzlich aus seinem Lande hatte vertreiben lassen, in Berlin an und suchte bei dem ihm so nahe befreundeten Herzog von Weimar Trost und Rath. Seinem Gesandten, Baron von Lützow, gelang es nirgends, bei den französischen Behörden auch nur Zutritt zu erlangen. Ich habe schon oben bemerkt, wie umsichtig und wohlwollend dieser würdige Mann mich bisher in meinen traurigen Angelegenheiten unterstützt, berathen und gefördert hatte; nun wurde umgewandt ich aufgefordert für ihn bei den französischen Behörden mich zu verwenden. Denn der Grimm des Kaisers gegen Mecklenburg war gerade damals so groß, daß Herr Talleyrand sich nicht getraute, den vertriebenen Fürsten bei sich zu empfangen, noch auch nur dem Baron Lützow eine Audienz zu gewähren.

Ich konnte jedoch Letzteren dem Staatsrath Labesnardière zuführen, der ihm möglichst Trost zusprach und anrieth, daß er zugleich mit mir nach Posen reisen und dort warten möge, bis der Kaiser ihn vielleicht vor sich lassen würde. Der Herzog von Meck-

lenburg-Schwerin ging alsbald darauf ein; da aber die erforderlichen Veranstaltungen und die Instruirung des Herrn von Lützow noch einiger Ueberlegung bedurften, so ließ er mich noch spät in der Nacht vor meiner Abreise zu sich kommen und beehrte mich mit dem Auftrag, einstweilen in Posen Einleitung zu einem guten Empfang des Herrn von Lützow zu treffen. Dem Letzteren sollte dessen Neffe, der Kammerjunker von Rantzow, mitgegeben werden und so knüpfte sich zwischen diesem und mir ein näheres Verhältniß, was im Laufe der Zeit zum treuesten Lebensbunde gedieh.

Es ist dies derselbe Baron Rantzow, der späterhin sich um die verwittwete Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und um die Prinzessin Helene, jetzige Herzogin von Orleans, durch treue Anhänglichkeit, Muth und Klugheit so überaus große Verdienste erwarb.

Ich reiste am 4. December nach Posen ab, begleitet von meinem jüngern Bruder, damals angehendem Advocaten, der mir zum Secretair dienen sollte. Aber es war keine leichte Aufgabe, auf der gewöhnlichen Postroute fortzukommen. Mit jeder Meile weiterer Entfernung von Berlin häufte sich der Zusammendrang der im Marsch begriffenen Armee-Colonnen und besonders der Artillerie- und Bagage-Trains. Postpferde waren nur mit größter Schwierigkeit und nach oft langem Aufent-

halte zu bekommen, die Wirthshäuser überall überfüllt oder ausgeleert, großer Mangel an Lebensmitteln häufig fühlbar. Doch kämpfte ich mich bis Meseritz durch, dort aber, wo das Zusammenströmen der Kriegsleute jeder Art und die Verwirrung grenzenlos war, und wo selbst Couriere sich halbe Tage lang keine Pferde verschaffen konnten, ward es mir einleuchtend, daß auf der gebahnten Straße durchaus kein weiteres Fortkommen für mich sei. Ich entschloß mich also, über Tirschtigel, Neustadt und Neu-Tomischel quer durchs Land mein Heil zu versuchen, kaufte mir fünf kleine polnische Pferde, nahm einen polnischen Juden, der in der Gegend wohl bekannt war, als Kutscher in Dienst und begann so auf gut Glück meinen abenteuerlichen Zug.

Mit einem Paß vom General-Gouverneur Clarke in Berlin versehen, fortwährend in Uniform und militairisch bewaffnet, requirirte ich, als ein ins kaiserliche Hauptquartier Beorderter, überall, wo welche aufzutreiben war, die nöthige Fourage und zehrte von den Vorräthen an Lebensmitteln, die ich fürsorglich von Berlin mitgenommen hatte. Die Wege waren abscheulich und des Nachts an ein Unterkommen gar nicht zu denken. Glücklicher Weise traf ich am zweiten Tage zwei Adjutanten des Marschalls Ney, die gleich mir mühselig nach Posen steuerten. Durch diese wurde mein Fortkommen bedeutend erleichtert. Wir quartierten uns am

nächſten Abend in ein anſehnliches Landſchloß ein, deſſen Beſitzer ſich zwar entfernt, jedoch Betten, Küche und Keller zurückgelaſſen hatte.

Es fand ſich, daß dieſer Beſitzer der Vater eines liebenswürdigen jungen Edelmanns, Baron von Milensky war, mit dem ich zu Erlangen ſtudirt hatte, und der Caſtellan des Schloſſes fand ſich bewogen, uns deſto beſſer zu bewirthen.

Die Unterhaltung mit jenen beiden Adjutanten wurde bald ſehr belebt und intereſſant. Sie erzählten viel von ihren Kriegsabenteuern in Italien, in Oeſterreich und am Rheine und ließen mich nähere Blicke in die Einzelheiten ihres viel bewegten Lebens voll Strapazen, Aufopferung und Gefahren thun, beſonders aber auch in den bewunderungswürdigen Organismus der franzöſiſchen Armee und in ihre enthuſiaſtiſche Anhänglichkeit an Napoleon. Endlich am Morgen des 10. Decembers trafen wir zu Poſen ein, das wir von fremden Gäſten aller Art überfüllt fanden.

Der franzöſiſche Commandant wies mir zwar ein ganzes, recht ſtattliches Haus nebſt Garten in einer freundlichen Straße der Vorſtadt an, allein es fand ſich durchaus von Bewohnern und faſt allen Meubles leer, weil der Beſitzer, ein polniſcher Caſtellan, entflohen war.

Ich mußte mich alſo mit den nothwendigſten Be-

dürfnissen, so gut es gehen wollte, selbst versehen, bei deren Einkauf und Anschaffung mein polnischer Jude mir beste Dienste leistete. Dem Feuerungsbedürfniß war aber doch nicht anders abzuhelfen, als durch die Planken des Gartens und einiges in den Ställen aufgefundene Gerümpel. Schon am Abend desselben Tages machte ich dem Prinzen von Benevent meine Aufwartung und konnte mich näher mit Labesnardière besprechen.

Ich erfuhr vorläufig, daß der Kaiser gesonnen sei, die sämmtlichen fünf herzoglichen Häuser mittelst eines und desselben Acts in den Rheinbund aufzunehmen, und darin, nach Verhältniß der Bevölkerung, 1800 Mann Contingent von Gotha und 1200 Mann einschließlich 200 Mann Cavallerie und 6 Kanonen, von Weimar als Contingent stipuliren zu lassen; vorher aber müsse ein förmlicher Friedenstractat mit Weimar geschlossen werden, in welchem uns eine Contribution von 2,200,000 Franken auferlegt werden würde.

So sehr ich über diese enorme Forderung erschrak, so konnte ich mir doch nicht als möglich denken, daß man einem ausgeplünderten Lande im vollen Ernste eine so unerschwingliche Anforderung stellen würde. Ich bot daher am andern Tage Alles auf, um richtigere Ansichten über unsere Lage und unsere Kräfte herbeizuführen. Inzwischen erhielt ich aus Weimar Depe-

schen, welche mir auch noch furchtbare Requisitionen von Naturalien von Seiten der französischen Kriegscommissaire ankündigten und dabei die bittersten Beschwerden über die bei dem großen Lazareth zu Jena vorgekommenen Mißbräuche enthielten. Sofort eilte ich zu dem General-Intendanten Daru, den ich in einem lebhaften Wortwechsel mit dem Marschall Lefebre wegen Mangels an Lebensmitteln und Fürsorge für das Armee-Corps des Letzteren antraf, und der dadurch verstimmt war, ehe ich noch meinen Vortrag beginnen konnte. Doch hörte er ihn ruhig an, bestritt aber heftig, daß er die Kriegscommissaire zu allen angegebenen Details der Requisitionen ermächtigt habe und daß bei dem Lazareth zu Jena so große Ueberfüllung und Mißbräuche stattgefunden haben könnten. Auf der Stelle schlug er seine Listen und Rapports nach, und als ich mich dadurch keineswegs befriedigt fand, dictirte er in größter Hast drei höchst heroische Verordnungen an die Kriegscommissaire und Receveurs zu Jena, Naumburg und Erfurt, die er augenblicklich noch in meiner Gegenwart expedirte.

Jene Herren vertheidigten sich natürlich aufs Möglichste, und als sich in der Folge ergab, daß allerdings einige kleine Einzelheiten meiner Beschwerden, auf dem Grunde der mir von Weimar und Jena zugegangenen

Notizen, nicht vollkommen richtig, ja in einigen Punkten etwas übertrieben waren, so blieb Herrn Daru davon eine so große Empfindlichkeit zurück, daß er sie späterhin bei einem noch viel wichtigern Anlaß sowohl der Sache, als mir persönlich auf das Bitterste entgelten ließ.

Es war eigenthümlich bei diesem starren Manne, daß er brieflich weit höflicher und milder war als im mündlichen Verkehr, bei welchem man an dem Uebersetzer des Horaz wenig Horazische Urbanität bemerkte. Er ging vielmehr, wie eine abgeschossene Kanonenkugel, lediglich auf sein Ziel los.

Am 12. December Morgens vertraute mir der kursächsische Bevollmächtigte, Graf Bose, daß er am Abend vorher den Friedenstractat zwischen seinem Kurfürsten und dem Kaiser zu unterzeichnen sich bewogen gesehen, obschon die volle Leistung der auferlegten Contribution habe bewilligt werden müssen, und daß Sachsen nunmehr als Königreich anerkannt werden solle. Er fügte hinzu, daß er leider sich überzeugt habe, wie auch für Weimar an keine Minderung der Contribution zu denken sei und daß er mir sehr rathen müsse, mich in das Unabänderliche zu fügen und nur auf einen schnellen Abschluß zu dringen, weil der Kaiser in den allerersten Tagen zur Armee abreisen werde.

Bei meinen theilnehmenden, inzwischen ebenfalls in Posen eingetroffenen Freunden Gagern und Dal-

berg fand ich ganz dieselbe Ansicht und Labesnardière betheuerte mir, daß jeder weitere Schritt zu Minderung der Contribution ganz vergeblich sein und nur den Kaiser noch mehr erbittern würde. Er gehe von dem einmal festgesetzten Princip durchaus nicht ab, daß jedes bisher feindlich behandelte Land den Frieden durch das Opfer einer vollen statistisch abgeschätzten Jahresrevenüe erkaufen müsse.

Das Einzige, was ich etwa erringen könnte, wäre eine Herabsetzung des Militair-Contingents. Man verhehlte mir dabei nicht, daß zwei Umstände auf die Stimmung des Kaisers gegen uns sehr nachtheilig einwirkten; einmal, daß der Herzog von Weimar nicht persönlich nach Posen gekommen, und dann, daß die Frau Erbprinzessin-Großfürstin von Rußland die kaiserlichen Pässe zur Rückkehr nach Weimar nicht angenommen, ja nach den neuesten Nachrichten von Schleswig nach Kopenhagen zu gehen im Begriff stehe, um von da nach Petersburg zu reisen.

Die Verstimmung des Kaisers hing mit dem Fehlschlagen seiner Absicht, durch die Frau Großfürstin eine Annäherung an Rußland zu ermitteln, ein Wunsch, den ich schon in Berlin deutlich wahrgenommen, zusammen. Da Weimar sich darauf nicht einließ, so bediente man sich späterhin des mecklenburgischen Gesandten, Baron Lützow, und fertigte demselben in War-

schau Pässe nach Petersburg aus; allein diese Mission scheiterte gänzlich an den damaligen Ansichten des Petersburger Hofes.

Am Vormittag des 13. December erhielt ich endlich Audienz bei dem Kaiser, welcher die Audienzen der Herren von Dalberg und von Gagern, sowie die des inzwischen angekommenen gothaischen Gesandten, Baron von Studnitz, unmittelbar vorangingen.

Napoleon empfing mich nicht eben unfreundlich, las das von mir überreichte Handschreiben des Herzogs, that mir einige Fragen nach dem Befinden der Herzogin und hörte meine Vorstellungen ruhig an, ohne sich jedoch darüber auszulassen, vielmehr verwies er mich lediglich an den General Duroc, dem er Vollmacht geben werde.

Am Abend sagte mir Herr Talleyrand, daß diese Vollmachten so eben ausgefertigt worden seien, und am andern Nachmittage erhielt ich ein Billet von Duroc mit der Einladung, mich alsbald mit den übrigen Ministern der herzoglich sächsischen Höfe zu ihm zu verfügen.

Es war aber außer Herrn von Studnitz noch Niemand weiter angekommen. Ich holte diesen in meinem Wagen ab, und es kann einen Begriff von dem erbärmlichen Zustand der damals noch ungepflasterten Straßen Posens geben, daß wir mitten auf dem Wege in einem

tiefen Loche stecken blieben und genöthigt waren, auszusteigen und im tiefsten Schmutze zu Fuß weiter zu wandeln.

Der General Duroc war ein schöner, noch ziemlich junger Mann, eher klein als groß, von angenehmer und feiner Gesichtsbildung, dunkeln Augen und Haaren. Seine Manieren hatten etwas Einfaches, Natürliches und Entgegenkommendes.

Da ich ihn schon von Potsdam und Berlin her kannte, so fand ich mich ihm gegenüber um so zwangloser. Er hatte zu meiner Freude zugestimmt, daß Herr von Gagern unseren Verhandlungen gleichsam als Vermittler beiwohnte.

»Meine Herren,« redete er uns an, »Sie wünschen gewiß Ihre Angelegenheiten so schnell als möglich geordnet zu sehen. Nun gut, das kann leicht geschehen, wenn wir nicht unnütze Worte machen. Hier lege ich Ihnen zuerst Copie der Urkunde vor, durch welche der Kurfürst, jetzt König von Sachsen, dem Rheinbunde beitritt. Sie werden schwerlich gegen Form und Inhalt derselben etwas zu erinnern finden. Alle Punkte gehen ganz von selbst aus der Natur der Sache hervor bis auf den der Bestimmung des Contingents, über welchen wir uns ausführlich besprechen müssen, namentlich fürchte ich nicht, daß der vierte Artikel, der die Gleichstellung der bürgerlichen und politischen Rechte

der Katholiken mit denen der Protestanten ausspricht, bei Ihnen Anstoß finden werde, da die sächsischen Staaten von jeher als tolerant bekannt sind.«

Wir konnten dem beipflichten, erinnerten jedoch, bezüglich auf Anrathen des Herrn von Gagern, daß der Besitzstand der protestantischen Kirchengüter ausdrücklich gesichert werden müsse, worauf Duroc sogleich den Artikel 4. nach unseren Wünschen ergänzte. Ueber den Contingentspunkt aber wurde die Discussion sehr lebhaft. Duroc meinte, ein Procent der Bevölkerung zur Basis anzunehmen, sei gewiß nicht unbillig.

Demnach solle Gotha 1800 und Weimar 1200 Mann zu stellen übernehmen und so im Verhältniß die übrigen herzoglichen Höfe.

Wir remonstrirten aus allen Kräften, und es gelang endlich, mit 1100 Mann für Gotha und 800 M. für Weimar durchzukommen.

Als nun die Formation der fünf herzoglichen Contingente in ein Regiment bestimmt werden mußte, trat Duroc mit der Behauptung hervor: da Gotha das bei weitem stärkste Contingent stelle, so sei es auch ganz natürlich, daß das Commando und die Inspection des Regiments Gotha zugesprochen werde. Mir aber leuchtete augenblicklich ein, daß es sich hier von einer Lebensfrage handle, die nothwendig auch auf das Rang-

verhältniß Einfluß äußern werde, ein Punkt, in welchem nachzugeben für Weimar ganz unmöglich sei, ohne alle hergebrachten Begriffe und geschichtlichen Verhältnisse aufzugeben.

Ich bot also mit großer Lebhaftigkeit alle möglichen Gründe gegen dieses Ansinnen auf.

Ich setzte namentlich auseinander, daß die größere Bevölkerung und der größere geographische Umfang der gotha-altenburgischen Lande blos daher komme, daß bei den Erbtheilungen im 17. Jahrhundert zwischen den beiden Brüdern Herzog Wilhelm und Herzog Ernst dem Frommen, Letzterer klüglich die damals bevölkerteren und an Revenüen einträglicheren Districte an Weimar überlassen, dagegen aber mehr Waldboden auf seinen Theil zu bringen gewußt habe, der in der Folge durch Anbau und Cultur einen weit größeren Werth und größere Bevölkerung gewonnen habe, während doch die Absicht gewesen, daß beiden Brüdern ganz gleiche Theile in jeder Hinsicht zugewendet werden sollten. Dabei entschlüpfte mir die Aeußerung: Herzog Ernst von Gotha sei nicht nur der Fromme, sondern auch der schlauere gewesen. Herr von Studnitz nahm dies sehr übel auf und glaubte in dieser Aeußerung eine Beleidigung des Andenkens des Herzog Ernst zu finden, eine Interpretation meiner Worte,

die ich nicht zugeben konnte, die mir aber doch späterhin von Gotha aus vielen Verdruß zugezogen hat.

Endlich wurde auf Vermittelung des Herrn von Gagern der fast bis zur wechselseitigen Erbitterung fortgesetzte Streit vorerst dahin beigelegt: daß Commando und Inspection des Regiments zwischen Weimar und Gotha abwechseln sollte, wobei jedoch Duroc erklärte, daß der Kaiser eine solche Fassung schwerlich genehmigen werde. Nun kam es an die Redaction des Friedenstractats. Ich suchte denselben ganz abzulehnen, da es mir seltsam vorkomme, zwischen einer so großen Macht wie Frankreich und dem kleinen Weimar von einem Friedenstractat sprechen zu wollen, je weniger Weimar jemals an eine Kriegserklärung gedacht und schon durch die Zulassung zum Rheinbund seine friedliche Stellung hinlänglich beurkundet sei.

Allein Duroc erklärte, daß von einem förmlichen Friedensvertrag durchaus nicht abgegangen werden könne, und darin für Weimar die vollkommenste Anerkennung seiner Souverainetät liege. Die zwei öffentlichen Artikel des Friedensvertrages waren ganz unbedenklich, je einfacher sie waren, aber jetzt trat der gefürchtete geheime Artikel hervor, daß Weimar eine Contribution von 2,200,000 Franken leisten solle und zwar so, daß ein Drittheil davon 14 Tage nach Auswechselung der Ra-

tification des Tractats baar geleistet, die andern zwei Drittheile aber in Wechseln, zahlbar in jedem der drei nächsten Monate, je zum dritten Theil abgewährt würden.

Meine dringenden Vorstellungen konnten nur so viel bewirken, daß General Duroc dem Kaiser nochmals Vortrag zu thun versprach.

Ich eilte nun zu dem Prinzen von Benevent und beschwor ihn, dem Kaiser die gänzliche Unmöglichkeit vorzustellen, so unerschwingliche Leistungen zu übernehmen. Bei der vollsten eigenen Ueberzeugung von dieser Unmöglichkeit war meine Lage um so mißlicher, ja verzweiflungsvoll, als der Herzog von Weimar sich so harte Bedingungen gar nicht als möglich gedacht und mir für einen so extremen Fall nicht die geringste Instruction ertheilt hatte. Die Aufregung, in der ich war, erregte Theilnahme. Der Prinz von Benevent und Labesnardière bemühten sich, mir am andern Tage (15. December) auseinanderzusetzen, daß ich Unrecht hätte, die Sache allzutragisch anzusehen. Man würde uns keineswegs rücksichtslos bedrängen, an den Buchstaben des geheimen Artikels keineswegs festhalten. Der Artikel sei lediglich nach denselben Formeln gefaßt, die schon längerher bei ähnlichen Friedensschlüssen eingeführt und namentlich auch dem Tractate mit dem Königreiche Sachsen zu Grunde gelegt worden. Die politischen Conjecturen

seien jetzt gerade in beständigem Wechsel begriffen, könnten sehr bald sich günstiger für Weimar gestalten; jedenfalls werde es bei dem Frieden mit Rußland, der doch allzulang nicht ausbleiben könnte, leicht fallen, über die Contribution hinwegzukommen. Es komme jetzt Alles nur darauf an, schnell und ungesäumt zum Abschluß des Friedenstractats zu gelangen, weil nur von diesem Augenblicke an die Souverainetät der herzoglichen Familie gerettet sein und jede Einmischung der französischen Agenten in die Landesverwaltung, sowie jede weitere Contribution aufhören werde. Weimar möge dann immerhin von Zeit zu Zeit Befristung der Zahlungen nachsuchen, die billiger Weise gar nicht versagt werden könnten und würden. Durch längere Verweigerung meiner Unterschrift des Tractats würde der Kaiser nur noch mehr erbittert, was bei der Nähe seiner Abreise zur Armee um so gefährlicher sei. Was hingegen die Streitfrage mit Gotha über den Rang, das Commando und die Inspection des gemeinschaftlichen Contingents betreffe, so werde der Prinz sich lebhaft für Weimar verwenden.

Während dem waren die herzoglich meiningenschen und hildburghäuser Gesandten von Erfa und von Lichtenstein endlich eingetroffen, von Coburg aber Niemand.

Abends acht Uhr verfügten wir uns wieder zu dem General Duroc in das königliche Schloß.

Er eröffnete uns, daß der Kaiser hinsichtlich des Contingents sowohl die besprochene Minderung desselben, als auch das Abwechseln des Commando und der Inspection zwischen Weimar und Gotha, und daß Weimar seinen bisherigen Rang behalte, genehmigt habe, hingegen müsse es bei der bestimmten Contribution lediglich verbleiben. Nun aber stellte sich dem Abschluß der Beitrittsacte der sächsischen Häuser zum Rheinbund die bedeutende Schwierigkeit entgegen, daß kein Abgesandter von Coburg erschienen war.

Ich kannte den Grund dieses Ausbleibens gar wohl, da der zu der Absendung bestimmte Baron Dankelmann mir sehr befreundet und in Berlin bei mir gewesen war.

Der regierende Herzog von Coburg war nämlich so eben gestorben und der Erbprinz war bei der preußischen Armee gewesen und soviel man wußte, jetzt in Rußland, daher denn dem Baron Dankelmann keine Vollmachten hatten ausgefertigt werden können. Es erschien mir von größter Wichtigkeit, die Bewandtniß nicht zu berühren, und ich war keck genug, mich zu Unterzeichnung des Tractats im Namen Coburgs anzuerbieten, indem mir genau bekannt sei, daß ein coburgischer Abgesandter unterwegs, den nur zufällige Umstände aufgehalten haben könnten, und für dessen Be-

reitwilligkeit zur Unterzeichnung der Beitrittsacte ich bürgen wolle.

Bei keiner andern Nation hätte nun wohl diese Bürgschaft angenommen, Duroc aber, der nicht im geringsten pedantisch war, und überdies die ganze Sache gern schnell beendigt sah, weil er schon wußte, noch in dieser Nacht abreisen zu müssen, zeigte sich willfährig, und so wurde das Concept der Beitrittsacte sogleich von uns allen signirt und ihre Reinschrift noch um 10 Uhr Abends vollzogen, wie nicht minder von mir der Friedenstractat mit dem unseligen geheimen Artikel, der mir fast den Eindruck eines Todesurtheils machte. Nach um Mitternacht bestürmte ich Herrn Talleyrand um schleunige Ratification, ehe der Kaiser abreise. Und so blitzschnell wurde in den französischen Bureaux expedirt, daß, obschon der Kaiser wirklich bereits um 4 Uhr in der Nacht abreiste, mir doch schon am frühen Morgen des 16. December die beiden Urkunden mit Napoleons Unterschrift versehen und in den kostbarsten Einbänden ausgeliefert wurden.

Die große Aufregung der letzten Tage und die Erkältung, der ich in meiner unbehaglichen Wohnung ausgesetzt war, zogen mir einen Anfall von Darmgicht zu, der jedoch schnell vorüberging, so daß ich bereits am 18. December den Rückweg nach Berlin antreten konnte.

Vorher noch übergab ich eine ausführliche Denkſchrift über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit des 34. Artikels der Rheinbundsacte auf die weimariſchen Gerechtſame in fremden Staaten, denn ich hatte allerdings große Beſorgniß, daß bei der höchſt zweideutigen Faſſung jenes Artikels eine einſeitige und willkürliche Auslegung deſſelben uns große Gefahr drohe. Dies war insbeſondere in Bezug auf das uralte thüringiſche Geleitsrecht zu Erfurt, auf die landeshoheitlichen Anſprüche Weimars auf die Grafſchaft Blankenhain, welche letztere als eine Zubehör zu der bisher preußiſchen Provinz Erfurt betrachtet werden wollte, und auf die ſteuer- und oberlehnsherrlichen Rechte über die fürſtlich ſchwarzburgiſche Herrſchaft Arnſtadt der Fall.

Was dieſen letzten Punkt betrifft, ſo rieth mir der uns wohlwollende Staatsrath Labesnardiere, daß ich gleich nach meiner Heimkehr und noch ehe die fürſtlich ſchwarzburgiſchen Häuſer ihre Zulaſſung zum Rheinbund erwirkt hätten, ein gütliches Abkommen mit ihnen ermitteln möge, da außerdem die fragliche Aufnahme in den Rheinbund erſchwert werden könnte. Denn auch der königlich ſächſiſche Geſandte habe ſchon ähnliche Rechtsverhältniſſe ſeines Hofes auf einem Theile des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen angemeldet.

Meine Rückreiſe nach Berlin war weit minder

schwierig, als es die Herreise gewesen, und ich konnte die Ruhe im Wagen benutzen, um die neue Gestaltung unserer weimarischen Verhältnisse und deren nächste Folgen nach allen Seiten zu überlegen. Da sprang mir denn ins Auge, daß dem trüben, ja trostlosen Eindruck, welchen der geheime Artikel des Friedensvertrags auf den Herzog und alle seine Angehörigen machen würde, nur dadurch einiges Gegengewicht verschafft werden könnte, wenn ich zugleich diejenigen Vortheile anschaulich machte, welche aus einer schleunigen Geltendmachung der aus dem 25. und 34. Artikel des Rheinbundes für Weimar entspringenden Rechte der Souverainetät über die bisherigen fürstlich taxisschen Postal-Gerechtsame im weimarischen Gebiet, und über die darin liegenden, oder wenigstens theilweise enclavirten reichsritterschaftlichen Besitzungen hervorgingen. Zugleich drang sich mir die Ueberzeugung auf, daß der jetzige zu außerordentlichen Anstrengungen auffordernde Moment benutzt werden müsse, um verschiedene innere Landesangelegenheiten sofort nach den neuen Verhältnissen zu ordnen, einigen längst gefühlten Bedürfnissen abzuhelfen und der ganzen Staatsverwaltung einen frischen Aufschwung zu geben.

Alles, was ich in den letzten zwei Monaten erlebt hatte, die ungeheuern Bewegungen, die vor meinen Augen vorgegangen, die nähere Bekanntschaft, ja mit-

unter Vertrautheit mit Staatsmännern, die in die Richtung der neuesten Weltbegebnisse eingeweiht waren, und selbst die Erinnerung an die nicht geringen Gefahren und Schwierigkeiten, die ich überstanden hatte — Alles dies erhöhete meinen jugendlichen Muth und flößte mir eine gewisse Zuversicht ein, die bei dem Bewußtsein festen redlichen Wollens vor keiner weitern Schwierigkeit zurückbebte.

Ich traf am Abend des 21. December in Berlin ein, fand aber den Herzog ungemein niedergeschlagen und gebeugt. Er hielt die in dem geheimen Artikel übernommene Contribution für durchaus unerschwinglich und den Wohlstand seines Landes so gut wie vernichtet. Seine stets gehegte Abneigung gegen Napoleon war durch die neuesten Ereignisse ungemein gesteigert.

Bis um 3 Uhr in der Nacht mußte ich ganz allein mit ihm in der langen Zimmerreihe des Hotels, welches er bewohnte, auf- und abgehen und bis zur physischen Erschöpfung Alles aufbieten, um theils das Vorgegangene näher zu erläutern, theils seine düstern Vorstellungen von der nächsten Zukunft einigermaßen zu mildern. Am andern Tage legte ich ihm einen Aufsatz vor, den ich über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln aufgesetzt hatte. Er umfaßte 44 Punkte. Mein Eifer gewann des Herzogs Beifall und die Prü-

fang und Beschlußfassung über diese Punkte regte seine ganze Thatkraft auf.

Es war ein großes Glück, daß während meiner Abwesenheit ein vertrauter Kreis der ausgezeichnetsten und von dem Herzog hochgeschätzten Männer sich um ihn versammelt hatte und fast täglich bei ihm speiste. Alexander von Humboldt, Johannes Müller, der würdige preußische Minister des Bergbaues und Hüttenwesens Graf von Rheden, Iffland, der Chemiker Klaproth und andere Notabilitäten Berlins bildeten diesen Kreis, der erfrischend und erheiternd einwirkte.

Die Familien des Fürsten Hatzfeld und des baierischen Gesandten Chevalier de Bray, so wie die liebenswürdige Gemahlin des Ministers Grafen Rheden, boten Alles auf, die Abende des verehrten Fürsten durch trauliche Unterhaltung zu erheitern. So mochte denn das trübe Bild der nächsten Vergangenheit und Zukunft einigermaßen in den Hintergrund treten, und mein Antrag, sich persönlich nach Warschau zu begeben, um dem Kaiser aufzuwarten und seine Mißstimmung gegen Weimar möglichst zu beseitigen, fand guten Eingang. Der Herzog beschloß, sobald die Ratificationen der Tractaten ausgewechselt sein würden, mich auf einige Tage nach Weimar zu senden, um mit der Herzogin und dem Ministerium die dringendsten Maßregeln

zu besprechen und namentlich auch die in jenem meinen Aufsatze angeregten Punkte näher zu erläutern und zu berathen, und ich darf wohl sagen, daß der Herzog in jenem Zeitpunkte mich seines vollsten Vertrauens würdigte. Am 23. December sollte Nachts 10 Uhr bei dem General-Gouverneur Clarke die Auswechselung der Ratification unseres Friedensvertrags stattfinden (die der Beitrittsacte zum Rheinbund mußte verschoben werden, weil noch nicht alle Gesandte der übrigen herzoglichen Höfe von Posen zurück waren). Allein Clarke ließ mich durch einen seiner Adjutanten ersuchen, in seinem Cabinet zu verweilen, und mich einstweilen mit den neuesten Zeitungen zu unterhalten, weil ihm plötzlich eine sehr wichtige Expedition vorgekommen. Bald darauf vernahm ich ein lebhaftes Hin- und Hergehen von Militair- und anderen Personen und überhaupt in dem ganzen Theile des königlichen Schlosses, den Clarke bewohnte, die unruhigste Bewegung.

Erst nach Mitternacht wurde mir mitgetheilt, wie man Verdacht geschöpft, daß die diesen Abend von Königsberg zurückgekommene Staatsräthin Hufeland viele heimliche und für das französische Interesse gefährliche Briefschaften und Aufträge mitgebracht, daher sie arretirt und jene Papiere ihr abgenommen worden.

Der Inhalt dieser Papiere führe die Nothwendigkeit herbei, den kriegsgefangenen Prinzen August von

Preußen, dem aus besonderer Vergünstigung bisher der Aufenthalt in Berlin bei seinen Eltern verstattet gewesen, noch in dieser Nacht von hier weg und nach Frankreich zu bringen. So konnte ich erst tief in der Nacht mein Geschäft mit dem General Clarke vollziehen. Eine Stunde später reiste ich nach Weimar ab und traf schon im Posthause zu Potsdam den Prinzen August von Preußen, der nun freilich über den ganzen Vorfall und seine Transportirung in das Innere von Frankreich nicht wenig betreten war.

Ohngeachtet möglichster Eile konnte ich doch bei dem damaligen Zustand der Straßen erst am 25. December Nachmittags in Weimar eintreffen.

Der Herzog hatte eine Bekanntmachung der eingetretenen politischen Veränderungen genehmigt, worin er seinen Dienern und Unterthanen lebhaften Dank für alle Treue und Anhänglichkeit, die sie in den letzten traurigen Monaten bewährt hatten, aussprach.

Alsobald abgedruckt und im Lande verbreitet, erregte diese Bekanntmachung große Freude und Beruhigung und allenthalben gab sich die Liebe zu dem hochverehrten Fürsten auf die rührendste Weise kund. Inzwischen konnte es kaum fehlen, daß das Resultat meiner Verhandlungen nicht überall ganz günstig beurtheilt wurde.

Niemand hatte geglaubt, daß uns im Friedens-

ſchluſſe eine ſo hohe Contribution auferlegt werden würde. Man ſchien hie und da zu meinen, daß ich zu nachgiebig gegen die franzöſiſchen Anforderungen geweſen, überhaupt von dem Glanz der franzöſiſchen Zuſtände geblendet ſei. Die wahre Lage der Verhältniſſe kannte man nicht genug, oder verkannte ſie. Das ſchnelle Avancement und die Erhebung in den Adelſtand eines noch ſo jungen Dieners, zumal eines Ausländers, ohne alles Vorwiſſen des Miniſteriums, hatte Aufſehen, mitunter auch wohl Mißgunſt erregt, doch war es mir beruhigend, daß dies gerade bei meinen beiden älteren Collegen, die ſich für den Augenblick verletzt halten konnten, keineswegs der Fall war.

Auch der altberühmte verdienſtvolle Miniſter Voigt behandelte mich mit dem gewohnten Wohlwollen. Dagegen vermochte der Geheimrath von Wolzogen ſeine Verſtimmung nur mit Mühe zu verbergen.

Er war es, der bisher die auswärtigen Verhältniſſe Weimars zumeiſt geleitet, namentlich alle Verhandlungen mit dem Petersburger Hof geführt hatte, bei welchem er ſehr in Gunſt und Anſehn ſtand. Seine Welterfahrung und ſeine diplomatiſche Gewandtheit hätten ihn allerdings zu der Miſſion in das franzöſiſche Hauptquartier am geeignetſten gemacht. Allein Herr von Wolzogen war einer von jenen Männern, die bei großem Verſtand und vieler Schlauheit doch oft allzu-

viel berechnen und aus angeborener Neigung, alle Lebensverhältnisse aufs Feinste und Umsichtigste zu behandeln, doch mitunter in den wichtigsten Fällen raschen Entschlusses ermangeln und von dem schnellen Wechsel der Umstände überflügelt werden.

Dabei war er bequem und liebte selten, seine Meinung entschieden herauszusagen oder sich voran zu stellen, um sich nirgends zu compromittiren.

Er hatte meine Absendung nach Naumburg geschehen lassen, weil er meinte, sie würde zu keinem besondern Resultate führen und nur ein paar Tage dauern. Als nachmals diese meine Absendung durch unvermuthete Gunst der Umstände einen wichtigeren Charakter bekam und ich mehrmals von Berlin aus auf seine Hinreise drang, namentlich zur Begleitung des Erbprinzen, war er nicht dazu zu bewegen. Theils fürchtete er seine russischen Verhältnisse zu gefährden; theils mochte er erwarten, daß der Herzog gleich nach seinem Eintreffen in Berlin ihn dahin berufen und allenthalben zu Rathe ziehen würde.

Daß der Herzog dies nicht gethan, daß er sich lediglich meiner bedient hatte, war ihm empfindlich und wohl noch mehr dies, daß ich, der ich nicht die Ehre hatte, ein Glied des Ministeriums zu sein, nun zu den wichtigsten Verhandlungen mit demselben Auftrag erhielt. Dazu kam, daß meine Berichte nach Weimar

mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit abgefaßt waren und daß ich alle mir im Interesse des Dienstes vorkommenden Gegenstände, ohne immer ausdrücklichen Auftrag dazu zu haben, mit gleichem Eifer in den Kreis meiner Thätigkeit zog.

Unter diesen Umständen wurde die Absicht, die der Herzog bei meiner momentanen Zurücksendung nach Weimar gehegt hatte, mehr oder weniger durchkreuzt, und um sie doch einigermaßen zu erreichen, sendete ich einen Courier an den Herzog, um die Erlaubniß einzuholen, daß ich noch einige Tage länger in Weimar verweilen dürfe. Ich erhielt sie, der Herzog fertigte mir unterm 30. December ein Schreiben an den Fürsten Primas Großherzog von Frankfurt zu, welches der Erbprinz auf seiner Reise nach Mainz zur Kaiserin von Frankreich in Begleitung des Herrn von Wolzogen überreichen sollte.

Er erlaubte mir ferner, da mein Bruder seiner Berufsgeschäfte wegen nicht länger bei mir bleiben konnte — den damaligen Hofmarschallamts-Secretair Conta*) als Legations-Secretair mit mir nach Warschau zu nehmen, und eröffnete mir zugleich, daß die Auswechselung der Beitrittsacte zum Rheinbund bei dem General-Gouvernenr Clarke durch den zum Kam-

*) Spätern Präsidenten der Landesdirection (z. E. 1850).

merherrn ernannten Baron von Spiegel bewirkt worden sei und daß er dem General Clarke den Auftrag gegeben, bei dem Kaiser anzufragen, ob ihm die Hinkunft des Herzogs nach Warschau genehm sein würde.

Die einzelnen Punkte der Berathung, die der Herzog mir aufgetragen hatte wurden am 30. und 31. December in zweien Ministerial-Sitzungen vorgetragen und erörtert, demgemäß die Besitznahme des Postregals, die der enclavirten reichsritterschaftlichen Besitzungen alsbald angeordnet, nicht weniger die Sequestration der im Inlande liegenden Pertinentien Erfurtischer Klöster und Stiftungen vorbereitet. Auch wurde die Absendung des Prinzen Bernhard und eines bevollmächtigten Gesandten nach Dresden, sowie mehre andere augenblicklich nothwendige und zweckmäßige Maßregeln beschlossen.

Aber die von mir in Antrag gebrachte Besitznahme der bisher — in Folge eines alten Interimisticums zwischen Mainz und Weimar — von Kursachsen in Weimars Namen ausgeübten Landeshoheit über die Grafschaft Blankenhain wurde von dem Ministerium zwar als rechtlich begründet angesehen, jedoch, weil man sich ganz sicher stellen wollte, desfalls erst noch besonderer schriftlicher Befehl des Herzogs gewünscht. Dagegen fand man meine Vorschläge zu

einem schleunigen Abkommen mit dem fürstlich schwarzburgischen Hause wegen der diesseitigen Ansprüche auf die Herrschaft Arnstadt, angemessen und unbedenklich. Es gelang mir auch, mit dem dortigen Canzler von Kettelhod aus Rudolstadt, den ich ungesäumt nach Weimar eingeladen hatte, noch am 31. December eine Uebereinkunft dahin zu schließen, daß Schwarzburg gegen den weimarischen Verzicht auf besagte Rechte, sobald es zum Rheinbund gelassen würde, das Doppelte der bisher auf 3500 Thlr. fixirten Arnstädtischen Steuer, also 7000 Thlr durch Abtretung von Land und Leuten nach genauem Anschlag der Revenüen zu leisten versprach.

So konnte ich denn am 4. Januar 1807 nach Berlin mit dem Bewußtsein zurückreisen, durch meinen kurzen Aufenthalt in Weimar den Wünschen meines Fürsten, wenigstens so viel es an mir war, entsprochen zu haben.

Ich traf den Herzog in einer weit heiterern Stimmung, als ich ihn verlassen hatte. Er hatte sich die Sache der Sachen ruhiger überdacht und Manches in milderem Lichte zu betrachten angefangen. Meine Berichte über das, was zu Weimar geschehen und nicht geschehen war, insbesondere meine Vorträge über die Ansichten des Ministeriums hinsichtlich der berathenen Punkte, gaben seiner Thätigkeit und seiner Ueberlegung

reichen Stoff. Gar manche dieser Punkte konnten, der Natur der Sache nach, damals nicht weiter verfolgt werden, allein der Herzog verlor sie nie aus dem Gesicht und setzte sie, trotz mancher Schwierigkeiten, späterhin durch. Es genüge, hier nur das Institut der Criminalgerichte und des Oberappellationsgerichts zu erwähnen. Die ganzen Vormittage mußte ich mit ihm angestrengt arbeiten, seine Beschlüsse niederschreiben und dann in Form von ihm gezeichneter Protocolle für das Ministerium in Weimar ausfertigen, nebenher noch meinerseits ausführliche Meldungen an den Minister von Voigt abgehen lassen, eine Instruction für die weimarische Mission nach Dresden aufsetzen, die Anschaffung der Dosen und Ringe zu den schicklichen Geschenken betreiben, mit dem General-Gouverneur Clarke fortwährend mündlich verhandeln und mit einer Menge Personen correspondiren, wozu stets ein großer Theil der Nacht mit verwendet wurde.

Dabei war es aber schlimm, daß der Herzog sich der Hoffnung zu sehr hingab, es sei mit der uns auferlegten Contribution nicht so ernstlich gemeint und es würden wenigstens alle bisherigen Naturallieferungen nach Geldanschlag in Aufrechnung angenommen werden. Weder das Ministerium zu Weimar noch ich theilten diese Ansicht, obgleich nach den von Herrn Talleyrand und andern einflußreichen Personen mir

mündlich ertheilten Zusicherungen wohl anzunehmen stand, daß, wenn wir nur erst durch Anzahlung des ersten Drittheils guten Willen zeigten, strenge Beitreibung größerer Summen nicht eintreten würde.

Aber schon am 11. Januar erhielt General Clarke ein Handschreiben des Kaisers mit der Anfrage, ob Weimar Anstalt zur Abführung des ersten Drittheils der Contribution mache? Nun wurde die Sache mit größtem Eifer betrieben und wirklich bis zum 15. Januar das volle Drittheil der Contribution an den Receveur-General Laboullerie zu Berlin abgewährt, dessen schnelle Aufbringung nicht ohne große Schwierigkeit war.

Die Correspondenz nach Weimar über die Maßregeln zu Zwangsanleihen im Lande und die Negotiation von andern Anleihen bei den Banquiers beschäftigten den Herzog unausgesetzt, wie nicht weniger die Verabredungen über Eintheilung und Ordnung des Militair-Contingents, wobei der Herzog sich des wohlmeinenden und einsichtigen Raths des Generals Clarke und seines ersten Adjutanten, des Obrist-Lieutenants Gründler, bediente. Um jene Zeit machten uns auch die gegen Ende Decembers 1806 im Kurhessischen, zum Theil an der Grenze unseres eisenachschen Landes, ausgebrochenen Unruhen und Bauernaufstände große Sorge. General Clarke vertraute mir, daß der französische

Gouverneur von Cassel einberichtet habe, man bemerke Verzweigungen dieser Aufstände bis in das eisenachsche Gebiet. Es war auch wohl zu fürchten, daß dort bei der gereizten Stimmung des Landvolks die hessischen Aufstände sich leicht weiter verbreiten würden, was uns bei Napoleon sehr großen Nachtheil bringen konnte. Ich schickte sogleich eine Estafette nach Weimar, von dort wurde schleunigst eine abmahnende Proclamation an die eisenachschen Unterthanen erlassen und alle möglichen sonstigen Maßregeln getroffen. Glücklicher Weise wurde im Hessischen der Aufstand bald gedämpft. Mitten unter so vielseitigen und dringenden Geschäften des Augenblicks richtete der großartige Sinn des Herzogs sich auch auf Benutzung der Zeitumstände zu Befestigung unserer literarischen Zustände. Auf Humboldts Anrathen kam es zur Sprache, Goethe zum Canzler der Universität Jena mit ausgedehnter Vollmacht zu ernennen, und da Johannes Müller sich damals, wo sein preußischer Gehalt ausblieb, in der mißlichsten Lage befand, so wurde ich beauftragt, mit ihm darüber zu verhandeln, daß er als Staatsrath, jedoch mit fast gänzlicher Freiheit von allen laufenden Geschäften, in weimarische Dienste trete.

Es gelang mir auch, ein eventuelles Uebereinkommen mit ihm zu Stande zu bringen, das nur noch von seiner Entlassung aus preußischem Dienst abhängig ge-

macht wurde. Johannes Müller datirte das Billet, worin er meine Anerbietungen annahm, gerade vom Jahrestage der Schlacht von Nagoz in der Schweiz (1446).

Leider scheiterte in der Folge dieses Uebereinkommen, als Napoleon in ihn drang, das Staats-Secretariat in dem neugeschaffenen Königreich Westphalen zu übernehmen. Wie viel ruhigere und schönere Tage würde er erlebt haben, wenn er dieser Versuchung zu widerstehen vermocht hätte?

Einen seltsamen Vorfall jener Tage kann ich nicht unerwähnt lassen. Es traf sich, während der Herzog einstmals mit jenem auserlesenen Kreise Berlins bei Tafel saß, daß der bei Prenzlau kriegsgefangene Obrist von Massenbach sich anmelden ließ.

Seine Erscheinung war dem Herzog unangenehm, doch nahm er ihn an. Als aber bald nachher Massenbach von der Schlacht bei Jena anfing, und sein Benehmen dabei rechtfertigen wollte, vermochte der Herzog nicht sein kritisches Urtheil über diese unselige Schlacht zurückzuhalten. Jener wollte theoretisch taktische und strategische Gründe dagegen anführen, da überlief den Herzog der Unmuth so sehr, daß er ihm die bittersten Vorwürfe über sein ganzes Verhalten machte, wodurch Massenbach so außer sich gerieth, daß er aufsprang, und mit Zurücklassung seines Hutes davonlief.

Späterhin, im Jahre 1808, erlaubte er sich in der Vorrede zu einem Bande seiner Memoiren heftige Ausfälle gegen den Herzog; ich war gerade in Berlin anwesend und wurde beauftragt, ihn aufzusuchen und zur Rede zu setzen; es gelang mir aber niemals, ihn zu treffen.

Um jene Zeit gab der königl. bairische Gesandte Chevalier de Bray zu Berlin täglich nach dem Theater offenes Haus, wo sich denn nicht nur Alles, was zur diplomatischen Welt gehörte, sondern auch noch viele andere Personen der höheren Gesellschaft zusammenfanden. Ich machte dort viele interessante Bekanntschaften, von denen mehrere mir viele Jahre hindurch sehr nützlich wurden. Ich will nur den gelehrten spanischen Gesandten Don Pardo de Figueroa, in dessen geistreicher Gesellschaft ich nachmals manchen frohen Mittag genoß, den damals kaiserlich österreichischen Geschäftsträger Baron Binder von Kriegelstein und den Grafen Bombelles hier nennen, der auch späterhin mit seiner kunstliebenden, in mimischen Darstellungen und Gesang ausgezeichneten Gemahlin, gebornen Ida Brun, mir 1829 in Florenz und 1837 in Bern die freundschaftlichste Zuneigung bethätigte.

Eigenthümlich war es in diesen Abendzirkeln, daß bei der elegantesten Ausstattung des Lokals durchaus nichts als schöne Borsdorfer Aepfel auf zierlichen Por-

zellan-Tellern servirt wurden, wie denn auch bei der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Unterhaltung nirgends das Bedürfniß materiellen Genusses aufkommen konnte.

Iffland, der dem Herzog ungemein ergeben war, beeiferte sich immer, im Theater nur Lieblingsstücke desselben geben zu lassen, und es war höchst unterrichtend und anziehend, ihn nun am andern Mittag über den Charakter seiner eigenen Rollen, besonders in Shakespeare'schen Stücken, sprechen zu hören. Auch die berühmte Unzelmann, nachherige Bethmann, den alten Unzelmann und die verwittwete Fleck sah ich damals in ihren bedeutendsten Rollen, und so fehlte es, mitten unter den wichtigsten Sorgen und Geschäftsanstrengungen, doch nicht an manchen heiteren und erfrischenden Genüssen. Doch ich greife den Hauptfaden meiner Erzählung wieder auf.

Da die Antwort auf die Anfrage, ob der Kaiser des Herzogs Hinkunft nach Warschau genehmige, noch immer ausblieb, so beschloß der Herzog, daß ich einstweilen mit einem Handschreiben von ihm an den Kaiser und, mit ausgedehnter Vollmacht versehen, nach Warschau vorauseilen und mir dort aufs dringendste Audienz erbitten sollte, während der Herzog in Berlin blieb. Ich reiste also den 17. Januar ab. Diese Reise mitten im Winter und wiederum bei oft unbahnbaren Straßen war ebenfalls ziemlich mühselig.

Einſtmals blieb ich mitten in der Nacht in den tiefen Löchern eines Waldweges ſtecken. Der Poſtillon ſetzte ſich auf die Vorderpferde, um von dem nächſten Orte Vorſpann herbeizuholen.

Da aber der nächſte Ort einige Stunden entfernt war, ſo mußte ich zehn Stunden im peinlichſten Zuſtande aushalten, bis es am andern Morgen durch endlich aufgetriebenen Vorſpann gelang, meinen Wagen wieder flott zu machen.

Daſſelbe war, wie ich nachher erfuhr, auch dem Prinzen von Benevent und dem königl. würtembergſchen Miniſter, Grafen von Winzingerode, nur in etwas geringerem Grade, begegnet. Da die meiſten Poſthalter weder Deutſch noch Franzöſiſch verſtanden, ſo kann man ſich denken, wie mühſelig auch in dieſer Hinſicht das Fortkommen war. Endlich, am 22. Januar Mittags, langte ich in Warſchau an und fand in dem Hotel de Wilna ein mir um ſo zuſagenderes Quartier, als in demſelben auch mehrere mir ſchon befreundete, deutſche Abgeordnete wohnten, namentlich der würzburgiſche Geſandte, Graf Reigersberg, der ſächſiſche Geheime Finanzrath von Ferber, der Obriſtlieutenant, nachherige General Funk, der coburgiſche Abgeordnete, Baron Dankelmann, der Banquier Frege aus Leipzig, der Banquier Kaiſer aus Baſel und mehrere andere Deutſche.

Tags darauf meldete ich mich ſchriftlich bei Herrn Talleyrand an und wurde ſofort zu einer Unterredung mit ihm und zur Mittagstafel eingeladen. Seine erſte Frage war, wie es komme, daß der Herzog noch nicht hier eintreffe? Ich erwiederte — wie es denn auch der Wahrheit gemäß war —, daß der Herzog nicht ganz wohl ſei, auch noch immer auf die von dem General Clarke geſtellte Anfrage Antwort erwarte. Herr Talleyrand entgegnete:

»Il s'agit d'une démarche de sentiment et non pas d'affaires; c'est pourquoi on ne peut pas répondre expressément à de telles demandes, mais certainement le Duc ferait très bien de venir.«

Noch am nämlichen Abend erfuhr ich, daß die Herren von Gagern und von Lützow von hier aus unterm 8. und 10. Januar dem Herzog geſchrieben und ihm die Hieherreiſe dringend angerathen hatten. Sogleich am 24. Januar meldete ich dies dem Herzog; allein ſchon am 26. Januar empfing ich ein Schreiben von ihm aus Berlin vom 19. Januar, welchem die Originalbriefe dieſer Männer beilagen. In dem Gagernſchen Briefe hieß es wörtlich:

»Au fait que V. A. S. se propose de venir ici, il n'y a pas d'obstacle, il ne Lui faut pas d'autre agrément spécial, et plutôt Elle arrivera, mieux Elle sera reçue.«

Gleichwohl schrieb der Herzog: »Ich halte es für consequent, eine directe Antwort des Kaisers abzuwarten, und ich werde den 22. Januar über Dresden nach Weimar zurückkehren, wohin dringende Geschäfte mich rufen.«

»Sollte mein Erscheinen in Warschau absolut nöthig sein, so kann ich ja immer noch von dort aus dahin reisen.«

»Wäre meine Gegenwart am kaiserlichen Hofe zu etwas Reellem nützlich, und sollte ich nicht bloß Cour dort machen, so bedeutet die weitere Distance von 30 Meilen gar nichts. Was die Geschäfte betrifft, die werden Sie am besten machen, denn Sie können besser wie ich vom Erlaß eines Theils der Contribution reden ꝛc.«

Ich stellte hierauf unterm 28. Januar dem Herzog nochmals aufs dringendste vor, wie zweckmäßig, ja absolut nothwendig sein Hieherkommen erscheine und wie alle ihm treu ergebenen Personen, namentlich auch der Erbgroßherzog von Baden und der regierende Fürst von Waldeck, in dieser Ansicht übereinstimmten.

Der Kaiser habe sich mehrfach darüber geäußert und scheine überhaupt jetzt günstiger für Weimar gestimmt; die mir schon zugesagt gewesene Audienz habe er jedoch bis zur Ankunft des Herzogs verschoben.

Ich konnte noch hinzufügen, daß das loyale und vorsichtige Benehmen der weimarischen Regierung bei

den kurhessischen Unruhen und die Reise des Erbprinzen zu der Kaiserin von Frankreich den besten Eindruck gemacht und daß Herr Talleyrand mir gesagt habe:

»J'ai bien cru qu'il plairait à l'Imperatrice; c'est un jeune prince parfaitement aimable.«

Unterdessen hatte ich mich bemüht, für den Herzog eine anständige Wohnung im Hotel de Prusse, wo auch der Kronprinz von Baiern wohnte, zu ermitteln; aber auf einmal kam der Adjutant-General Dentzel zu mir, derselbe, der unser erster Commandant in Weimar gewesen und jetzt Stadt-Commandant in Warschau war, und meldete, daß er angewiesen sei, mir für den Herzog ein Hotel auszusuchen, und daß er soeben ein recht passendes gefunden habe, was er mir zeigen wolle. Unstreitig war dies ein unzweideutiger Beweis, wie sehr man die Ankunft des Herzogs wünsche und erwarte.

Ich hoffte von Tag zu Tag darauf mit größter Sehnsucht, überzeugt — wie ich es nach alledem, was vorgekommen, sein mußte —, daß unsere Angelegenheiten dadurch eine weit günstigere Wendung nehmen würden.

Inzwischen war mir von dem Ministerium in Weimar mitgetheilt worden, daß von Erfurt aus eine große Naturalien-Requisition auf Weimar ausgeschrieben worden, die auf 950,000 Francs Geldwerth anzuschlagen sei. Da sich der General-Intendant Daru nicht treffen

ließ, so brachte ich meine Beschwerde bei Herrn Talleyrand an, und dieser bestärkte mich in meiner Ansicht, daß der geheime Friedensartikel uns von aller und jeder unentgeltlichen Leistung, außer der stipulirten Geldcontribution, durchaus freispreche.

Ich schrieb also nach Weimar, daß man sich auf Nichts einlassen und standhaft jede Requisition ablehnen möge. Zwei Tage darauf gelang es mir, auch von Daru selbst die Anerkennung obigen Princips und einen entsprechenden Befehl an den Kriegskommissär Lemarquant zu erwirken. Auch mißbilligte er die uns gestellte Anforderung von Tafelgeldern und von Fourage-Rationen für die blessirten französischen Offiziere, bestand aber dagegen auf pünktlicher Einhaltung der Contributions-Zahlungen. Ich konnte jedoch auf dem Grunde jener vertraulichen Aeußerungen des Herrn Talleyrand mit Sicherheit annehmen, daß, wenn wir nur, bei bereits berichtigtem ersten Drittheil der Contribution, noch bis Mitte Februar eine mäßige Summe einzahlten und wegen des Restes des zweiten Drittheils einige vorläufige Verhandlungen mit dem (uns sehr freundlich gesinnten) General-Receveur Labouillerie zu Berlin anknüpften, zu keinen Zwangsmaßregeln gegen uns geschritten werden wolle.

Der General Rapp, der sich schon früher in Berlin und Posen so freundschaftlich gegen mich erwiesen

hatte, lag um jene Zeit zu Warschau krank darnieder, in Folge der Blessur, die er in dem Gefecht bei Pultusk erhalten hatte. Ich besuchte ihn fast täglich und erlangte durch ihn manchen Vortheil; namentlich gab er mir zwei offene Schreiben an den französischen Commandanten zu Jena und den Kriegskommissär zu Erfurt, um im Nothfall davon Gebrauch zu machen.

In diesen beiden Schreiben wies er auf die Gesetzwidrigkeit ihrer Anforderung von Tafelgeldern u. s. w. eindringlich hin und drohte mit einer Anzeige an den Kaiser.

Der Major-General, Prinz von Neufchatel, erwies sich nicht weniger freundlich.

Es befanden sich damals zu Weimar einige und zwanzig in den Schlachten bei Jena und Auerstädt mehr oder weniger blessirte preußische Offiziere, deren Unterhalt uns natürlich ziemlich belästigte. Sie alle wünschten sehnlichst, auf ihr Ehrenwort in ihre Heimath entlassen zu werden. Ich hatte mich deshalb bei dem General Clarke verwendet, dieser aber getraute sich nicht, die nöthige Autorisation zu ertheilen Nun gelang es mir, sie bei dem Prinzen von Neufchatel, wenigstens für einen Theil dieser Offiziere, zu erwirken. Unter ihnen befand sich der nachherige General der Infanterie und preußische Kriegsminister v. Boyen, der

damals noch Hauptmann war. Ich bewahre noch jetzt sein mir zugekommenes Bittschreiben als Reliquie auf.

In dem beigelegenen chirurgischen Attestat war gesagt, daß Herr von Boyen, da die ihm tief in der linken Lende sitzende Flintenkugel nicht herausgebracht werden konnte, durchaus für invalide zu achten sei.

Wie glücklich, daß dieser Ausspruch sich in der Folge nicht bestätigt hat, vielmehr der würdige Mann noch lange seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten vermochte!

Höchst interessant und angenehm zugleich war es für mich, daß ich ein für allemal zur Mittagstafel des Prinzen von Benevent eingeladen ward. Die Stammgäste waren die Herren von Dalberg und von Gagern, der fürstlich primatische Gesandte Graf v. Beust, der österreichische General Baron Vincent — ein ebenso kluger und feiner, als dabei schlichter und heiterer Mann, — sodann der Baron Batowski. Dazu kamen mitunter noch zwei bis drei ausnahmsweise Geladene.

Die Unterhaltung, sowohl bei Tisch als in der darauf folgenden Stunde, war stets ungemein belebt und anziehend, besonders durch die witzigen und geistreichen Aeußerungen des Prinzen, der jeden Gegenstand mit wenig Worten in ein überraschendes und eigenthümliches Licht zu setzen wußte. Es herrschte die höchste

Zwangloſigkeit, jeder Gaſt trug nach Kräften zur gemeinſamen Erheiterung, gleichſam zu einem geiſtigen Picknick bei.

Der Prinz gefiel ſich oft, nach Tiſche einzelne Scenen und Situationen ſeines früheren Lebens in England und Amerika mit lebhaften Farben zu ſchildern, oder auch an dieſen oder jenen Gaſt eine Frage über literariſche oder ſociale Gegenſtände zu richten, die alsdann oft zu lebhafter Discuſſion Anlaß gab. So erinnere ich mich, daß er uns einſtmals auf einen alten Kammerdiener aufmerkſam machte, der den Kaffee ſervirte. Ich glaube, er hieß Chriſtoph. »Dieſem Manne,« ſagte er, »verdanke ich mein Leben und meine jetzige Exiſtenz in Europa; darum behalte ich ihn auch immer bei, ob er mich gleich von Zeit zu Zeit mit ſeinen Rechnungen ausnehmend übervortheilt. Als es mir nämlich in England und Amerika nicht ganz nach Wunſch ging, faßte ich den Entſchluß, nach Oſtindien und zunächſt nach Calcutta zu reiſen. Ich hatte mir die beſten Empfehlungen dahin verſchafft, mich in Baltimore auf einem guten Schiffe eingemiethet und eröffnete es nun am Vorabend der Abreiſe meinem Diener.« »»Das iſt unmöglich, mein Herr,«« erwiederte dieſer, »»ich kann durchaus nicht zugeben, daß Sie ſo ſchnell abreiſen, denn ich habe erſt geſtern Abend alle Ihre Wäſche der Wäſcherin gegeben und bekomme ſie unter zwei bis drei Tagen nicht zurück.««

Ich lachte Anfangs über dieſen Einwurf; er kam mir aber doch wie ein Wink des Schickſals vor. Das Schiff konnte nicht länger auf mich warten; ein anderer Franzoſe, der mit mir aus England gekommen war, bat mich, ihm, wenn ich zurückbliebe, meine Empfehlungsbriefe abzutreten. Ich that es; il est allé à Calcutta à ma place, et ma foi, il y est mort à ma place!«

Von mir verlangte der Prinz immerfort aufs Neue, daß ich ihm von Wieland erzählen und die Einrichtung der Akademie beſchreiben ſollte, welche die Herzogin Mutter Amalia zu Weimar geſtiftet habe. Er konnte ſich nämlich gar nicht denken, daß ein ſolches Zuſammenleben großartiger Dichter und Schriftſteller, wie es rings um die Herzogin Mutter aufs Anmuthigſte ſtattgefunden, ohne einen förmlich conſtituirten Verein, ohne organiſche Geſetze und Vorſchriften möglich geweſen und ganz wie von ſelbſt, bloß durch die magnetiſche Anziehungskraft einer kunſtliebenden und liebenswürdigen Fürſtin und den einfachen Contact edler Naturen entſtanden ſei. So oft ich auch dies ihm anſchaulich zu machen ſuchte, ſo kam er doch immer wieder auf ſeine Fragen zurück. Wieland rühmte er vorzüglich als den Verfaſſer des Socrate en délire.

Ich hatte nie von einem ſolchen Werke Wielands gehört, bis ich endlich herausbrachte, daß Wielands Diogenes von Sinope gemeint ſei, der unter

jenem Titel ins Französische übersetzt war. Auch über Gegenstände der Industrie und der Geschichte liebte er oftmals sich ausführlich zu besprechen, wie es denn z. B. einstmals zu einem langen Streit zwischen ihm, dem General Vincent und Herrn von Gagern über die Charaktere des Tacitus, des Seneca und Cato des Aelteren kam.

Solche Gespräche nach Tafel wurden oftmals durch seine Sekretäre unterbrochen, die ihm eine Depesche oder den Entwurf eines Schreibens vorlegten.

Er fertigte sie rasch und — wie es überhaupt seine Virtuosität war — mit wenigen, aber höchst präcisen Worten ab und nahm dann gleich wieder den Faden der Unterhaltung auf.

Zu den interessantesten Bekanntschaften, die ich in diesen Abendkreisen machte, gehört auch der Staatssekretär des Königreichs Italien, Aldini. Er war ein überaus wissenschaftlich gebildeter, feiner und zartsinniger Mann, der an den literarischen Zuständen Weimars lebhaften Antheil nahm. Ich verdankte ihm eine große, überaus schöne Medaille, die zu Ehren des Kaisers Napoleon kürzlich zu Mailand geprägt worden war.

Ebenso anziehend war die nähere Bekanntschaft mit dem preußischen Geheimerath von Dohm, dem früheren Gesandten in vielen wichtigen deutschen Angelegenheiten und publicistischen Schriftsteller. Er war

damals als Deputirter des Eichsfeldes und anderer angrenzenden Distrikte in Warschau und genoß auch bei den französischen Behörden viele Achtung.

Um jene Zeit kam eine türkische und bald nachher auch eine persische Ambassade in Warschau an.

Ich und mehrere andere Personen des diplomatischen Corps waren gegenwärtig, als sie ihre Antritts-Besuche bei Talleyrand machten, die durch das fremde Kostüm und die damals noch sehr abstechenden Sitten und Gebräuche dieser Orientalen, zumal auch bei Tische, höchst ergötzlich waren.

Am 28. Januar erfuhr ich, daß der Kaiser allerehestens zur Armee abreisen würde. Ich bot daher Alles auf, um ihm das Schreiben des Herzogs, welches ich von Berlin mithatte, noch am nämlichen Tage in die Hände zu bringen.

Dies gelang auch und der Kaiser antwortete schon Tags darauf:

»Mon Cousin, en rétablissant la paix entre nous, j'ai désiré Vous donner des gages durables de mon amitié et Vos états ont été admis dans la confédération du Rhin. Vous reconnaitrez dans cette mesure l'intention, où je suis de protéger toujours Vos intérêts, et la part que je prends à Votre prospérité. Je prie Votre Altesse d'en recevoir les nouvelles

assurances, ainsi que celle de mon attachement et de mon estime.

Varsovie, le 29. Janvier 1807. Votre bon Cousin Napoléon.«

Der Kaiſer übergieng alſo gerade den für den Augenblick wichtigſten Punkt in dem Schreiben des Herzogs, nämlich den, ob er deſſen Hinkunft nach Warſchau genehmige.

Leider bekam ich erſt ſpäter von dieſem Schreiben Kunde, denn es wurde unmittelbar aus dem kaiſerlichen Cabinet einem Courier mitgegeben, dieſer aber unterwegs von einer preußiſchen Streifpartie aufgefangen.

Der Herzog erhielt es erſt lange nachher, ſo daß er nicht früher, als am 7. März, darauf zu antworten im Stande war.

In meinem Berichte vom 30. Januar konnte ich daher nur melden, daß der Kaiſer das Handſchreiben des Herzogs freundlich aufgenommen und des eheſten darauf zu antworten verſprochen habe.

Ich war nach allem Vorhergegangenen berechtigt, hinzuzufügen, daß er den Herzog ohne Zweifel mit Vergnügen in Warſchau ſehen würde. Aber gleich nach Abgang dieſes meines Berichts erfuhr ich, daß der Kaiſer ſoeben zur Armee abgereiſt ſei.

Man ſuchte allgemein glauben zu machen, der Kaiſer würde in wenig Tagen wiederkehren; allein ſchon

am 10. Februar traf die Nachricht von der blutigen Schlacht bei Eilau ein.

Duroc, der diesmal nicht, wie gewöhnlich, den Kaiser begleitet hatte, verkündete sofort, daß ein großer Sieg erfochten sei. Es verlautete jedoch gar bald, daß die Schlacht einen sehr zweifelhaften Ausgang gehabt und die französische Armee außerordentliche Verluste erlitten habe.

An dem Benehmen der französischen Behörden war deutlich zu erkennen, daß sie sich in großer Unruhe befanden.

Aus Dresden bekam ich Nachricht von dem Herzog, daß er am 29. Januar von dort nach Weimar abreisen werde; meine dringende Depesche vom 24. Januar hatte er damals noch nicht empfangen. Ich konnte daher noch stündlich auf seine Ankunft in Warschau hoffen, aber statt dessen erhielt ich am 14. Februar einen Courier aus Weimar, mit zwei Schreiben des Herzogs vom 4. und 6. Februar, die meine Hoffnungen gänzlich niederschlugen. In dem ersten sagte der Herzog: da er noch immer keine bestimmte Antwort vom Kaiser selbst auf seine Anfragen erhalten, so könne weder mein noch aller anderen Personen Urtheil und Andringen, die er aus meinem Bericht vom 24. Januar ersehen, ihn zu der Reise bestimmen. Ueberdies sei er

noch immer nicht ganz wohl und leide namentlich sehr an einem Ohrgeschwür.

In dem zweiten hieß es: meine Depesche vom 30. Januar sei soeben eingetroffen, und da der Herzog daraus erst eine bestimmte Aeußerung des Kaisers, ihn gern in Warschau zu sehen, entnommen, so würde er — obschon noch immer nicht ganz wohl — den 7. Februar nach Berlin abgehen und von dort am 11. weiter nach Warschau reisen. Der Herzog fügte noch hinzu, daß keine Privatmeinung irgend einer Art ihn hätte bewegen können, einen Schritt zu thun, der gewagt gewesen wäre, so lange der Kaiser sich nicht bestimmt dafür erklärt gehabt hätte.

Man kann leicht denken, wie schmerzlich mir das Ausbleiben des Herzogs fiel, da ich gleich darauf noch erfuhr, daß er, sobald ihm zu Berlin Kunde von der Schlacht bei Eilau zugekommen, wieder nach Weimar zurückgekehrt sei.

Wie hätte ich nach Allem, was die Herren Talleyrand, Duroc und andere mit den Ansichten und Gesinnungen des Kaisers Vertrautesten mir betheuerten, zweifeln können, daß die Ankunft des Herzogs und sein persönliches Benehmen mit dem Kaiser von dem vortheilhaftesten Einfluß auf unsere Contributions-Angelegenheit sein würde, auch abgesehen von so vielen anderen noch wichtigeren Folgen? Es lag gar zu klar

am Tage, daß Napoleon sich der Vermittelung des Herzogs zu einer Annäherung an Rußland und zur Einleitung von Friedensverhandlungen bedienen wolle. Wenn er auch vermied, auf die von dem General Clarke geschehene Anfrage, ob der Herzog nach Warschau kommen solle, direct zu antworten, und wenn er gleich noch in seinem neuesten, übrigens sehr verbindlichen Schreiben vom 29. Januar diesen Punkt übergangen hatte, so ließ sich doch gar nicht denken, daß jene seine Vertrautesten sich wiederholt und so dringend gegen mich darüber ausgesprochen, ja täglich und fast ängstlich nach der Ankunft des Herzogs sich erkundigt hätten, ohne daß der Kaiser alles dies gewußt und genehmigt habe.

Es kam hinzu, daß Napoleon, der schon über die geringe Eile, mit welcher der Herzog von Hamburg zu ihm nach Berlin gereist war, höchst empfindlich gewesen, aus seinem Gesichtspunkte und nach seiner Sinnesart wohl erwarten mochte, daß der Herzog gleich nach dem Frieden von Posen es sich zur Pflicht machen würde, ihn in Warschau aufzusuchen und die durch jene Zögerung in Berlin verfehlte persönliche Bekanntschaft nachzuholen.

Darauf zielten unverkennbar jene Worte Talleyrands bei meiner Ankunft in Warschau:

»Il s'agit d'une démarche de sentiment et non

pas d'affaires, c'est pourquoi on ne peut pas répondre expréssement à de telles demandes, mais certainement le Duc ferait très bien de venir.«

Eine ausdrückliche Aufforderung an den Herzog aber, nach Warschau zu kommen, mußte die Politik des Kaisers vermeiden, um nicht vorzeitig seine auf die Annäherung an Rußland gerichtete Absicht zu verrathen. Es ist hoch wahrscheinlich, daß umgewandt der Herzog so schwer an die Warschauer Reise ging, gerade weil er sich den Absichten des Kaisers entziehen wollte. Dazu kam seine persönliche Abneigung gegen Napoleon und der Gedanke, daß er sich nach seiner individuellen Denk- und Benehmungsweise zu Warschau sehr unheimlich fühlen würde.

Gleichzeitig mit den oben erwähnten beiden Schreiben des Herzogs erhielt ich auch eine Menge Zuschriften der weimarischen Behörden, welche unseren Finanznothstand und die unerschwinglichen Anforderungen französischer Behörden mit den lebhaftesten Farben schilderten.

Insbesondere war die damals für alle Kriegslasten bestehende Landeskommission fortwährend den ungestümen und oft einander widersprechenden Requisitionen der Kriegskommissäre ausgesetzt. Bald sollten ungeheure Lieferungen aller Art nach Erfurt zum Approvisionnement der Festung geschehen, bald die Transportmittel für die große Militärstraße verstärkt werden. Vergebens

war die Vorstellung, daß, während für den letzteren Zweck schon alles Zugvieh aufgeboten sei, nicht auch jene Leistungen nach Erfurt geschafft werden könnten; vergebens berief man sich auf den geheimen Friedensartikel, der alle weiteren Contributionen, außer der stipulirten Geldcontribution, ausschloß. »Was man jetzt von Euch fodert,« lautete die Antwort, »ist keine Contribution, sondern nur eine Beihülfe zur Kriegsführung, die Ihr als treue Alliirte nicht verweigern dürft.«

Es gehörte die ruhige Haltung und Umsicht des Chefs der Landeskommission, des Präsidenten Freiherrn von Fritsch, dazu, um unter solchen Bedrängnissen dennoch Muth und Ordnung aufrecht zu erhalten und durch gewandtes Temporisiren und persönlich verbindliches Benehmen dem Andringen der französischen Kommissäre, dergestalt zu begegnen, daß die oftmals angedrohten Executions-Maßregeln doch immer noch glücklich abgewendet wurden.

Mit den Contributionszahlungen war man bis fast zur Hälfte des zweiten Drittheils der Summe von 2,200,000 Fr. vorgerückt, die Aufrechnung der geleisteten Natural-Lieferungen wurde aber immer schwieriger. Von allen Seiten und hinsichtlich einer Menge einzelner Beschwerden forderte man mich zur Abhülfe auf.

Auch mit der großherzogl. würzburgischen Regierung

waren ſehr verdrießliche Streitigkeiten entſtanden. Der 25. Artikel des Rheinbundes ſprach uns ganz unzweideutig die Souverainetät über alle enclavirten reichsritterſchaftlichen Beſitzungen zu und beſtimmte, daß die zwiſchen dem weimariſchen Gebiet und anderen angrenzenden Staaten gelegenen nach Verhältniß der Angrenzung getheilt werden ſollten. Hiernach war denn auch von Weimar aus Beſitz und bezüglich Mitbeſitz ergriffen worden. Würzburg hingegen war ſchon am 25. September 1806 zum Rheinbund getreten und hatte im 4. Artikel ſeiner Beitrittsacte ſich verſprechen laſſen, daß ihm alle zwiſchen ſeinem Gebiet und den herzogl. ſächſiſchen Landen liegenden reichsritterſchaftlichen Beſitzungen allein zufallen ſollten, ja ſogar diejenigen, welche zwar von herzogl. ſächſiſchem Gebiet ganz umſchloſſen, aber nach Würzburg zu Lehen gingen.

Ich reclamirte dagegen in einer ausführlichen Denkſchrift; allein franzöſiſcher Seits wollte man keinen Rückſchritt gegen den Großherzog von Würzburg thun, da man höhere politiſche Gründe hatte, ihn auf alle Weiſe zu begünſtigen. Man erklärte mir jedoch, daß jene Conceſſion bloß deswegen gemacht worden ſei, damit Würzburg auf billige Austauſchung mit Weimar zur Abrundung der Grenzen eingehen ſollte, und vertröſtete auf desfallſige unter Frankreichs Vermittlung einzuleitende Verhandlungen.

Meine Lage zu Warschau wurde auf solche Weise in der That sehr peinlich, und ich mußte dabei den unsäglichen Schmerz erleiden, den plötzlichen Tod meiner über Alles geliebten Mutter zu erfahren.

In solchen Bedrängnissen richtete mich nur die überaus wohlwollende Theilnahme und Zusprache meiner Freunde zu Warschau einigermaßen wieder auf.

Unter diesen bewies mir namentlich auch der nassauische Legationsrath Fabricius — nachmals vieljähriger königl. niederländischer und herzogl. nassauischer Geschäftsträger in Paris — die treueste Anhänglichkeit und Fürsorge.

Ich darf rühmen, daß auch der Erbgroßherzog von Baden und der biedere Fürst Georg von Waldeck mir Beweise aufrichtigster Theilnahme und Wohlwollens gaben. Der Erstere hatte an einem Faulfieber, der Letztere an einem Beinbruche zu Warschau danieder gelegen.

Ich besuchte sie, so oft ich nur konnte, und beide suchten auf jede Weise den weimarischen Interessen förderlich zu sein.

Auch der Kronprinz von Baiern empfing mich öfters bei sich und würdigte mich schmeichelhaften Vertrauens. Er verhehlte mir nicht seine große Abneigung gegen das französische System und wie schmerzlich ihn so Vieles, was in diesem Sinne in Baiern geschehen

sei und noch vorkomme, berühre. Ich mußte ihm viel von Schiller erzählen, den er mit Enthusiasmus verehrte und sich nicht darüber beruhigen konnte, daß er ihn nicht persönlich gekannt. Er erzählte mir, daß er im November mitten in der Nacht durch Weimar gekommen und sich gleichwohl auf den Friedhof habe führen lassen, wo Schiller's sterbliche Ueberreste damals ruhten. Er fügte hinzu, daß er in den Gefechten bei Pultusk stets Schiller's Gedichte in der Tasche geführt und sich daran in jedem freien Augenblicke erfrischt und erkräftigt habe.

Schon gleich bei meiner Ankunft in Warschau hatte ich dem Großherzog von Berg, Murat, aufgewartet, dem ich für die menschenfreundliche Aufnahme, die er mir zu Weimar am ersten Morgen nach der Schlacht von Jena, noch ehe Napoleon dort eingezogen war, gegönnt hatte, verpflichtet zu sein alle Ursache hatte. Ich war damals mitten unter den Schrecken der Plünderung, und als nirgends Rath und Hülfe zu finden war, in wahrer Verzweiflung zu ihm aufs Schloß gegangen und hatte ihm mit lebhaften Farben unseren Nothstand geschildert. Statt mich, als einen Unberufenen, von keiner Behörde Autorisirten, kurz abzuweisen, ging er mit Theilnahme auf meine Vorstellungen ein, ließ sich mit vieler Offenheit über die neuesten Kriegsvorgänge aus und gab mir zuletzt

eine schriftliche Aufforderung an die Marschälle Lannes und Augereau, der Plünderung möglichst zu steuern und mir Sauvegarden zu geben für öffentliche Gebäude, für die Bäckereien, für die Fleischer und für andere zur Herbeischaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse unentbehrliche Personen, wodurch den dringendsten Uebelständen des Augenblicks abgeholfen wurde. Er erzählte mir damals, daß kurz vorher eine Hofdame der Herzogin bei ihm gewesen, eine geborene Elsasserin, die ihm die leidenschaftlichsten Vorwürfe über die Plünderung gemacht und zuletzt in ihrer Aufgeregtheit so weit gegangen sei, ihm zu sagen, wie sie sich schäme, eine geborene Französin zu sein, da das zügellose Betragen der französischen Soldaten den Namen Frankreichs entehre.

Er hatte gleichwohl diese Dame mit chevalereske Artigkeit zu beruhigen gesucht. So oft ich ihm nun in der Folge zu Berlin und Posen, wie jetzt zu Warschau, aufwartete, hat er mich immer freundlich empfangen, aber stets war seine erste Frage: »Was macht die Hofdame zu Weimar, die so heftig auf mich einstürmte und mir so leidenschaftliche Vorwürfe anzuhören gab?« In dem ganzen Benehmen Murats lag etwas sehr Ritterliches und Offenes, wenn gleich auch Eitles und Selbstgefälliges. Er liebte sehr, seine schöne Gestalt durch den buntesten Farbenschmuck, der an das

Abenteuerlichste grenzte, noch auffälliger zu machen, wobei er jedoch stets in seine Haltung und in seine Worte etwas Vornehmes und Verbindliches zu legen wußte. Ich habe ihn einige Male zu Warschau in der Unterhaltung mit Deputirten seines neuen Großherzogthums aus den angesehensten Familien getroffen und auch da sein einnehmendes Verhalten und die verständige Weise, mit der er ihre Anreden beantwortete, zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Am 26. Februar feierte das polnische Gouvernement die Siege der französischen Armee durch ein feierliches Tedeum in der Kathedrale, wozu das ganze diplomatische Corps durch besondere Billets eingeladen wurde. Dabei prangten eine Menge eroberte Fahnen. Mittags war große Tafel bei dem Oberhofmarschall Duroc und Abends gab die Gräfin Potocka einen glänzenden Ball. Vorhergegangen waren schon mehrere andere Feste der polnischen Großen.

Ich erinnere mich besonders eines geschmackvollen Ballfestes bei dem Grafen Stanislaus Potocki, der an der Spitze des polnischen Gouvernements stand. Diesen Ball eröffnete der Kronprinz von Baiern mit der schönen Gräfin Walesska, der nachmaligen Geliebten Napoleons. Zwei anmuthige Fräulein von Henning überreichten dabei dem Prinzen von Be-

nevent die zierlichsten Kränze und Gedichte, und er gefiel sich nicht wenig in ihrer munteren Unterhaltung.

Gräfin Tyszkiewitz, Schwester des heldenmüthigen Prinzen Poniatowsky, desselben, der bei Leipzig seinen Tod in den Fluthen fand, und die Baronin Bronikowska versammelten fast täglich sehr interessante Abendkreise um sich, bei denen Herr Talleyrand selten fehlte.

Eines Abends führte der Baron Dalberg eine noch ganz junge liebenswürdige Polin, Marie Wotowska, bei Herrn Talleyrand ein, die schon damals durch ihr ausgezeichnetes Klavierspiel die ganze Gesellschaft zur Bewunderung hinriß. Es ist dies dieselbe, die als Madame Szymanowska im Jahre 1823 zu Karlsbad durch ihr bezauberndes Spiel auf Göthe in seiner damals sehr trüben Stimmung einen so wohlthätigen Eindruck machte, und deren Andenken er in der »Trilogie der Leidenschaft« verewigt hat*).

Aber gegen so glänzende Feste und erheiternde Abendkreise bildeten die beunruhigenden Nachrichten, die täglich über den Zustand der französischen Armee einliefen, einen sehr grellen Contrast.

Man fürchtete damals in Warschau einen plötz-

*) Sie starb, nachdem sie in England, Frankreich und Italien großen Beifall erworben, im Jahre 1831 zu Petersburg an der Cholera.

lichen Ueberfall von den Kosaken, und mehrere Gesandte trafen Anstalt, im Nothfall schleunig die galizische Grenze gewinnen zu können. Zu Anfang des März eröffnete Herr Talleyrand dem Corps diplomatique, daß es wohl thun würde, sich einstweilen nach Berlin zu begeben, und daß er selbst mit seinem Bureau sofort nach Thorn abgehen werde.

Ich reiste daher gleichzeitig mit mehreren anderen deutschen Gesandten — nur Dalberg und Gagern blieben bei dem Prinzen von Benevent zurück — am 4. März von Warschau ab und kam über Breslau, wo ich dem Prinzen Jerome, nachmaligem König von Westphalen, aufwartete, den 13. zu Dresden an.

Verschiedene dort eingezogene Nachrichten bestimmten mich aber, nicht sofort nach Berlin, sondern für's Erste nach Weimar zu reisen, um über die neusten Verhandlungen in Warschau ausführlichen mündlichen Bericht zu erstatten.

Am 17. März traf ich daselbst ein.

Der Herzog wünschte bald nachher, daß ich auf einige Tage nach Gotha gehen möchte, um bei dem dortigen dirigirenden Minister von Frankenberg die Eindrücke vollends auszugleichen, die diesem auf die Ehre seines Hofes höchst eifersüchtigen Manne von dem Rangstreite her, der zu Posen zwischen mir und dem

gothaischen Gesandten stattgefunden, noch zurückgeblieben waren.

Herr von Frankenberg war ein in vielfacher Hinsicht merkwürdiger und höchst origineller Mann. In Geschäften ergraut, hatte er schon unter drei auf einander folgenden Herzögen von Gotha das größte Zutrauen genossen und konnte billig für die Seele der gothaischen Staatsregierung gelten.

Von Jugend auf in alle Hofgeheimnisse eingeweiht, fast mit allen deutschen Staatsmännern und Diplomaten seiner Zeit wohl bekannt und mit allen Feinheiten der Gesellschaftssprache, und besonders der französischen, vertraut — wie er denn auch mit dem viel bekannten Baron Grimm, der die letzten 20 bis 25 Jahre seines Lebens in Gotha heimisch war, eng verbunden war — setzte er großen Werth darauf, in allen auswärtigen Verhältnissen und in seinen zahllosen Correspondenzen eine bedeutende Rolle zu behaupten.

Dabei war er, trotz seiner Schlauheit, von edlem Charakter und warmem Rechtsgefühl.

Er verstand es vortrefflich, die Vorträge und Ausarbeitungen seiner Untergebenen klar und schnell aufzufassen und ihnen, sowie allen seinen eigenen Aeußerungen, einen eigenthümlichen Stempel aufzudrücken.

Mild und freundlich gegen Jedermann, dienstfertig und hilfreich, wo er nur immer konnte, vornehm ohne

Stolz in seinem Benehmen, wußte er sich allgemein geachtet und beliebt zu machen, und wurde dabei von einer geistvollen und liebenswürdigen Gemahlin unterstützt, die seine vertrauteste Geschäfts- und Lebensfreundin war. Schon im hohen Alter hielt er doch stets eine gewisse jugendliche, nicht selten humoristische Gemüthsheiterkeit fest und nahm mitten unter seinen vielen Geschäften an den Abendkreisen, die sich täglich um seine Gemahlin versammelten, immer, wenn auch nur kurzen, Antheil. Er war klein von Gestalt, mehr hager als stark, und pflegte im engeren häuslichen Kreise sein langes blondes Haar, in einen Zopf geflochten, über seine seidene Pekesche fast bis zur Erde herabfallen zu lassen.

Erschien er so aus seinem Arbeitszimmer plötzlich im Salon seiner Gemahlin, so gab ihm dies ein ganz seltsames, patriarchalisches Ansehen, und er unterließ dann niemals, jede ihm näher bekannte Dame mit einem väterlichen Kuß auf die Stirn zu begrüßen.

Ihm war es wichtig, von allen Verhältnissen und Vorgängen bei den Höfen und Regierungen Deutschlands immer aufs Schnellste unterrichtet zu sein, und man konnte bei dieser seiner Lieblingsneigung wohl manchmal an jene Worte denken, die Goethe seinem »Wirth« in den »Mitschuldigen« in den Mund legte:

Wär' ich nur Cavalier, Minister müßt' ich sein,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.

Er schrieb täglich unzählige Briefchen und Billets, aber im kleinsten Format und mit den spitzesten Rabenfedern, so daß es oft großer Anstrengung bedurfte, sie zu lesen, zumal wenn er sich, wie nicht selten, grüner oder blauer Tinte bediente. Ich hatte Herrn v. Frankenberg vorher noch nie gesehen. Jetzt stellte mich ihm der würdige Geheimerath und Canzler v. Ziegesar vor, der mir durch seinen Sohn, meinen jüngeren Collegen, befreundet war.

Ich erzählte ihm mit Offenheit den ganzen Zusammenhang der Posener Vorgänge, und wie ich mich durchaus gedrungen gesehen habe, den General Duroc von der vorgefaßten Meinung abzubringen, daß Gotha schon ursprünglich das bedeutendste unter den herzogl. sächsischen Häusern gewesen. Ich fragte ihn, ob er denn nicht selbst, wenn z. B. dem herzogl. Hause Meiningen oder Coburg aus irgend einem Grunde der Vorrang vor Gotha zugesprochen werden sollte, mit äußerster Lebhaftigkeit Alles aufbieten würde, um eine solche Zurücksetzung abzuwenden. Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß ich dabei nichts weniger als eine Verunglimpfung des hochseligen Herzogs Ernst des Frommen im Blicke gehabt. Wir schieden nach wiederholten Besuchen aufs Freundlichste auseinander, und er hat mir nachher noch oftmals und bis zu seinem Tode theils persönlich, theils brieflich, Beweise seines Wohlwollens gegeben.

Bei meiner Rückkehr nach Weimar wurde ich durch die Erkrankung der Herzogin Mutter Amalia tief betrübt. Die Krankheit schien zwar anfangs unbedeutend, nahm aber sehr bald einen gefährlichen Charakter an. Durch die Unbilden des Krieges, durch das Unglück, das sich über Preußen und über ihr eigenes braunschweigisches Haus verbreitet und ihr den letzten einzig geliebten und verehrten Bruder geraubt hatte, war ihre sonst so feste Gesundheit schon seit Monaten im Stillen untergraben worden. Am 10. April Nachmittags betrat ich so eben ihr Vorzimmer, um mich persönlich nach der hohen Kranken zu erkundigen, als sie wenige Minuten vorher ihren Geist ausgehaucht hatte.

Die Bestürzung, ja der verzweiflungsvolle Jammer der Damen ihrer Umgebung verkündigten mir dies auch ohne Worte. Kurz nachher erschien der Herzog. Lautlos ging er an uns vorüber; ich sah ihn an das Bett der geliebten Mutter treten und ihre erkaltete Hand ergreifen. So stand er in tiefem Sinnen unbeweglich über eine Viertelstunde.

Am dritten Tage wurde die entseelte Hülle feierlich ausgestellt; auch mich traf das Loos, im feierlichen Trauergewande an ihrem offenen Sarge zu stehen. Die Verewigte war mir stets vom ersten Augenblick meines Eintritts in Weimar eine überaus gnädige Fürstin gewesen. Sie hatte mir vielfach Beweise von Huld und

Vertrauen geschenkt. Wenn sie auf ihrem Landsitze zu Tiefurt weilte, durfte ich unangemeldet in ihrem Abendkreise erscheinen. Und wie liebenswürdig, wie heiter und zwanglos war dieser Kreis! Ich war so glücklich gewesen, der Herzogin ein Jahr früher in den braunschweig-öls'schen Nachlaß-Angelegenheiten nicht unwichtige Dienste zu leisten und mehrfach ihres Vertrauens gewürdigt zu werden. An meiner Mission in das französische Hauptquartier hatte sie lebhaften Antheil genommen. Noch ganz vor Kurzem hatte ich ihr Stunden lang davon erzählen müssen.

Alle diese Erinnerungen stiegen lebendig in meiner Seele auf, und so konnte denn mein Geburtstag mich nie düsterer begrüßen, als jetzt, wo er mich am Sarge der hochverehrten Fürstin fand.

Am 17. April kehrte ich nach Berlin zurück. Ein sehr ärgerlicher Vorfall brachte mir sogleich die allerverdrießlichste Beschäftigung. Unser Kriegscontingent, das nach Pommern zur Blockade von Colberg berufen worden war, verlor mehr als den vierten Theil seiner Mannschaft durch Desertion.

Es kostete große Mühe, den üblen Eindruck zu bekämpfen, den dies auf die französischen Behörden machte, die alle Schuld auf unsere Offiziere schoben und sie bösen Willens anklagten.

Der Prinz von Benevent schrieb mir, daß der

Kaiser über diese auffallende Desertion höchst aufgebracht sei und schleunige Wiederergänzung unseres Contingents verlange.

Diese Wiederergänzung kostete uns große Opfer. Gleich darauf wurden fünf von unseren Offizieren und sechs Unteroffiziere, welche zu Abholung der Ergänzungsmannschaft nach Berlin beordert waren, in Kyritz, ohnweit Landsberg, von einem kleinen Detachement des Schillschen Freicorps überfallen und gefangen genommen. Neue Vorwürfe, neue Verlegenheiten.

Unsere Offiziere waren zwar aus der Gefangenschaft entlassen worden, hatten aber ihr Ehrenwort gegeben, ein Jahr lang weder gegen Preußen, noch gegen Rußland zu dienen, wodurch sie uns also für die jetzige Campagne ganz unbrauchbar wurden.

Der General-Gouverneur Clarke behauptete aber, dieses Ehrenwort sei ungiltig, da es keinem regulären Militär gegeben, sondern von Freibeutern erzwungen sei. Es wurde hierüber an den Major-General Prinzen von Neufchatel berichtet, der jedoch erst am 26. Mai aus Finkenstein diese Ansicht bestätigte. Er schrieb dabei an den General Clarke:

»Les paroles d'honneur en question sont nulles. On ne s'engage point avec des bandes de bri-

gands dont les individus seraient pendus ou fusillés, s'ils étaient pris.«

Von Erfurt waren große Requisitionen von Naturalien in Weimar eingelangt. Ich mußte lebhafte Vorstellungen dagegen bei dem General-Intendanten Daru thun und bestimmt erklären, daß, wenn dergleichen Leistungen nicht nach ihrem Geldwerth auf die Contribution aufgerechnet werden sollten, wir uns zu denselben durchaus nicht verpflichtet achten könnten, da es in dem geheimen Friedensartikel ausdrücklich heiße, daß wir gegen Bezahlung der stipulirten Summen von jeder weitern Contribution frei seien.

Daru wollte sich auf keine Zurechnung von Naturallieferungen einlassen und ich beschwerte mich deshalb bei dem Prinzen von Benevent, der sich damals bald in Finkenstein, bald in Warschau, bald auch, nach der Uebergabe von Danzig, in Oliva befand, wodurch seine Antwort sehr verzögert wurde.

Während ich sie in Berlin sehnlich erwartete, bekam ich Nachricht, daß in seinem Cabinet die früheren Warschauer Arbeiten in Bezug auf eine bessere Arrondirung der Rheinbundstaaten wieder aufgenommen würden, ja, daß von dem Baron von Dalberg ein dreifacher ausführlicher Plan, je nach den verschiedenen Eventualitäten bei dem bevorstehenden Friedensschlusse eingereicht worden sei, bei welchem von dem Princip

ausgegangen werde, daß die abzutretenden preußischen Provinzen unter die Mitglieder des Rheinbundes nach dem Verhältniß ihrer statistischen Kräfte und Contingents-Leistungen vertheilt werden sollten.

Ich fand mich also veranlaßt, auch meine früheren Warschauer Vorschläge zu zweckmäßiger Ausgleichung und Arrondirung der herzoglich sächsischen Gebiete wieder auf die Bahn zu bringen und sie dem Staatsrathe Labesnardiere mitzutheilen.

Man erfuhr um jene Zeit, daß Napoleon die österreichische Friedens-Mediation angenommen habe und daß der General Baron Vincent von Warschau in das Hauptquartier des Kaisers nach Kloster Oliva abgereist sei.

Auch noch andere Umstände ließen auf einen baldigen Frieden schließen, und so eilten denn die verschiedenen deutschen Gesandten zu Berlin, ihre Ansprüche und Wünsche bei dem Prinzen von Benevent schriftlich geltend zu machen.

Da nach der Rheinbundsacte der Herzog von Nassau das Präsidium der Fürstenbank am Bundestage führen sollte, so fürchtete ganz besonders Sachsen-Gotha, dabei an seinem Rang und geschichtlichen Prärogativen einzubüßen.

Der gothaische Gesandte zu Berlin, Minister von Thümmel, drang daher wiederholt in mich, mit ihm

gemeinschaftlich eine Note an den Prinzen von Benevent einzureichen, worin für die Häuser Weimar und Gotha das Zugeständniß der großherzogl. Würde beantragt werde. Zu Weimar trug man jedoch Bedenken, darauf einzugehen, wiewohl man sich späterhin überzeugte, daß, wenn Gotha von diesem Schritt nicht abzubringen sein sollte, man sich zu Vermeidung großen Nachtheils genöthigt sehen würde, sich anzuschließen.

Mit dem Minister von Thümmel weilte damals auch sein Bruder, der liebenswürdige Dichter Moritz von Thümmel, in Berlin. Ich war schon länger her mit ihm befreundet und genoß in dem auserlesenen Kreise, der sich um ihn sammelte, viele erheiternde Stunden. Der sächsische Gesandte Baron Senft von Pilsach und seine Gemahlin, der edle Dichtergreis von Göcking, die verwittwete Frau von der Lühe und ihre Töchter, Johannes Müller und der berühmte Philolog Geheimerath Wolf bildeten diesen Kreis. Auch Alexander von Humboldt schloß sich oftmals an und las uns einstmals seine noch ungedruckten Ansichten der Natur vor, wo denn namentlich der unvergleichliche Aufsatz über die Steppen in Amerika alle Zuhörer zur Bewunderung hinriß. Eines Tags besuchten wir sämmtlich Sanssouci und Potsdam, und es war mir ein hoher Genuß, in Gesellschaft von Jo-

hannes Müller, der mit der Oertlichkeit und jeder geschichtlichen Beziehung so vertraut war, die geheiligten Räume zu durchwandeln, die der große König einst belebt hatte.

In jene Tage fiel das Geburtsfest des Dichters Thümmel. Alle seine Freunde beeiferten sich, es aufs Sinnreichste und Festlichste zu begehen. Eine anmuthige junge Französin wurde ausersehen, als Margot costümirt, ihm Blumen und Früchte aus ihrer glücklichen Heimath zu überbringen, die ein passendes Gedicht mit scherzhaften Anspielungen auf jene liebliche Episode in Thümmels Reisen begleitete.

Ich erinnere mich auch noch, daß die Frau Kurprinzessin von Hessen, die Thümmel sehr hoch schätzte, ihm einen blühenden Rosenstock mit einem allerliebsten von ihr selbst verfaßten Gedicht zusandte.

Der Prinz und die Prinzessin Ferdinand, königliche Hoheiten, beehrten mich, wie schon im letzten Winter, mit Beweisen ihrer Huld und Gewogenheit.

Ich durfte namentlich des Sonntags in ihren Zimmern den geistvollen Predigten beiwohnen, die Herr Ancillon, der nachmalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hielt.

Auf einmal traf die Nachricht ein, daß die Friedensverhandlungen abgebrochen und die Armeen wieder im vollen Marsche gegen einander seien. Der Krieg

schien sich also in die Länge zu ziehen, und ich verließ Berlin am 7. Juni und traf über Dessau am 10. Juni wieder in Weimar ein.

Von dem ehrwürdigen Fürsten von Dessau, dem vieljährig treuen Freunde des Herzogs von Weimar, nach Wörlitz eingeladen, verlebte ich dort einen überaus genußreichen mir für immer unvergeßlichen Tag.

Der Fürst hatte die besondere Fürsorge für mich, mir den Dichter Matthison zum Begleiter durch die herrlichen Parkanlagen beizugeben.

So knüpfte sich eine trauliche Bekanntschaft an, die, in der Folge vielmals erneuert, bis zum Tode des edlen Sängers fortdauerte.

Mein Aufenthalt in Weimar war nur von kurzer Dauer. Die Kunden von der Schlacht von Friedland und von dem gleich nachher, am 21. Juni, abgeschlossenen Waffenstillstand folgten überraschend schnell auf einander. Es war voraus zu sehen, das die Friedensunterhandlungen nun eben so rasch zum Abschluß kommen würden.

Der Herzog von Weimar, der sich in Carlsbad befand, sandte mir von dort den Befehl, schleunigst über Berlin in das kaiserliche Hauptquartier zu reisen,

um die Interessen des weimarischen Landes möglichst wahrzunehmen. Aber schon zu Berlin ereilte mich die Nachricht, daß der Friede mit Rußland am 8. Juli wirklich abgeschlossen worden, daß der mit Preußen unfehlbar am zweiten oder dritten Tage darauf nachfolgen solle und daß der Kaiser Napoleon dann unverzüglich über Dresden nach Paris zurückreisen werde. Ich verfügte mich daher augenblicklich nach Dresden und sendete dem Herzog einen Courier nach Carlsbad, damit er womöglich noch vor Ankunft des Kaisers eintreffen könne. Als der Herzog am 17. Juli Morgens in Dresden anlangte, erfuhr man, daß der Kaiser noch an demselben Abend seinen Einzug halten würde und daß der König von Sachsen im Begriff sei, ihm nach Bautzen entgegen zu reisen. Dem Herzog war sehr daran gelegen, den Rath des Königs noch vor seiner Abreise darüber einzuholen, wie seine, des Herzogs, Vorstellung an den Kaiser am kürzesten und schicklichsten eingeleitet werden möchte.

Nach den damaligen Dresdener Hofverhältnissen war es aber ganz unmöglich, auf dem geordneten Wege so schnell an den König zu gelangen.

Der Herzog verfiel also auf den Gedanken, mir einige Zeilen an den König zu geben und mich durch den weimarischen Geschäftsträger von Verlohren auf einer geheimen Treppe unmittelbar in das Vor-

zimmer des Cabinets Sr. Majestät führen zu lassen. Ich fand in demselben den Grafen Marcolini und den Minister Grafen von Bose, die beide nicht wenig erstaunt, ja erschrocken waren, wie es mir habe gelingen können — ein in Dresden unerhörter Fall — bis hieher in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu dringen.

Ich brachte mein Anliegen vor, und beide Herren begaben sich sogleich zum König, von dem sie mir den mündlichen Bescheid zurückbrachten, Se. Majestät werde unverzüglich von Bautzen aus dem Herzog durch einen Feldjäger antworten.

Diese Antwort traf auch noch am nämlichen Abend ein und lautete: daß der König bei des Kaisers Ankunft in Dresden ihm nur seine nächsten Familienglieder vorstellen könne, dem Herzog aber rathe, sich bei dem Kaiser förmlich anmelden zu lassen.

Der Einzug des Kaisers erfolgte gleich darauf und war höchst feierlich. Ich suchte nun gleich den kurz vorher eingetroffenen Prinzen von Benevent auf und fand ihn im Brühlschen Palais. Die lange festliche Abendtafel, an der er gleichwohl ganz allein mit dem berühmten Prinzen von Ligne saß, machte mir einen ganz seltsamen Eindruck. Man hatte erwartet, daß er ein großes Gefolge um sich haben, oder doch viele Gäste bitten würde, er aber zog es vor, der lang ent-

behrten geistreichen und witzigen Unterhaltung mit dem Prinzen von Ligne ganz zwanglos froh zu werden.

Der Letztere war längst mit dem Herzog von Weimar sehr vertraut und ihm herzlich ergeben; seine Gegenwart hinderte mich also nicht im geringsten, meine Anliegen zu berühren. Der Prinz von Benevent nahm mich sehr freundlich auf, meinte aber, alles Geschäftliche würde wohl auf Paris verschoben werden, wohin ich dem Kaiser folgen müsse. Für jetzt sei nur das Wichtigste dies, daß der Herzog, sobald wie möglich dem Kaiser aufwarte.

Am andern Morgen wurde ich zu diesem Zweck aufs Schloß gesendet, und es gelang mir, durch den Oberstallmeister Caulincourt, Herzog von Vicenza, zu erwirken, daß der Kaiser den Herzog sogleich

»um 12 Uhr précis«

zu sich einlud.

Sehr vergnügt, dem Herzog eine so erwünschte Nachricht bringen zu können, eilte ich zu ihm zurück; aber wie erschrak ich, als ich nicht nur den Herzog nicht mehr in seinem Hotel fand, sondern auch Niemand von seinem Gefolge mir angeben konnte, wo er anzutreffen sei. Endlich fand man ihn in dem botanischen Garten des Königs, wohin er, ohne zu ahnen, daß die Bestimmung des Kaisers so rasch erfolgen würde, sich von seiner Lieblingsneigung hatte führen lassen.

Bis nun der Herzog auf dem Schlosse anlangen konnte, war schon eine geraume Zeit über die bestimmte Stunde verstrichen; der Kaiser hatte vergebens gewartet und einstweilen dem Herzog von Gotha und dessen Bruder, dem Prinzen Friedrich, Audienz ertheilt.

Er empfing nun den Herzog sichtbar verstimmt; auch der Herzog war es, und so konnte es nicht fehlen, daß diese so lang ersehnte, so oft mißglückte Zusammenkunft auf beiden Seiten ungünstige Eindrücke hinterließ.

Kaum war der Herzog mit mir in den Wagen gestiegen, als er ausrief:

»Welch' ein gewaltiger Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und diesem Kaiser! welch' eine ganz anders imposante Erscheinung war doch Friedrich! Nichts von Allem, was er mir sagte, könnte mir Bewunderung oder Zutrauen einflößen.«

Wir fuhren nun zu dem Herzog von Gotha.

Dieser war noch ganz entzückt von dem ausgezeichneten Wohlwollen, mit dem Napoleon ihn und seinen Bruder empfangen hatte. Unter Anderem hatte der Kaiser ihre innige Anhänglichkeit an einander sehr belobt und sie hatten sich beide in seiner Gegenwart zärtlich umarmt.

Am Abend gab der neue französische Gesandte in Dresden, der alte Baron Bourgoing, ein großes

Fest, bei welchem auch alle anwesende deutsche Fürsten und das ganze Gefolge des Kaisers erschien*). Da die Friedensbedingungen noch nicht bekannt waren, so kann man sich denken, in welcher großen Spannung die Gesellschaft sich befand.

Nur dies wurde am andern Morgen bekannt, daß Polen wieder als ein selbstständiges Reich hergestellt und dem König von Sachsen unter dem Titel eines Herzogs von Warschau übertragen sei, und daß die abgetretenen preußischen Provinzen als ein neues Königreich dem Bruder des Kaisers, dem Prinzen Jerome, verliehen werden sollten. Man mußte also fürchten, daß auch die Provinz Erfurt dem neuen Königreiche einverleibt werde.

Das Bild aller der unzähligen Schadensfolgen, die nun für Weimar bevorstanden, trat mir aufs Lebhafteste vor die Seele, und das Gefühl der Verzweiflung ist unbeschreiblich, mit welchem ich damals über die schöne Dresdner Brücke fuhr, um diese trostlose Nachricht dem Herzog zu hinterbringen, der in der Neustadt wohnte.

---

*) Bourgoing stand in Ungnade bei Napoleon. Als aber sein Sohn sich in dem Gefecht bei Pultusk ungemein ausgezeichnet hatte und verwundet worden war, wurde dem Vater unvermuthet die Gesandtschaft am Dresdner Hofe verliehen und so der Sohn im Vater belohnt.

Dieses Gefühl steigerte sich noch, als wir aus allen Umständen schließen konnten, daß in dem Frieden von Tilsit die weimarischen Interessen gar nicht berührt seien, namentlich über den Erlaß der französischen Contribution nichts stipulirt sei, während doch die Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzöge in ihre Staaten und die Aufhebung der über das Herzogthum Coburg verhängten Sequestration bedungen worden war.

Nun folgten sich in den nächsten Tagen Feste auf Feste, aber wer konnte ihnen mit ruhigem Herzen beiwohnen?

Unter der Menge interessanter Fremden machte ich besonders eine Bekanntschaft, die mir für das ganze Leben wichtig wurde. Es war die des Baron Reinhard, nachmals Grafen und vieljährigen Gesandten Frankreichs am Bundestage zu Frankfurt, und zuletzt in Dresden und Weimar.

Würtemberger von Geburt und bewährter Diplomat zu London, Neapel, Florenz, in der Schweiz und zu Hamburg, war sein Herz doch immer deutsch geblieben, und er hatte kürzlich zu Carlsbad Deutschlands Stolz, Goethe, kennen gelernt, dem er mit Enthusiasmus anhing. Dies Verhältniß brachte mich ihm bald näher und näher, ich stand von 1816 bis zu seinem Tode, 1837, mit ihm in vertrautem

Briefwechsel und darf wohl die Freundschaft dieses edlen, geistreichen Mannes mir wahrhaft zum Lebensgewinn rechnen.

Ich wurde zu den Gratulations-Couren bei dem König und der Königin von Sachsen eingeladen.

Beide Majestäten äußerten sich gegen mich aufs Theilnehmendste über die weimarischen Verhältnisse, und die Königin verhehlte mir nicht ihre Besorgniß, daß das persönliche Benehmen des Herzogs gegen den Kaiser bei diesem keine günstige Stimmung hervorgebracht habe. Um so mehr schien viel darauf anzukommen, daß der Kaiser vermocht würde, seine Rückreise nach Frankreich durch das Weimarische, nicht über die kürzere Militärstraße durch Buttelstedt, wie es verlautete, sondern über Weimar selbst zu nehmen und dort wenigstens ein Frühstück einzunehmen, wo sich dann, besonders bei der hohen Achtung, die Napoleon der Herzogin Louise widmete, günstige Eindrücke hoffen lassen konnten. Ich wendete daher Alles an, um die nächste Umgebung des Kaisers für die Reiseroute über Weimar zu stimmen.

Die desfallsigen Anordnungen hatte zunächst der Oberstallmeister Caulincourt zu treffen, und dieser versprach mir, so viel irgend an ihm liegen könnte, für unsere Wünsche zu wirken, doch schien es ihm noch zweifelhaft, ob der Kaiser, der bereits ein Mittagsessen

bei dem Herzog von Gotha angenommen habe, von seinem Plan, den kürzesten Weg über Buttelstedt zu wählen, abzubringen sein würde.

Am Vormittag vor der Abreise des Kaisers ward Abschiedsaudienz für die fremden Gesandten angesagt.

Als der Kaiser mich fragte, wie die Herzogin von Weimar sich befinde, besann ich mich nicht lange zu antworten: »Sie wünscht nichts sehnlicher, als Ew. Majestät bei Ihrer Rückreise nach Paris in Weimar einkehren zu sehen, und ohnehin ist der Umweg gegen die Militärstraße höchst unbedeutend.«

Napoleon erwiederte hierauf sehr freundlich: »Wenn es der Herzogin Freude macht, will ich es recht gern thun. Ich werde mit Caulincourt darüber sprechen.«

Nun eilte ich zu Letzterem und verlangte feste Zusicherung. Sofort fertigte ich einen Courier nach Weimar ab und Alles schien aufs Erwünschteste eingeleitet. Doch auch diesmal sollten unsere Hoffnungen scheitern. Der Kaiser, gegen Abend von Dresden abgereist, traf schon so zeitig Vormittags in Weimar ein, daß der Herzog, der nach aller Berechnung ihn erst später erwartete, kaum Zeit hatte, ihm einige hundert Schritte entgegen zu reiten. Napoleon aber hatte geglaubt, ihn schon an der Landesgrenze zu finden, und war über dieses Versäumniß so empfindlich, daß er nur an der

Poſt umſpannen ließ und ſogleich weiter nach Gotha fuhr. Der Herzog begleitete ihn zwar bis Erfurt und auf die dortige Feſtung, allein der günſtige Moment in Weimar war und blieb verſäumt.

Wie groß war mein Verdruß, als ich am andern Tag nachkam. Bald darauf langte auch der Staatsrath Labesnardiere an und ſpeiſte bei mir mit Herrn von Dohm und Baron Fiſchler.

Wir verabredeten, gleichzeitig nach Paris zu reiſen, jedoch über Würzburg, damit dort unter Labesnardiere's Vermittelung die Streitigkeiten zwiſchen Würzburg und Weimar möglichſt ausgeglichen werden könnten.

Labesnardiere reiſte einen Tag voraus, weil ich erſt noch meine Inſtructionen von dem Herzog einholen mußte.

In Würzburg eingetroffen, begab ich mich ſogleich zu dem dirigirenden Miniſter Grafen von Wolfenſtein, der aber die Verhandlungen lediglich dem Staatsrath von Seiffert überließ.

Herr von Seiffert war ein ſtattlicher Mann von mittleren Jahren und von würdigem, etwas feierlichem Anſtand. Er war früher akademiſcher Lehrer und Schriftſteller und hatte ſchon als Geheime-Referendar unter den Fürſtbiſchöfen von Würzburg faſt alle Geſchäfte mit großer Einſicht geleitet. Auch in

die neuen französischen Verhältnisse hatte er sich schnell mit großer Gewandtheit gefunden.

Mit wie vieler Artigkeit er auch die Vermittelung des Staatsraths Labesnardiere aufnahm, so sah er sie doch nichts weniger als gern und bequemte sich nur dazu, um jenen nicht zu verletzen. Mit eindringender Beredtsamkeit machte er die Vortheile geltend, die der vierte Artikel der würzburgischen Rheinbundsacte seinem Hofe, Weimar gegenüber, einräumte, dem zufolge nicht nur alle vormals reichsritterschaftlichen Besitzungen, die zwischen Würzburg und dem weimarischen Gebiete lagen, sondern auch die von letzterem gänzlich umschlossenen an Würzburg überlassen waren.

Ich erkannte sehr bald, daß ein vortheilhaftes Abkommen nur dann zu ermöglichen sei, wenn das ganze weimarische Vordergericht Ostheim von etwa 3000 Seelen gegen würzburgische Districte, die unmittelbar an das weimarische Gebiet grenzten, ausgetauscht würde.

Denn jenes Vordergericht ist gänzlich von würzburgischem Gebiet umschlossen und daher seine Administration für Weimar sehr beengt und mit vielen Nachtheilen und Schwierigkeiten verknüpft, für Würzburg hingegen ist es gerade seiner geographischen Lage wegen von weit größerem statistischen Werth.

Die abzutretenden würzburgischen Districte wür-

den für Weimar eine weit bessere Grenze gebildet haben, und Würzburg konnte sich, um das Vordergericht Ostheim zu erlangen, sehr wohl geneigt bezeigen, uns bei der wechselseitigen Abrechnung und Ausgleichung Vortheile einzuräumen, die für unsern Anspruch auf einen Theil der reichsritterschaftlichen Besitzungen entschädigten.

So kam denn auch tief in der Nacht ein Staatsvertrag auf dieser Basis zu Stande, der, meiner Ueberzeugung nach, unter den einmal vorliegenden Umständen, nichts weniger als ungünstig für Weimar erschien.

Allein der Herzog lehnte in der Folge die Ratification ab, weil er sich nicht entschließen wollte, angestammte Unterthanen abzutreten, auch wohl hoffen mochte, späterhin Würzburg noch zur Nachgiebigkeit hinsichtlich der reichsritterschaftlichen Besitzungen zu bewegen, eine Hoffnung, die jedoch nicht in Erfüllung ging.

Am andern Morgen reiste ich gleichzeitig mit Labesnardiere von Würzburg ab und über Frankfurt und Metz Tag und Nacht bis Paris. Gar gern hätte ich hie und da bei manchem interessanten Punkt einige Stunden verweilt, allein Labesnardiere, der sich gewaltig nach Paris sehnte, führte beständig den Spruch im Munde:

»En voyage l'essentiel est d'arriver.«

Dritter Abschnitt.

August bis December 1807.

Ich langte am 5. August Abends in Paris an und meine erste Sorge am andern Morgen war, mich bei dem Prinzen von Benevent anzumelden. Er empfing mich gleich Tags darauf sehr freundlich und sagte mir, daß ich, um bei dem Kaiser zur Audienz zu gelangen, mich an den Oberceremonienmeister, Grafen von Ségur, wenden müsse. Ich that es schriftlich und erhielt zur Antwort, daß er dem Kaiser meine Ankunft gemeldet, aber noch keinen weitern Bescheid erhalten habe. Wie erschrak ich nun, als ich am andern Morgen im Moniteur lesen mußte, daß Talleyrand das ortefeuille der auswärtigen Angelegenheiten verloren habe und dagegen zum Vice-Grand-Electeur ernannt worden sei, eine bloße Ehrenstelle, die ihn von jeder unmittelbaren Einwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten ausschloß. Jetzt wurde es mir nur allzu deutlich, warum er mich an den Oberceremonienmeister verwiesen hatte! Alle schönen Hoffnungen, die ich auf

Talleyrands freundliche Geneigtheit für die weimarischen Anliegen gebaut hatte und mit so vielem Rechte bauen konnte, waren mit einem Male vernichtet. Herr von Champagny, bisher Minister des Innern, hatte das Portefeuille des Auswärtigen erhalten, weil der Kaiser, argwöhnisch über die vielen Verbindungen, in denen Talleyrand mit fast allen deutschen Gesandten und deren Höfen stand, und mehr oder weniger unterrichtet von den bedeutenden Geschenken, die er empfangen hatte, rasch beschloß, ihn, unter dem Scheine der Beförderung zu einer der höchsten Ehrenstellen, von allen diplomatischen Geschäften zu entfernen. Ich kannte Herrn von Champagny nicht im geringsten, und ebensowenig kannten ihn die übrigen deutschen Gesandten, die daher dieselbe Bestürzung wie ich empfanden. Als ich mich gleich Tags darauf schriftlich bei ihm anmeldete und um Bestimmung einer Stunde, wo ich ihm aufwarten könnte, bat, bestimmte er sie mir für den 14. August. Ich fand einen feinen, etwas wortkargen, gleichwohl recht freundlichen und höflichen Mann, dem man jedoch alsobald eine gewisse Aengstlichkeit bei jeder Aeußerung anmerken konnte. Seine erste Frage war, wie denn unsere Contributions-Angelegenheiten ständen, und ob ich beauftragt sei, die versprochenen Zahlungen zu leisten, wobei er merken ließ, es scheine, der Kaiser wolle mich nicht gern früher

sehen und auf neue Angelegenheiten eingehen, bis die alten berichtigt wären. Im Laufe des Gespräches äußerte er noch, daß man den Kaiser glauben gemacht, ich sei persönlich Schuld an der Verzögerung der Contributionszahlung, worauf ich ihm auseinandersetzte, wie wenig dies der Fall sei und wie nur die fortwährende Weigerung des General-Intendanten Daru, unsere bedeutenden Auslagen für das große Lazareth zu Jena und für Naturallieferungen in Zurechnung auf die Contributionszahlungen anzunehmen, so wie der gänzlich erschöpfte Zustand unserer Landeskassen an der eingetretenen Verzögerung Schuld seien. Der geheime Artikel bei dem Friedensschlusse zu Posen enthalte die bestimmte Zusicherung, daß Weimar gegen Entrichtung der stipulirten 2,200,000 Francs von allen weiteren Contributionen frei bleiben solle, und somit glaubten wir, auf die Zulassung jener Aufrechnungen ein unzweideutiges Recht zu haben. Herr von Champagny hörte mich aufmerksam an, begehrte aber, daß ich ihm ein ausführliches Memoire zu vollständiger Darlegung unserer Contributions-Verhältnisse einreichen möchte, was ihn in den Stand setze, den Kaiser von dem Ungrunde der von dem General-Intendanten Daru angebrachten Beschwerden zu überzeugen. Ich versprach dies und schilderte ihm lebhaft, wie peinlich es für mich sei, gerade jetzt den ersehnten Moment ver-

zögert zu ſehen, wo ich dem Kaiſer das eigenhändige Glückwünſchungsſchreiben meines Fürſten zu ſeiner Rückkehr überreichen und deſſen ehrerbietigſte Geſinnungen ausdrücken könnte. Herr von Champagny verſprach, ſobald er mein Memoire empfangen werde, ſogleich dem Kaiſer weitern Vortrag zu thun und ſuchte mich einſtweilen dadurch zu beruhigen, daß er mir verſicherte:

»Que je pouvais bien être convaincu, qu'il n'y avait dans tout cela rien d'injurieux ni pour moi personnellement, ni bien moins encore pour le Duc, mon maître.«

Mein Memoire ließ nicht auf ſich warten. Allein ſchon am 19. Auguſt erhielt ich vom Herrn von Champagny die ſchriftliche Antwort:

»Que Sa Majesté l'Empereur et Roi se ferait toujours un plaisir de donner à Son Altesse Sérénissime le Duc de Saxe-Weimar des temoignages de Sa bienveillance; mais qu'elle regardait comme un préalable indispensable l'exécution entière et complète des engagements que Son Altesse Sérénissime avait pris avec la France par le traité de Posen, afin qu'aucune discussion sur cet objet ne pût rien mêler de pénible aux relations de parfaite amitié qu'Elle se plaira toujours à entretenir avec la Cour de Weimar.

L'intention de Sa Majesté était que tout ce qui

était rélatif aux arrangements susdits, soit traité et terminé par M. l'Intendant Général de l'Armée, chargé dès le principe des affaires de cette nature.«

Tags darauf wartete ich dem Minister wieder auf und setzte ihm auseinander, daß es uns absolut unmöglich sei, den Rest der Contribution abzuführen, wenn uns nicht geräumige Fristen gestattet oder Landes-Obligationen angenommen werden wollten, und daß wir alle Ursache hätten, zu fürchten, daß der General-Intendant Daru nach seiner strengen Sinnesart jeden solchen Antrag zurückweisen würde. Er erwiederte mir aber: »Der Kaiser werde gemessene und gewiß nicht allzu strenge Instructionen an Daru ertheilen, von denen dieser nicht abweichen dürfe. Denn Se. Majestät sei keineswegs gemeint, uns weh zu thun, Daru sei jetzt in Berlin, wohin wir ja sofort einen Abgeordneten senden und Alles ins Klare bringen könnten; bevor aber Daru darüber berichte, könne er, Herr von Champagny, in dieser reinen Geldsache durchaus nichts weiter thun. Dem Kaiser sei allerdings berichtet worden, daß ich dem Receveur-General Labouillerie die alsbaldige Sendung eines Banquiers, der Alles berichtigen solle, versprochen, und ihn dadurch verleitet hätte, unsere Contributionsreste sogar schon in Einnahme zu stellen, was zu großen Unordnungen geführt und den Kaiser sehr ärgerlich gemacht habe. Ich erfuhr später,

daß Daru dies schon in Königsberg dem Kaiser erzählt, ihn gegen mich aufgereizt und die Idee erweckt hatte, daß ich, auf Talleyrands Gunst und Verwendung pochend, unsere Zahlungen durch Vorspiegelungen jeder Art hinzuhalten suche. Nun hatte ich allerdings dem Receveur-General in Folge von Weimar erhaltener Eröffnungen angekündigt, daß der Banquier Eichel von Eisenach ehester Tage zu ihm kommen werde, um unsere Contributions-Angelegenheiten zu berichtigen. Allein Eichel lehnte unvermuthet den ihm gewordenen Auftrag ab, was ich damals in Warschau nicht ahnen konnte; ebensowenig, als daß alle Hoffnungen scheitern würden, die man zu jener Zeit in Weimar auf die mit verschiedenen Banquiers eingeleiteten Verhandlungen baute. Es wurde mir nicht schwer, Herrn von Champagny von meiner Unschuld zu überzeugen, aber für weit schwieriger hielt es derselbe, den Kaiser von seiner einmal vorgefaßten Meinung abzubringen.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als einen Courier nach Weimar abzusenden, und dringend darauf anzutragen, daß man sofort einen bedeutenden Mann an Daru nach Berlin abordnen und Alles aufbieten möge, um mit ihm schnell möglichst ein leidliches Uebereinkommen zu treffen. Ich setzte auseinander, wie sehr jeder Vorschritt in den mir übertragenen wichtigen Geschäften gehemmt sei, so lange die Contri-

butions-Angelegenheit nicht beseitigt wäre. Ich verschwieg nicht, wie ich zuverlässig erfahren, der Kaiser habe sich sehr verwundert, daß der Herzog ihn nie persönlich über unsere Contributions-Angelegenheit angegangen und daß es ihn sehr verdrieße, die Frau Erbprinzessin-Großfürstin noch nicht von Schleswig zurückgekehrt zu wissen. Sein Unmuth sei noch dadurch vermehrt worden, daß man ihm manche allzu freimüthige Aeußerung hinterbracht habe, die der Herzog in Töplitz gethan haben sollte. Bei dieser üblen Stimmung des Kaisers mußte ich es für räthlich ansehen, daß jene Rückkehr der Frau Erbprinzessin möglichst bald erfolge, und daß sodann ihr Gemahl persönlich in Paris erscheine. Denn der Kaiser lege auf beides großes Gewicht, um alle Welt zu überzeugen, daß er mit Rußland in dem allerinnigsten Verhältnisse stehe. Herr von Talleyrand, der mir kurz nach seinem Austritt aus dem Ministerium sagte:

»Si nos rélations d'affaires ont cessé, ce n'est pas la même chose pour nos rélations d'amitié;« habe hinzugefügt:

»Le prince héréditaire ferait très bien de venir à Paris.«

Ich befand mich in einem ſeltſamen Zuſtande; aus der Ruhe des bürgerlichen Lebens und eines geordneten Geſchäftsberufs plötzlich herausgeriſſen und in eine mir ganz fremde Welt verſetzt, hatte ich ſeit 10 Monaten ſo viel Bedeutendes erlebt, ſo vielen Wechſel von Sorge und Bedrängniß, Gunſt des Zufalls und überraſchenden Begegniſſen erfahren, daß meine, von Natur ſchon ſehr lebhafte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke immer noch geſteigert, mein Inneres in fortwährender Aufregung und Spannung geblieben war. Mein Eintritt in die große Weltſtadt, in dieſen Mittelpunkt aller politiſchen Beſtrebungen und zugleich aller erdenkbaren Kunſt- und Lebensgenüſſe, ſchien von den günſtigſten Auſpicien begleitet. Mit den einflußreichſten Männern der Geſchäftsſphäre, in welcher ich mich zu bewegen hatte, mehr oder weniger vertraut, ja von einigen entſchieden begünſtigt, mit den meiſten deutſchen Geſandten in freundlichem Verhältniß und mit mehreren von ihnen durch perſönliche Zuneigung innig verbunden, war mein Auftreten in dieſer neuen Welt mir ungemein erleichtert. Faſt täglich knüpften ſich neue intereſſante Bekanntſchaften, neue zuſagende Verhältniſſe mit Leichtigkeit an. Ich durfte hoffen, bald glückliche Schritte zu Löſung meiner Aufgabe thun zu können und dem Zutrauen meines Fürſten zu entſprechen. Jetzt aber ſah ich mich plötzlich durch die ver-

weigerte kaiserliche Audienz in allen meinen Unternehmungen gelähmt, durch die Entfernung des Prinzen von Benevent aus dem Ministerium meiner mächtigsten Stütze beraubt, durch den höchst bedenklichen Gang, den unsere Contributions-Angelegenheiten genommen, in ein neues Meer von Sorgen und Zweifeln versenkt. Es betrübte mich aufs Aeußerste, durch meine Berichte nach Weimar dort gleich im ersten Beginne meiner Pariser Laufbahn die unangenehmsten, ja die düsterſten Eindrücke erwecken zu müssen. In der Ungewißheit, wie man meine Berichte und Anträge aufnehmen, zu welchen Maßregeln man sich entschließen würde, sann ich Tag und Nacht auf Auswege und Mittel, eine günstigere Constellation unserer Verhältnisse hervorzubringen. Meine näheren Freunde Senft, Gagern, Fabricius, Labesnardiere, nahmen redlich Theil an meinem Zustande; aber sie selbst fanden sich in allen ihren Combinationen desorientirt und in mannichfacher Verlegenheit. Während man geglaubt hatte, daß es gleich nach der Rückkehr des Kaisers mit Ernst und Eifer an die Feststellung der deutschen Angelegenheiten gehen würde, stockten jetzt alle Geschäfte. Herr von Champagny war noch zu wenig mit ihnen vertraut, und seine Aengstlichkeit und Förmlichkeit bildeten einen auffallenden Contrast gegen die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der Herr von Talleyrand selbst die wichtigsten Angelegenheiten

mehr nur gesprächsweise, aber bei allem seinen Lakonismus stets mit entscheidenden Andeutungen behandelt hatte.

Der Kaiser war, seit seiner Rückkehr beständig in St. Cloud verschlossen, erst ein einziges Mal des Abends nach Paris gekommen. Endlich, am 15. August, erfolgte sein feierlicher Triumpheinzug in Paris. Die Pracht desselben ist kaum zu beschreiben, sein fast nur aus Krystall und Gold zusammengesetzter Wagen, in welchem er im vollen Krönungsornate saß, war von den acht schneeweißen Pferden gezogen, die man dem Marstall zu Hannover entführt hatte. Eine zahllose jubelnde Volksmenge umströmte die reichgeschmückten Pforten von Nôtre Dame, in die er, von den Prinzen seiner Familie, allen Großwürdenträgern und seinem Generalstab im glänzendsten Costüm umgeben und gefolgt, feierlichen Schrittes einzog. Ich entsinne mich noch lebhaft des seltsamen Eindrucks, den die hohe männlich-schöne Gestalt Murats, des Großherzogs von Berg, in ihrem theatralisch hervorstechenden, fast abenteuerlichen Costüm auf mich machte. Dagegen contrastirte das markig gedrungene, rundliche und bräunliche Gesicht Napoleons, der, fortwährend rechts und links grüßend, die scharf blitzenden Augen ruhig imponirend umher warf, gewaltig gegen den üppigen, fast weibischen Krönungsornat, der gar wenig zu diesem corsischen Gesichte paßte.

Tags darauf gab der Kaiser eine große diplomatische Audienz; er ließ dabei seinem Unwillen gegen England freien Lauf, und sagte, in Vorahnung der englischen Absichten auf Kopenhagen, zu dem dänischen Gesandten:

»Je trouve, que le prince royal est fort déplacé à Kiel, et devrait être à Copenhague à la tête de ses troupes et de ses vaisseaux.«

Die meisten deutschen Fürsten trafen nun nach und nach in Paris ein; der Fürst Primas, der Großherzog von Würzburg, der Erbgroßherzog von Baden, der Fürst von Nassau-Weilburg, der Fürst von Dessau u. s. w. Ich versäumte nicht, ihnen aufzuwarten. Herr von Gagern stellte mich dem Fürst von Nassau vor, für den er das schöne Hotel der Madame Recamier gemiethet hatte, die damals wegen des Bankerotts ihres Gemahls sich in Genf bei Madame Staël aufhielt. Der Fürst, ein höchst gebildeter Mann vom feinsten Anstand, war überaus freundlich gegen mich und lud mich mehrmalen zur Tafel. Da wurde mir auch der Genuß zu Theil, in dem einzigen Zimmer, welches Mad. Recamier sich vorbehalten hatte, ihr lebensgroßes vielbewundertes Bild von Gerard zu schauen. Ich konnte damals nicht ahnen, daß ich 34 Jahre später zu Paris, bei näherer Bekanntschaft mit der berühmten Frau, sie noch im vollen Besitz,

zwar nicht ihrer Schönheit, aber doch ihrer Liebenswürdigkeit und geistigen Anmuth finden würde. Aeußerst wohlwollend gegen mich erwiesen sich der Erbgroßherzog von Baden und seine eben erst angetraute junge Gemahlin, die Prinzessin Stephanie. Der Erstere hatte mir schon zu Berlin, Posen und Warschau viele Theilnahme gegönnt; die Letztere, eine zarte Hebe-Gestalt, war wirklich das anmuthigste Wesen, das man sich nur denken kann, höchst unbefangen, graziös und verbindlich in jeder ihrer Aeußerungen. Der ehrwürdige Fürst von Dessau gewährte mir bei seiner großen Anhänglichkeit an den Herzog von Weimar mehre vertrauliche Unterredungen. Bei einer derselben lernte ich auch den berühmten Grafen Rumford kennen, mit dem der Fürst im innigsten Freundschaftsbund stand. Um jene Zeit gab die Großherzogin von Berg, Schwester des Kaisers, ein glänzendes Abendfest im Palais Elysee-Bourbon. Ich hatte die Ehre, schriftlich dazu eingeladen zu werden; da ich aber dem Kaiser noch nicht vorgestellt war, so riethen mir meine diplomatischen Freunde, von der Einladung keinen Gebrauch zu machen.

Von dem Kurfürstenthum Hannover, von den Universitäten Göttingen und Halle fanden sich zahlreiche Deputirte ein, ihren Beschwerden und Wünschen möglichst Eingang zu verschaffen. Mit Rehberg, Blu-

menbach, Niemeyer und dem Cabinetsrath Rode aus Dessau glückte es mir, freundschaftliche Verbindungen zu knüpfen, die durch's ganze Leben fortdauerten.

Sehr interessant war es mir, an dem zwanglosen Abendkreise Theil zu nehmen, den der berühmte Archäolog Millin wöchentlich einmal um sich versammelte. Auch der Abbé Gregoire (ehemals Bischof zu Blois), dieser unermüdliche Vertheidiger der Juden und Neger, lud mich zu seiner wöchentlichen Abendgesellschaft ein. Ich hatte ihn schon vor einigen Jahren in Tiefurt kennen gelernt, wo ihn Wieland bei der Herzogin Amalie einführte. Bei ihm lernte ich stets merkwürdige Männer des In- und Auslandes kennen, z. B. den jungen Dänen Bröndsted, der aus leidenschaftlicher Verehrung für Plato und um ihn besser zu verstehen, die Reise nach Griechenland machte; den Dänen Hayberg, den amerikanischen Gesandtschafts-Secretair Wachten, einen überaus feinen und vielseitig gebildeten jungen Mann; den portugiesischen Gelehrten Correa; den als agronomischen Schriftsteller berühmten Lasterie, der fast ganz Europa durchreist hatte, um sich mit der Geschichte der Landwirthschaft und National-Industrie vertraut zu machen u. s. w. Nichts konnte anziehender sein, als einen solchen Kreis von jungen und älteren Männern der verschiedensten Nationen, Studien und Lebenszwecke sich hier harm-

los und zutraulich begegnen und ihre Ansichten und Erfahrungen austauschen zu sehen.

Gregoire's sanftes, ruhiges Aeußere, das Wohlwollende seines ganzen Benehmens, flößte alsobald Achtung und Vertrauen ein und war ganz dazu gemacht, einem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten geselligen Vereine zum sichern Mittelpunkt zu dienen. Man mochte sich kaum erklären, wie dieser anspruchslose Mann, der keiner andern Leidenschaft als für reine menschliche Gesittung und Humanität fähig schien, sich in der Revolutionszeit vom Wirbel der politischen Meinungen so heftig habe hinreißen lassen. Es ist dies aber eine Erfahrung, die man zu Paris gar oft macht; ich habe mehre bedeutende Männer von der rechtlichsten und menschenfreundlichsten Gesinnung gekannt, die gleichwohl in der Revolution zu gränzenloser politischer Leidenschaft aufgebraust waren.

Gregoire, der lange in Deutschland umhergereist war, lobte höchlich die deutschen Gelehrten und literarischen Institute, ja, er fügte hinzu, daß er den deutschen National-Charakter für weit besser, als den französischen halte, der nebst dem italienischen der allerverdorbenste sei.

Eine feierliche Sitzung des französischen Instituts, der ich beiwohnte, gab mir ein ganz neues Schauspiel. François de Neufchateau hielt die Lobrede auf den

verstorbenen Duc de Nivernois; dann recitirte der alte blinde Abbé Delille Fragmente aus seinen, damals noch ungedruckten satirischen Gedichten le bavard, l'adulateur und le silencieux, welche stürmischen Beifall fanden; noch weit stürmischer aber wurde dieser Beifall, als am Schlusse die auf Napoleon bezügliche Stelle vorkam: »Rome est dans sa tête toute entière.« Auch den jovialen Dichtergreis Marquis de Boufflers lernte ich kurz darauf bei einem Diner kennen, das Herr von Thümmel zu Ehren der Frau von Senft gab. Seine noch keineswegs vertrocknete Dichterader ließ ihn ein sehr artiges Quatrain improvisiren, als er auf die Gesundheit dieser Dame trank. Ein ganz verschiedenes Interesse erregte mir der päpstliche Legat, Cardinal Caprara. Seine Diners waren die wenigst prunkvollen, aber es war höchst merkwürdig, die schlichte doch geistvolle Weise des alten schlauen Italieners in der Nähe zu beobachten, der bei damaligen Verhandlungen über das Concordat dem Kaiser Napoleon so viel zu schaffen machte.

Doch ich kehre zu meinen diplomatischen Aufgaben zurück. Die Geltendmachung der weimarischen Hoheitsrechte auf die Grafschaft Blankenhain war eine meiner wichtigsten. Zwischen den Grafen von Hatzfeld, welche das Privateigenthum der Grafschaft Blankenhain als Lehen von Kurmainz besaßen, und dem herzogl.

Hauſe Weimar hatte über den Umfang der Hoheitsrechte des letztern langer Streit beſtanden, und es verzögerte ſich die reichsgerichtliche Entſcheidung. Da kam denn im Jahre 1665 ein Interimiſticum zu Stande, nach welchem der Kurfürſt von Sachſen die Hoheitsrechte über Blankenhain im Namen Weimars ausübte, zu fortwährender Anerkennung dieſer weimariſchen Hoheitsrechte aber jährlich eine Summe Geldes an Weimar entrichtet wurde. Nach dem Ausſterben der Grafen Hatzfeld fiel das von ihnen beſeſſene Lehn an Kurmainz zurück, und gelangte 1803 mit der Provinz Erfurt an Preußen, nach dem Tilſiter Frieden aber an Frankreich. Da nach Aufhebung der Reichsgerichte der veraltete Proceß nicht mehr entſchieden werden konnte, und ohnehin die blos perſönlichen Anſprüche der Grafen von Hatzfeld mit deren Ausſterben längſt erloſchen waren, ſo forderte Weimar mit vollem Recht die Aufhebung jenes Interimiſticums. Ich hatte ſchon zu Dresden erwirkt, daß der ſächſiſche Geſandte zu Paris zu der Erklärung autoriſirt wurde, der König von Sachſen willige in dieſe Aufhebung und ſei bereit, die Ausübung der Hoheitsrechte auf Blankenhain an Weimar zurückzugeben. Als ich nun gleich in den erſten Tagen meines Eintreffens in Paris dem Herrn von Champagny ein ausführliches Memoire über dieſe Angelegenheit übergab, erfuhr ich, daß der

Kaiser den Fürsten Primas über die Bewandtniß der Sache befragt, und daß dieser sehr zweifelhaft über die Gültigkeit der weimarischen Ansprüche sich geäußert habe. Ich hatte daher von Neuem eine Menge von Zweifeln und Einreden zu bekämpfen, und als mir dies endlich gelungen schien, hieß es abermals, der Kaiser müsse sich eine Entscheidung bis nach Berichtigung unserer Contributions-Angelegenheit vorbehalten.

Eine andere kritische Angelegenheit war die des Rangverhältnisses der herzoglich sächsischen Höfe im Bezug auf den Rheinbund. In diesem war ausgesprochen, daß die Bundesgeschäfte in zwei besondern Collegien verhandelt werden sollten, in deren einem nur Könige und Großherzöge, in dem andern aber alle übrigen Fürsten unter dem Präsidium von Nassau sitzen sollten. Die herzoglich sächsischen Höfe liefen also Gefahr, aus ihrem alt hergebrachten Range verdrängt zu werden. Gotha, dem dies noch weit unerträglicher vorkam, als dem weimarischen Hofe, bot daher Alles auf, die großherzogliche Würde zu erlangen, und stützte sich dabei auf seine stärkere Bevölkerung und Contingents-Stellung, besonders aber auf die persönliche Gunst, in der es bei Napoleon zu stehen glaubte. Der gothaische Gesandte, Minister von Thümmel, trieb mich fortwährend an, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und schlug vor, daß man wenigstens darauf dringen

ſolle, daß Weimar und Gotha zuſammen eine alternative Stimme im königlichen Collegium erhalte, während die übrigen Herzöge von Sachſen im Fürſtenthum Platz nähmen. Dies ſchien mir aber in mehrfacher Hinſicht bedenklich. Es war zu fürchten, daß, wenn die Sache jetzt zur Sprache käme, ehe die Mißſtimmung des Kaiſers durch Berichtigung unſerer Contribution gehoben wäre, ſeine Entſcheidung gegen uns ausfallen möchte, und überdies konnten wir uns ja ſchmeicheln, daß, wenn Rußland ſich irgend für uns intereſſirte, die Rangangelegenheit am leichteſten zu günſtigem Ausgang kommen würde. Es kam mithin Alles darauf an, zu verhindern, daß Gotha nicht einſeitige Schritte in der Sache thue, und ich konnte zufrieden ſein, daß mir dies nicht mißlang. Nun trat aber ein anderer Umſtand ein, der alle Geſandten deutſcher Höfe zweiten Ranges gewaltig in Bewegung ſetzte. Herr von Champagny erklärte auf einmal, daß Frankreich nur von den königlichen und großherzoglichen Höfen Geſandte annehmen könne und werde, von allen übrigen nur Geſchäftsträger. Weimar und Gotha konnten für ſich anführen, daß ſie früher ſtets Geſandte und bevollmächtigte Miniſter am kaiſerlichen Hofe zu Wien unterhalten und von Zeit zu Zeit gleiche Geſandtſchaften von dort empfangen hätten; ja, Gotha berief ſich auch darauf, daß es in der Perſon des Baron Grimm lange

Jahre einen Gesandten in Paris unterhalten habe. Alle Reclamationen führten jedoch am Ende nur dahin, daß man übereinkam, die fraglichen Abgeordneten sollten dem Kaiser blos nach ihrem persönlichen Rang und Titel, ohne alle diplomatische Bezeichnung, vorgestellt werden, während Herr von Champagny versprach, sie in allen geschäftlichen Beziehungen ebenso anzusehen und zu behandeln, als ob sie wirklich als Gesandte accreditirt wären. So wurden denn die Abgeordneten von Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg, Dessau u. s. w. dem Kaiser endlich am 6. September in dieser Weise vorgestellt und zwar in frühester Morgenstunde in einer großen Audienz, die er zu St. Cloud gab. Es ist dies die berühmte Audienz, in welcher er sich über viele politische Tagesfragen mit so großer Heftigkeit äußerte und namentlich jenen grellen Ausspruch sich erlaubte:

»La maison de Braganza a cessé de régner!«

Ich hatte mich von allen Discussionen über Annahme oder Nichtannahme von Gesandten der deutschen fürstlichen Höfe ziemlich fern halten können, da ich mich bis jetzt zu Posen, Warschau und Dresden, namentlich auch in dem Friedenstractat von Posen selbst, und in allen Zuschriften, die ich in Paris von den verschiedenen Ministerien und Groß-Würdenträgern erhielt, als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Mini-

ster anerkannt und bezeichnet fand, die Verzögerung meiner Audienz bei dem Kaiser aber nicht auf einem Zweifel an meiner diplomatischen Eigenschaft an sich, sondern lediglich auf unserm noch unberichtigten Contributionspunkt beruhte.

Eine weit wichtigere Sorge veranlaßte die Ungewißheit, wem bei Feststellung der deutschen Angelegenheiten das Gebiet Erfurt zugetheilt werden würde? Hierbei war Weimar auf das allerwesentlichste interessirt. Zwar schien die anfängliche Befürchtung, daß es zu dem neuen Königreich Westphalen geschlagen werden würde, verschwunden; aber noch viele traurige Möglichkeiten blieben übrig. Für Weimar, das für sich selbst auf den Besitz von Erfurt nicht hoffen durfte, wäre es ohnstreitig am wünschenswerthesten gewesen, wenn der König von Sachsen es erhalten hätte, dabei aber Blankenhain und die aus weimarischem Gebiet nach Erfurt zu entrichtenden ansehnlichen Zinsen an Weimar gefallen wären. Darauf hinzuwirken, war ein Hauptpunkt meiner Instruction; auch versuchte ich es auf alle Weise. Es schien nicht unmöglich, dieses durchzusetzen, dafern nur Sachsen sich zu einigen Abtretungen für die Abrundung des Königreichs Westphalen, namentlich in der Gegend von Sangerhausen und Langensalza, erboten hätte. Allein die sächsische Regierung wagte nicht, mit bestimmten Anträgen hervorzutreten, und be-

gnügte sich, nur ganz schüchtern die Hoffnung anzudeuten, daß ihr Interesse bei der Disposition über Erfurt nicht unberücksichtigt bleiben werde.

Um diese Zeit wurden die deutschen Abgeordneten aufgefordert, Uebersichten über die in den verschiedenen Gebieten befindlichen Enclaven benachbarter Staaten behufs zweckmäßiger Ausgleichung und Abrundung, einzugeben. Ich brachte eine solche hinsichtlich der weimarischen Lande mit möglichster Vollständigkeit in wenig Tagen zu Stande, und übergab zugleich eine Charte, die es versinnlichte, wie leicht mittelst Concession eines Theils des erfurter Gebiets, nicht nur die weimarischen Lande, sondern auch die übrigen Sachsen-Ernestinischen Lande zweckmäßig abgerundet und in bessern Zusammenhang gebracht werden könnten. Mein Entwurf fand nicht nur im auswärtigen Ministerium, wo Herr Labesnardiere ihn thätigst unterstützte, sondern auch zu Weimar Beifall. Man konnte jetzt wieder glauben, daß es dem Kaiser Ernst sei, die deutschen Angelegenheiten gründlich zu ordnen. Er berief den Fürsten Primas eigens zu sich, um über die verschiedenen Vorschläge zu berathen. Ich erfuhr von dem Letztern, daß seine Idee, zwei Reichstribunale für Deutschland zu errichten, nicht durchgegangen sei, daß aber alle Streitigkeiten zwischen Fürsten als solchen und die Reclamationen der mediatisirten Fürsten von

dem Bundestag ſelbſt entſchieden werden ſollten, dem man ſechs bis acht Rechtsgelehrte als Reichsreferendarien zuordnen wolle, welche alle ſtreitigen Sachen bearbeiten und mit einem gemeinſchaftlichen Votum dem Bundestag vorlegen ſollten. Der Bundestag ſolle nur alljährlich einmal auf 2 Monate zuſammenkommen, die Reichsreferendarien aber permanent in Frankfurt bleiben. »Les affaires d'Allemagne, habe der Kaiſer geäußert, sont plus compliquées, que je ne pensais. Il ne s'agit pas seulement de faire, mais aussi de bien faire. J'ai promis aux princes allemands une souveraineté complète et je veux tenir parole.« Aber auf einmal gerieth wieder Alles ins Stocken.

Das lange Ausbleiben meines nach Weimar abgeſendeten Couriers verſetzte mich in große Spannung. Endlich traf er am 12. September ein, und brachte mir manche erfreuliche, aber auch manche unbefriedigende Nachricht. Meine Berichte waren nicht ohne Wirkung geblieben. Die regierende Frau Herzogin war nach Schleswig abgereiſt, um dort näher auseinander zu ſetzen, wie wünſchenswerth die baldige Rückkehr der erbprinzlichen Herrſchaften nach Weimar ſei. Nach dieſer Rückkehr ſolle über die von mir angeregte Reiſe des Erbprinzen nach Paris ent-

schieden werden. Der Herzog befand sich noch in Töplitz, hatte aber meinen Bericht sogleich nach Schleswig mitgetheilt. Gleichzeitig war ein Schreiben des Receveur-General Labouillerie in Weimar eingelangt, welches meldete, daß der Kaiser uns drei Fristen, jede von drei Monaten, zu Abtragung des Contributionsrestes verwillige; darüber sollten Wechsel mit 5 Procent Interessen und in Paris zahlbar ausgestellt werden. Man hatte sogleich erwiedert, daß man in Betracht der vielen Nebenkosten, welche eine Zahlung in Paris machen würde, vorzöge, das erste Drittel unserer Schuld alsbald in Leipzig baar zu leisten, und nur sehr bitte, die Wechsel für die übrigen zwei Fristen auf Leipzig oder Frankfurt stellen zu dürfen. Dabei hatte man um Mittheilung eines Formulars für die Wechsel gebeten, und unter diesen Umständen eine persönliche Absendung nach Berlin ersparen zu können geglaubt; obschon der Herzog sie von Töplitz aus bereits gebilligt hatte. Die Landescommission schrieb zugleich an den General-Intendanten Daru, um ihn zu bewegen, daß er nicht nur die veränderte Zahlungsweise genehmige, sondern auch bei dem Kaiser sich dafür verwenden möge, daß unsere Lieferungen in die Lazarethe und Magazine in Aufrechnung genommen würden. Leider zeigte sich nur gar zu bald, daß das Unterlassen jener Absendung großen Nachtheil brachte. Daru schlug jede Aufrechnung

entſchieden ab. In ſeinem Schreiben hieß es unter Anderm:

»L'Empereur est peu satisfait des retards qu'on a portés à acquitter les contributions de Weimar, et je crois qu'il est de l'intérêt bien entendu du pays de ne pas persister à croire les conseils qui Vous ont été donnés pour prolonger des délais, qui en dernière analyse font infraction formelle du traité.

Vous m'invitez à solliciter une décision qui Vous permette d'imputer sur cette contribution les fournitures que le pays a faites à l'armée; je ne puis pas le faire et je le tenterais sans succès. Vous fondez cette demande sur le traité; d'abord c'est le traité même qui porte positivement que le pays acquittera une contribution de 2,200,000 Frcs.

Sans donte, le pays, depuis la paix, ne doit pas en supporter de nouvelles, mais il doit comme membre de la confédération entretenir les troupes qui passent sur le territoire et prendre part aux dépenses qu'occasionne la guerre.

Vous savez qu'en Saxe l'imputation que Vous sollicitez, n'a point eue lieu, et elle ne sera point admise pour le Duché de Weimar.

D'après cela il ne peut plus rester aucune incertitude sur le montant de la somme qui Vous

reste à acquitter et je mande à Mr. La Bouillerie d'en opérer la perception.«

Mündlich hätte man Daru's bittern Unmuth gegen Weimar, der auch aus diesem Schreiben hervorblickte und, wie ich wohl wußte, zunächst gegen mich gerichtet war, weit eher beschwichtigen und dabei auf seine literarische Eitelkeit geschickt einwirken können, wie dies z. B. der schwarzburgische Abgeordnete, Canzler von Kettelhodt, mit gutem Erfolg gethan hatte. Und man hätte wenigstens lebhaft darauf dringen können, daß Daru unsere Annahme der vom Kaiser gestellten drei Fristen und die unverweilt geschehene baare Leistung der ersten Frist sofort nach Paris berichte. Nun aber unterließ Daru dies recht absichtlich und die mit ihm und dem Receveur-General über Nebenpunkte noch weiter angesponnene Correspondenz verzögerte den reinen Abschluß der Sache. Ich mochte Herrn von Champagny noch so oft darthun und selbst durch Vorlegung der Briefe, die Daru und Labouillerie nach Weimar geschrieben hatten, beweisen, daß wir durch augenblickliche Baarzahlung des ersten Drittels unseres Contributions-Restes sogar mehr, als von uns gefordert, gethan, und für die übrigen zwei Drittel die vorgeschriebenen Wechsel ausgestellt hätten, immer hieß es, »Daru hat noch nicht berichtet, und nur auf dem Grunde seines Berichtes kann dem Kaiser angezeigt

werden, daß Alles in Ordnung sei.« Endlich mußte man sich doch in Weimar entschließen, den Präsidenten der Landes-Commission an Daru nach Berlin abzusenden, und ihm den Legationsrath Falk mitzugeben, der geeignet schien, auf Daru's literarische Eigenthümlichkeit einzuwirken. Gegen diese beiden entlud sich nun Daru seiner ganzen Gereiztheit gegen mich, die, wie schon oben bemerkt, durch meine zu Posen geführten pflichtmäßigen Beschwerden über die Mißbräuche bei Verwaltung des großen Lazareths zu Jena entstanden war. Inzwischen gelang es doch, endlich ihm das Versprechen, sofort nach Paris zu berichten, abzugewinnen. Aber er hielt nicht Wort, sondern berichtete erst mehrere Monate später, als die von Weimar ausgestellten Wechsel auch wirklich abgezahlt waren. Noch im Sommer 1808 zu Berlin, als ich auf diese uns so nachtheilige Verzögerung hindeutete, sagte er mir:

»Vous m'aviez lancé un coup d'épingle, eh bien, j'ai répondu par un coup de poing.«

Durch die officiellen Depeschen, die mir von Weimar zukamen, war übrigens Alles, was ich über die blankenhainischen Angelegenheiten, über die Rangsache und sonst berichtet und n Paris gethan hatte, durchaus gebilligt worden. Einige Tage nach der Rückkunft meines Couriers traf auch der Geheimerath

von Wolzogen aus Weimar ein, der mir schon seit mehrern Wochen angekündet war. Mit dieser etwas mysteriösen Reise hatte es folgende Bewandtniß: Bei der schriftlichen Instruction, die der Herzog mir bei meiner Abreise nach Paris ertheilte, hatte außer dem Herzog selbst Niemand, als der Geheimerath von Voigt und ich concurrirt. Herr von Wolzogen war in einem Bade abwesend. Die Instruction ermächtigte mich zu den allerwichtigsten Verhandlungen und setzte allerdings sehr Vieles auf mein pflichtmäßiges Ermessen an Ort und Stelle aus. Als Herr von Wolzogen zurückkam, stellte er manche Bedenken und Besorgnisse auf. Er ließ merken, daß doch gar zu viel in meine Hand gelegt sei, daß mein lebhaftes Naturell, meine Neuheit in so folgereichen diplomatischen Geschäften mich leicht zu weit führen könnte; er machte geltend, daß seine und seiner Gemahlin langjährige Vertrautheit mit dem Fürsten Primas, die sich aus der Zeit herschrieb, wo ihr Schwager Schiller in innigen Verhältnissen zu dem Primas stand, zu Weimars Vortheil benutzt werden könnte, ja, beide schienen zu einer Reise nach Paris gar nicht abgeneigt. Dazu kam, daß Herr von Wolzogen am besten mit allen russischen Verhältnissen vertraut war, und daß man voraussetzen konnte, er würde auch bei der zu erwartenden russischen Gesandtschaft nach Paris Personen seiner nähern Bekanntschaft finden. Dies

und ähnliche Insinuationen bestimmten den Herzog, eine solche Reise, die jedoch durchaus keinen officiellen Charakter haben sollte, für nützlich und der möglichsten Vorsicht entsprechend anzusehen. Er schrieb mir daher unterm 12. August: »Da Herr von Wolzogen auf Urlaub, als Privatreisender nach Paris gehe, so habe der Herzog ihm aufgetragen, bei seinem dortigen Aufenthalt seine Bekanntschaft mit den russischen Verhältnissen und besonders mit der russischen, dorthin gehenden, Gesandtschaft, für mich zu benutzen und mir mitzutheilen, was zu meinen Negociationen nützlich sein könnte; ich möchte daher nichts ohne sein Vorwissen und Bewilligung vornehmen, und mich seiner Erfahrung und Kenntnisse bedienen. Der Herzog hoffe durch diese Anweisung mir in meinem Geschäft Vortheil zu verschaffen und wünsche, daß mein gewohnter Eifer und pflichtvolles Bestreben von dem glücklichsten Erfolg begleitet sein möge.«

Ich erwiederte, daß mir die Hinkunft des Herrn von Wolzogen nach Paris nur sehr angenehm und förderlich sein könne, und daß ich nur wünsche, daß sie recht bald erfolgen möge. Herr von Wolzogen verzögerte aber unterwegs seine Reise, theils seiner Gesundheit wegen, theils wohl auch aus anderen Gründen, so sehr, daß er erst am 15. September zu Paris anlangte. Er sagte mir sogleich, daß es nicht seine Absicht sei,

sich irgend wo vorstellen zu lassen, oder Besuche zu machen, daß er sich bei seiner Kränklichkeit sehr still und eingezogen verhalten werde, und mich nur bitte, daß ich ihm von Zeit zu Zeit über das, was in der Welt vorginge, Mittheilung machen und bei wichtigen Unternehmungen mich mit ihm berathen möge. Und in der That hinderte auch schon seine mehr zu- als abnehmende Kränklichkeit ein öfteres Hervortreten, und erst späterhin entschloß er sich, die Bekanntschaft des Herrn von Champagny und des Herrn Labesnardiere zu machen. Dagegen waren mir meine Besprechungen mit ihm jederzeit sehr interessant und oftmals nützlich. Häufig besuchten ihn frühere Bekannte von Bedeutung, mit denen nähere Verhältnisse anzuknüpfen ich beste Gelegenheit fand. Ich will hier nur den originellen, mit der ganzen französischen Revolutionsgeschichte höchst vertrauten und erzählungslustigen Grafen Schlaberndorf, die Familien Portalis und Degerando und den Dänen Baggesen nennen. Graf Schlaberndorf war in Paris so eingewurzelt, gefiel sich mitten in dieser bewegten Welt in seiner zwanglosen Isolirtheit so sehr, daß er sich lieber die Sequestration seiner Güter in Schlesien gefallen ließ, als daß er während des Krieges dahin zurückgekehrt wäre. Er hatte ein eigenthümliches Talent, sich ganz unbemerkt zu machen, während er doch Alles beobachtete, von Allem wußte, den Cha-

rakter und die Stellung der Parteien aufs Genaueſte kannte. Mit ſeinem hellen Kopfe war das edelſte Herz verbunden.

Einſt kam Wilhelm von Humboldt des Abends zu ihm und fand ſich von ſeiner reichen Unterhaltung bis gegen Mitternacht gefeſſelt. Aber als ihn Schlabernbdorf zum Abſchied bis zur Treppe begleitete, ſpann dieſer wieder einen neuen, ſo ungemein intereſſanten Faden der Erzählung an, daß beide, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, erſt als der Morgen graute, von einander loskamen.

Mit der Abreiſe des Kaiſers und ſeines Hofes nach Fontainebleau, welche gegen Ende Septembers erfolgte, trat eine neue Periode meiner Verhältniſſe ein. Auch der Prinz von Benevent, der Prinz von Neufchatel und der Miniſter von Champagny folgten dem Kaiſer. Von deutſchen Fürſten waren nur der Fürſt Primas, der Großherzog von Würzburg und der Fürſt von Deſſau eingeladen, was Letzterer aber ablehnte; die übrigen Fürſten machten dort nur vorübergehende Beſuche. Ich erfuhr, daß Herr von Thümmel von Neuem auf die großherzogliche Würde für Gotha, jedoch mit dem Zuſatz angetragen habe, daß ſein Hof es nur ſehr ungern ſehen müſſe, wenn nicht auch Weimar gleichen Rang erhielte. Er hatte ferner den Wunſch ausgeſprochen, daß das erfurtiſche Gebiet mit Blan-

kenhain und Schmalkalden dergestalt sämmtlichen herzoglichen Höfen zugesprochen werden möchte, daß diese nach dem Maßstab ihrer Contingente sich darein theilten, und er war selbst nach Fontainebleau geeilt, um seine Anträge mündlich zu unterstützen. Dies bewog mich, am 26. September ebenfalls dahin zu eilen. Ich machte alsbald dem Fürsten Primas meine Aufwartung und hatte eine lange und sehr freundliche Unterhaltung mit ihm. Er erzählte mir, daß der Kaiser jetzt eben den Entwurf des Grundstatuts für die deutschen Verhältnisse wiederholt mit ihm durchgehe, und bereits mehrere Hauptpunkte genehmigt habe. Die Rangverhältnisse sollten dabei so geordnet werden, daß die Fürsten in den Bundestagssitzungen je nach Verhältniß ihrer Contingente Platz nehmen, aber außerhalb der Sitzungen ihren frühern Rang beibehalten sollten.

Ich bemühte mich, ihm zu zeigen, wie nachtheilig es für Weimar sein würde, wenn es im Bundestag dem Fürsten von Nassau nachstehen sollte, und daß es Weimar doppelt kränken müßte, wenn Gotha die großherzogliche Würde und nicht auch Weimar dieselbe erhielte. Ich bat ihn zugleich, dem Kaiser doch bemerklich zu machen, daß er die so oft ausgesprochene hohe persönliche Achtung für die Herzogin von Weimar nicht besser bethätigen könne, als wenn er in dieser Rangangelegenheit eine günstige Entscheidung fasse. Er er-

wiederte mir, daß es dabei ganz vorzüglich darauf ankomme, ob Rußland sich für Weimar verwende. Ich unterließ nicht, Herrn von Champagny in gleichem Sinne zu besprechen. Tags darauf erfuhr ich vom Herrn Labesnardiere, daß das Ministerium dem Kaiser in dem von ihm verlangten Tableau des objets disponibles en Allemagne nur das Privat-Eigenthum von Blankenhain aufgeführt, die Hoheit darüber aber als unzweifelhaft weimarisch bemerkt habe. Ich eilte nun um so mehr, dem Minister ein abermaliges Memoire über die blankenhainer Verhältnisse zu übergeben, worin ich alle Zweifel, die er mir noch mündlich geäußert hatte, erschöpfend zu widerlegen bemüht war. Da man mir aber vertraulich sagte, daß höchst wahrscheinlich alle deutschen Angelegenheiten jetzt in Kurzem beendigt werden würden und daß ich daher wohl thäte, andauernd in Fontainebleau zu bleiben, ging ich zwar unverzüglich wieder nach Paris, um mich nochmals mit Herrn von Wolzogen zu berathen, kehrte aber gleich darauf nach Fontainebleau zurück.

Fontainebleau, in einer ebenen Sandfläche gelegen, rings von schönen und großen Waldungen, die mit bequemen Jagdwegen durchschnitten sind, umschlossen, machte einen ziemlich melancholischen Eindruck. Obwohl die Straßen ziemlich breit und reinlich, die Gebäude häufig massiv und geräumig sind, so trug doch

Alles das Gepräge einer gewissen Verlassenheit und verschwundenen Herrlichkeit. Das große Schloß, aus vier besondern, jedoch unter sich verbundnen Theilen von verschiedenem Baustyl bestehend, mit seinen vielen alterthümlichen Portalen und langen Galerien vermehrte noch jenen düstern Eindruck, den auch der mit vielen Fontainen, halb verwitterten Statuen und mannigfaltigen mythologischen Gruppen verzierte große Schloßgarten nicht zu erheitern vermochte. Hier, wo der erste Gründer von Fontainebleau, Franz I., und später Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. so oft und gern verweilten und die glänzendsten Feste feierten, mußte man durchaus die Traditionen der Vorzeit und historischen Erinnerungen zu Hülfe nehmen, um dem jetzigen Aufenthalt Interesse abzugewinnen.

Da die wenigen vermiethbaren Wohnungen kaum zureichten, allen den Personen, die die Anwesenheit des Kaisers herbeizog, Unterkommen zu verschaffen, so mußte ich froh sein, einige kleine Zimmer in dem Seitenflügel eines ehemals wohl sehr stattlichen, jetzt aber ebenfalls halb verfallenen Gebäudes zu finden, das ein etwas klösterliches Aussehen hatte. Die meisten meiner diplomatischen Freunde hatten sich auch nur nothdürftig unterbringen können. Die beiden einigermaßen ansehnlichen Wohnungen waren von dem Prinzen von Benevent und dem Minister von Cham-

pagny eingenommen. Der Erſtere gab oftmals, der Letztere täglich Tafel, zu denen ich faſt immer eingeladen wurde. Ich brachte die Vormittage am Schreibtiſch oder mit Beſuchen und die Nachmittage gewöhnlich mit Spazierfahrten hin, zu denen mich Herr Labesnardiere, oder der biedere Baron von Wöllwarth, Oberhofmeiſter der Prinzeſſin Stephanie, einluden. Am ſpätern Abend war ſehr häufig Hoftheater, wozu Labesnardiere mir Eintrittskarten verſchaffte. So verſtrich ein Tag nach dem andern, ohne daß die Lage meiner Angelegenheiten ſich weſentlich veränderte. Der Prinz von Benevent hatte auch im Schloſſe ſelbſt zur ebenen Erde einige Zimmer inne, wo er noch ſpät nach dem Theater mit einigen ſeiner Vertrauteſten eine Partie Whiſt zu ſpielen pflegte. Es war mir verſtattet, ihn da öfters zu beſuchen, was ich um ſo viel lieber that, weil es zwiſchen dem Spiel doch immer Pauſen gab, die ich zu geſchäftlichen Beſprechungen benutzen konnte. Wenn ich ihm nun meine Klagen über den ſtockenden Gang meiner Geſchäfts-Anliegen und über manche beunruhigende Einzelheit ausſprach, ſo ſuchte er mich immer aufs Freundlichſte zu beſchwichtigen:

»Tout cela ne veut rien dire; soyez tranquille, vos affaires tourneront en bien; il est très probable, que plusieurs combinaisons vont bientôt venir à

votre secours. Il est vrai que l'empereur oublie difficilement, quand il a une fois pris de l'humeur contre quelqu'un; mais pourquoi votre duc n'a-t-il pas suivi le conseil que je vous donnai à Varsovie? Vos princes allemands demandent souvent des conseils, mais ils ne les suivent pas.«

Am schmerzlichsten war es mir, hier in Fontainebleau den 14. October aufs Glänzendste gefeiert zu sehen. Das ganze diplomatische Corps erschien dabei in größter Galla.

Um jene Zeit kam auch der Herzog von Coburg mit seinem Bruder Leopold — damals einem der schönsten jungen Prinzen, die man sehen konnte — in Paris an. Er wurde sogleich nach Fontainebleau eingeladen. Der Kaiser empfing ihn mit ausnehmender Freundlichkeit, und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht auch gleich seinen Bruder mitgebracht habe, er möge ihn ja doch gleich kommen lassen. Nun hörte man überall: »C'est donc le premier prince de Saxe qui vient à Paris,« nicht ohne Bezug auf Weimar. Im Gefolge des Herzogs war auch sein Minister von Kretschmann. Ich hatte vertraulich erfahren, daß dieser den Entwurf einer der neuen westphälischen nachgebildeten Constitution für das Herzogthum Coburg gemacht hatte, um dadurch seinen Herrn und sich selbst bei Napoleon einzuschmeicheln. Der Kaiser sollte um

Bestätigung dieser Constitution gebeten werden, bei der auch die Einführung des Code Napoleon und mehrer anderen französischen Institute zu Grunde lag. Mir wurde augenblicklich klar, wie nachtheilig und gefährlich dieses Vorhaben für das ganze sächsische Haus, ja für ganz Deutschland werden würde, wenn es durchginge. Ich eilte daher zu Labesnardiere, und als dieser mir allerdings bestätigte, daß so etwas im Werke sei und daß ich wohl thun würde, unverzüglich dagegen zu operiren, so theilte ich meine Entdeckung den Herren von Senft und von Thümmel mit, die denn ebenfalls nicht wenig erschraken. Ich bewog sie alsbald, zu dem Herzog von Coburg zu gehen und ihm die eindringlichsten Vorstellungen zu machen, während ich bei dem Fürsten Primas dasselbe that. Senft und Thümmel besprachen auch den Minister Kretschmann aufs Nachdrücklichste, der nicht wenig erstaunt und ärgerlich war, daß man von seinem Vorhaben wisse. Er konnte es zwar nicht ganz abläugnen, doch behauptete er, daß mehrere Punkte seines Entwurfes ganz anders lauteten, als wie sie angegeben seien, und theilte auch wirklich nach einigen Tagen eine angeblich richtigere Abschrift seines Aufsatzes mit, in welcher wesentliche Punkte, die man mir anvertraut hatte, ausgelassen waren. Herr von Thümmel war nicht ganz discret bei seinen Mittheilungen an Kretschmann, es konnte da-

her nicht fehlen, daß Kretschmann bald errieth, daß ich es gewesen, der die Sache entdeckt habe. Er suchte nun glauben zu machen, daß ich ihn nur aus alter eingewurzelter Feindseligkeit jetzt zu verdächtigen suche; ich sei nämlich, sagte er, früher in Baireuth Referendar bei ihm gewesen und im Unfrieden von ihm geschieden. Daran war jedoch kein wahres Wort, da ich niemals zu Baireuth in preußischen Diensten stand und Herrn von Kretschmann, während er dort angestellt war, nur ein einziges Mal auf wenig Minuten gesehen und gesprochen hatte. Inzwischen hatte dies Alles doch zur Folge, daß der Herzog von Coburg sein ganzes Vorhaben aufgab, mir aber, den er in Rückerinnerung jenes wichtigen Dienstes, den ich ihm und seinem ganzen herzoglichen Hause bei dem Friedensschlusse von Posen leistete, bisher auf das Freundlichste und Zutraulichste behandelt hatte, seine Gunst viele Jahre lang entzog.

In diesen Tagen wurde ich durch einen Brief des Ministers von Voigt aus Weimar hoch erfreut, denn er verkündete, daß die Frau Erbprinzessin-Großfürstin mit ihrem Gemahl glücklich am 12. September wieder zu Weimar angekommen sei.

Er beschrieb mir ausführlich, wie festlich sie empfangen worden und wie großen Jubel diese ersehnte Wiederkehr im ganzen Lande hervorgerufen. Ich theilte sofort einen Auszug dieses Briefes in französischer

Ueberſetzung dem Miniſter Champagny mit, hatte jedoch viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß dieſe Rückkehr wirklich erfolgt ſei, denn Savary, der damalige franzöſiſche Ambaſſadeur in Petersburg, hatte ſo eben noch berichtet, daß man die Prinzeſſin jeden Augenblick in Petersburg erwarte, wohin die dringendſten Vorſtellungen der Kaiſerin Mutter ſie beriefen. In ſolchem Widerſtreit der Wünſche hatte aber die edelſte Sorge der Großfürſtin für das weimariſche Intereſſe den Ausſchlag gegeben. Auch auf eine baldige Reiſe des Erbprinzen nach Paris konnte ich nunmehr hoffen. Nur daß der ruſſiſche Ambaſſadeur immer noch ausblieb, bekümmerte mich gewaltig. Auch der Kaiſer war über dieſes lange Ausbleiben ſehr mißvergnügt. Man ließ mir ganz deutlich merken, es werde durchaus nichts für Weimar geſchehen, bis Rußland ſich direct für uns verwendet haben werde; denn der Kaiſer lege ein großes Gewicht darauf, daß Rußland es dankbar anerkenne, wenn er lediglich aus Rückſicht auf Rußland ſich günſtig für Weimar erzeige. Nicht geringe Sorge machte mir die gleichzeitig von Weimar empfangene Anzeige, daß der Gouverneur von Erfurt, General Brouard, in einem ſehr barſchen Schreiben von der weimariſchen Regierung verlangt hatte, daß ſie augenblicklich die allerdings damals ſehr ſchlechte Straße von der Grenze des weimariſchen Gebietes nach Erfurt

herstellen lasse, indem sie durch den Genuß des einträglichen thüringischen Geleitsrechtes dazu verpflichtet sei. Die Sache war von großer Wichtigkeit, denn da die Militärstraße, die bisher von Buttelstedt nach Erfurt auf dem kürzesten Wege ging, ohne Weimar zu berühren, nothwendig der Herstellung bedurfte, so waren wir im Weigerungsfalle bedroht, die zurückmarschirenden Armeecorps über Weimar geleitet zu sehen. Hier kam uns nun sehr zu Statten, daß gerade der brave und für Weimar sehr gutgesinnte General Clarke Kriegsminister war.

Ich arbeitete in möglichster Schnelligkeit ein ausführliches Memoire aus, worin ich darlegte, daß mit dem Geleitsrecht durchaus keine Verbindlichkeit zu Unterhaltung und Herstellung der fraglichen Straße verbunden sei, daß nur die Gehässigkeit der erfurtischen Behörden dem General Brouard eine solche Verpflichtung Weimars vorspiegele, und daß es die größte Ungerechtigkeit sein würde, wenn man uns zwingen wollte, auf erfurtischem Gebiete zu bauen. Uebrigens sei Weimar gern bereit, seine Bauoffizianten zu dem fraglichen Straßenbau darzuleihen und auch sonst noch alle nachbarliche Hülfe und Förderung nach Möglichkeit zu leisten. Sobald ich mit meiner Ausarbeitung fertig war, überschickte ich sie dem General Clarke, bat mir aber auch zugleich eine persönliche Audienz aus.

Sie ward mir unverzüglich gewährt. Clarke ging mit mir mein Memoire Punkt für Punkt durch, und es gelang mir, ihn von dem Gewicht meiner Gründe vollkommen zu überzeugen. Er fertigte sofort einen Befehl an den General Brouard aus, von seinem Beginnen abzustehen und vielmehr die erfurtischen Behörden zu Herstellung der fraglichen Straßen anzuhalten. So war denn in wenig Tagen eine höchst bedrohliche Last von Weimar abgewälzt. Der Herzog war so vergnügt darüber, daß er mir eigenhändig seinen Dank und seine große Zufriedenheit mit der Fassung meines Memoire aussprach.

An den Mittagstafeln bei Champagny und Talleyrand hatte ich öfters die Ehre, mit der Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin von Preußen, zusammenzutreffen, die wegen Aufhebung der auf die belgischen Besitzungen ihres Gemahls gelegten Sequester schon einige Zeit in Paris verweilte und jetzt deshalb nach Fontainebleau kam. Ihr liebenswürdiges Benehmen und ihre diplomatische Gewandtheit verschafften ihr überall die beste Aufnahme. Sie hatte kürzlich eine lange Audienz bei Napoleon gehabt, der ihr die Aufhebung des Sequesters versprach, und sich auch sonst noch sehr offen gegen sie äußerte. Er sagte ihr unter Anderm:

»La Prusse me donne toujours encore de la

méfiance, pourquoi ne paye-t-elle pas; elle a bien tort; j'y laisserai mes troupes et j'y suis forcé; elle devrait tout faire au monde pour rendre son compte net; les délais me déplaisent. Cependant je lui donneraid des termes, pourvu qu'elle les observe strictement.«

Ueber die Königin Louise sagte er ihr viel Schönes, bemerkte aber, es wäre besser gewesen, wenn sie allein nach Tilsit gekommen wäre.

Auch den österreichischen Ambassadeur, Grafen Metternich, lernte ich damals eines Mittags bei Champagny kennen. Höchst einnehmend, schon durch seine stattliche Figur und seine geistvollen Gesichtszüge, wie durch die anmuthige Würde und Feinheit seines Benehmens, machte er ganz den Eindruck eines geborenen Repräsentanten einer großen Macht. Auch bei Senft sah ich ihn mehrmals und hatte mich stets seiner Freundlichkeit gegen mich zu rühmen. Er zeigte ein lebhaftes Interesse an den Vorträgen des damals in Paris sich aufhaltenden Dr. Gall, und als ich dasselbe zu theilen schien, lud er mich alsobald ein, mit Gall's Anhänger, Dr. Spurzheim, bei ihm zu speisen. Die Unterhaltung war äußerst aufgeweckt und anziehend und die Bemerkungen des Grafen Metternich höchst pikant und geistvoll. Zwischen seinem ersten Botschaftsrath, von Floret, und mir knüpfte sich bald ein freund-

ſchaftliches Verhältniß an, das noch viele Jahre nachher fortdauerte. Floret war ein heller Kopf, der die Gemeſſenheit und Vorſicht des Diplomaten gar wohl mit offener Biederkeit und heiterer Zutraulichkeit zu vereinigen wußte.

Unter den näheren Umgebungen von Fontainebleau war beſonders ein kleiner, in einem lieblichen Thale gelegener Ort, Toremi, ſehr anziehend und wegen ſeiner vortrefflichen Weintrauben berühmt. Als ich einſtmals mit Herrn Baron Wöllwarth dahin fuhr, trafen wir Herrn Talleyrand in Geſellſchaft mehrer Damen an.

Er war gerade von der heiterſten Laune und wußte die Gegenſtände des Geſprächs, wie der Zufall ſie brachte, durch originelle Bemerkungen und witzige Einfälle aufs Anmuthigſte zu würzen. Man kam auf die geſelligen Zuſtände in Paris vor der Revolution zu ſprechen. Talleyrand ergoß ſich in Schilderungen der Vorzüge jener Zeit in Bezug auf die Converſation, welche beſonders durch ältere Frauen von Geiſt und Bildung geleitet wurde. Um ihnen nicht zu mißfallen, ſeien ſelbſt die ausgezeichnetſten Literaten und Gelehrten gezwungen geweſen, ſich jeder pedantiſchen Prätenſion zu begeben, und ſich ihrer Kenntniſſe nur zu Belebung vertraulicher Unterhaltung zu bedienen. Dabei entwarf Talleyrand die feinſte Zeich-

nung des Talentes der wahren guten Conversation und beklagte lebhaft, daß dies Talent aus der Gesellschaft allmählig mehr und mehr verschwinde. Aber Alles habe seine Zeit, selbst in der Natur; so z. B. sähe man jetzt viel weniger Bucklige als ehemals, die doch stets die Witzigsten gewesen. Jetzt sei überall in der Gesellschaft ein unruhiger Drang nach außen bemerklich, dem inneres Gleichgewicht fehle; es werde bald eine Zeit kommen, wo, weil Jedermann dichten wolle, Niemand mehr gute französische Prosa schreiben könne. Fontanes habe ihm kürzlich von zwei jungen hoffnungsvollen Dichtern erzählt, denen es ganz unmöglich sei, einige Zeilen wahrhaft guter Prosa zu schreiben. Diderot, der allerdings ein ungemeines Talent für die Conversation besessen, sei doch im Grunde nur der größte Schwätzer gewesen, und der eine Zeit lang sehr bewunderte Abbé Raynal habe auffallend schlecht gesprochen, wie denn seine Werke, durch die er im Ganzen sehr viel geschadet, meist nur Compilationen aus holländischen Reisebeschreibungen gewesen. Für die besten Redner, die er je gehört, müsse er Mirabeau und den Cardinal Maury halten. Jenen, weil er die klarste logische Darlegung seiner Gründe mit dem heftigsten Ungestüm und dem leidenschaftlichsten Colorit seiner Anträge und Conclusionen — diesen aber, weil er die schärfste Concision mit der einfachsten

Darſtellungsweiſe zu verbinden gewußt habe. Auf Frau von Stael übergehend, gefiel ſich Talleyrand, ihre Verhältniſſe zu Benjamin Conſtant und ihre ſpätere Trennung von ihm in das komiſchſte Licht zu ſtellen.

Als ich ein andres Mal an einem ſchönen Herbſttage mit Labesnardiere in den Wäldern von Fontainebleau lange unter den ernſteſten Geſprächen über Politik, Religion und den Gang der Geſchichte umhergewandelt war, ſetzten wir uns zuletzt ganz ermüdet an einem Felſen nieder, der mitten aus der Waldung hervorragte. Jenſeits des dunklen waldigen Vorgrundes lag Fontainebleau mit ſeinen altergrauen Schloßgebäuden vor uns, die von der untergehenden Sonne aufs Schönſte beleuchtet waren. »Dieſe ſtolzen Schlöſſer,« ſagte Labesnardiere, »und all' die kaiſerliche Pracht und Anmaßung, die jetzt darin entfaltet wird, ja dieſes ganze, ſo kühn aufgebaute Kaiſerreich werden nach nicht allzu langer Zeit vergehen und in Trümmer fallen; denn alle Siege des Kaiſers werden im Hinblick auf die Zukunft nur als eben ſo viele Fehler gelten. Mein ganzer Troſt in dieſem Wirbel und Unbeſtand aller menſchlichen Verhältniſſe ſowohl in religiöſer und ſittlicher, als in politiſcher Hinſicht iſt dieſer: Zwei Grundprinzipe beherrſchen offenbar die Welt von je her und kämpfen fortwährend mit einander: der Genius des Guten und der Genius des Böſen. Hätte

der Letztere jemals das Uebergewicht bekommen, so würde die Welt längst in ein formloses Chaos aufgelöst sein. Da dies nicht der Fall ist, da Alles sich mehr und mehr ordnet und regelt, wüste Zonen und ungeheure Länderstriche sich mehr und mehr zu gesitteten Völkern herausbilden, so steht meine Ueberzeugung fest, daß das Prinzip des Guten nie unterliegen, sondern aller Umwandlungen ungeachtet am Ende siegreich bleiben wird.«

Man kann sich leicht denken, daß durch diese und ähnliche vertrauliche Mittheilungen meine hohe Achtung und Zuneigung für Labesnardiere sich immerfort steigerte.

Gegen Ende Octobers vertraute mir Herr von Thümmel, daß er sich genöthigt sehe, die Hieherreise des Herzogs von Gotha dringend zu beantragen, da man ihn von allen Seiten dazu auffordere und der Kaiser auf solche persönliche Ehrerbietungsbezeigungen großen Werth lege, ja das Ausbleiben des Herzogs von Gotha schon aufgefallen sei. Er theile mir dies vorzüglich deswegen mit, damit man nicht etwa glauben möge, daß eine Absicht dieser Reise sei, Vortheile über Weimar zu erlangen. Ich berichtete sogleich darüber an den Minister von Voigt nach

Weimar und trug nun von Neuem auf die Hierherkunft des Erbprinzen dringend an, hinzufügend, daß, wenn auch dieſe Reiſe Weimar für den Augenblick keinen weſentlichen Nutzen bringen ſollte, ihre Unterlaſſung doch die nachtheiligſten Folgen haben könnte. Wie viel auf perſönliches Erſcheinen deutſcher Fürſten ankomme, habe ſich erſt kürzlich an dem Fürſten von Naſſau bewieſen, der durch eine einzige perſönliche Bitte beim Abſchiednehmen vom Kaiſer das Zugeſtändniß des vorher ſo ſchwierig gemachten Geſandtſchaftsrechtes erlangt habe. Voigt antwortete mir ſogleich am 13. Novbr.: »Morgen ſchon reiſt der Erbprinz ab. Dieſes allein wird Ihnen beweiſen, daß Ihre Vorſtellungen mit Einſtimmigkeit angenommen worden.« Kurz darauf traf endlich der ſo lange erwartete ruſſiſche Ambaſſadeur General Graf Tolſtoi ein, und brachte mir ſehr intereſſante Depeſchen von Weimar mit. In ſeinem Gefolge waren der Graf Neſſelrode und der Obriſt von Benkendorf, mit dem ich früher mehre Jahre in einer Penſion zu Baireuth aufs Traulichſte zugebracht hatte. Auf die Ankunft dieſer ruſſiſchen Ambaſſade hatte ich große Hoffnung gebaut; aber ſchon aus dem eigenhändigen Schreiben des Kaiſers Alexander an den Herzog, welches mir abſchriftlich mitgetheilt wurde, ſchien mir zu entnehmen, daß Rußland es mit ſeinem dermaligen Intereſſe nicht wohl

vereinbar finde, entscheidende Schritte für uns zu thun. In diesem Schreiben hieß es:

»Votre Altesse peut être persuadée, que ses intérêts seront soutenus avec chaleur par Mon ambassadeur à Paris; mais je Vous avoue avec franchise que les circonstances paraissent peu favorables pour obtenir des changements dans ce qui a été fait par la force des évènements. Ces difficultés ne diminueront pas les soins que j'y mettrai, et de Vous être utile est un de mes désirs les plus ardents.«

Der Graf Tolstoi wurde auf das Ausgezeichnetste empfangen, sogleich nach Fontainebleau eingeladen und ihm da im Schlosse eine Wohnung dicht neben den Zimmern des Kaisers, sowie in Paris ein eigenes Palais angewiesen. Zu Fontainebleau nahm er täglich an dem abendlichen Familienzirkel des Kaisers Theil der zu dem Großherzog von Würzburg sagte: »Man dürfe sich nicht wundern, daß er den russischen Gesandten so auszeichne. Rußland sei Frankreichs bester Alliirte und Kaiser Alexander sein aufrichtigster Freund. Er habe ihn ganz darüber aufgeklärt, wie man die Engländer behandeln müsse, und ihn von der Nothwendigkeit, ihnen die russischen Häfen zu sperren, überzeugt.

Als ich dem Grafen Tolstoi aufwartete, und er

wohl einen weit ältern Mann, als mich zu erblicken geglaubt hatte, empfing er mich mit den Worten:

»Ah, Monsieur, vous entrez joliment jeune dans une telle carrière.«

Ich erwiederte:

»Les évènements de nos jours remplacent souvent les années.«

Ich fand ihn ſehr ſchweigſam und trocken, doch konnte ich aus ihm herausbringen, daß er die Reiſe des Erbprinzen nach Paris durchaus billige. Auch gegen Herrn von Wolzogen blieb er ſehr zugeknöpft. Einige Tage darauf kam Graf Neſſelrode zu mir, deſſen verbindliches und freundliches Benehmen gegen das ſeines Ambaſſadeurs überaus abſtach. Er wünſchte von mir gründlich über den Stand unſerer Angelegenheiten und über die Schritte, welche ich neuerdings bei den franzöſiſchen Miniſtern gethan, unterrichtet zu werden, ſchien aber im Ganzen ſchon recht gut orientirt. Ich konnte ihm bald abmerken, daß er es für ſehr ſchwierig halte, wegen Erfurt durchzudringen. Die Rangangelegenheit, meinte er, ſei das weniger Wichtige; was helfe der Rang ohne Zuwachs an Terrain, ihn zu ſouteniren? Dabei mußte mir die Aeußerung auffallen:

»Je ne sais pas jusqu'à quel point les instruc-

tions de l'ambassadeur pourront aller en cas de difficultés.«

Auch die Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz kamen nun in Paris an. Als der Erstere dem Prinzen von Benevent den Wunsch aussprach, die großherzogliche Würde für sein Haus zu erlangen, erwiederte dieser, es sei allerdings Hoffnung dazu da, aber nur wenn Rußland sich nachdrücklich dafür verwende. Diese Aeußerung mußte um so wichtiger erscheinen, da der Prinz von Benevent in diesen letzten Tagen zum Erzkanzler des Reichs ernannt und in dieser Eigenschaft wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt war, wobei der Minister von Champagny zwar sein Portefeuille behielt, aber jenem so gut wie untergeordnet wurde.

Als ich dem Prinzen von Benevent eröffnete, daß die Reise des Erbprinzen von Weimar nach Paris beschlossen sei, sagte er mir:

»Vous ferez très bien de mêler et d'amalgamer un peu Votre prince dans nos affaires. Vous voyez combien le prince de Wurtzbourg a réussi par là.«

Da in diesen Tagen von den unterrichtetsten Männern vertraulich als Thatsache versichert wurde, daß Napoleon eine Vermählung mit der Großfürstin Katharina beabsichtige, ja, daß er der Zustimmung des

Kaiſers Alexander ſchon verſichert zu ſein glaube, ſo konnte ich jene Aeußerung gar wohl mit dieſer wichtigen Neuigkeit in Verbindung bringen. Auf einmal erfuhr man, daß der Kaiſer in wenig Tagen nach Italien reiſen und dort mehre Wochen bleiben werde. Herr von Wolzogen und ich ſandten nun eilig einen Courier an den Erbprinzen ab, der ihn auch noch glücklich in Mainz traf und zu ſeiner einſtweiligen Rückreiſe beſtimmte. Ich hatte inzwiſchen nicht das Geringſte von einer Verwendung der ruſſiſchen Ambaſſade für unſere Angelegenheiten zu ſpüren gehabt, und Herr von Wolzogen hatte den Grafen Tolſtoi wohl in fünf bis ſechs Tagen nicht zu ſprechen bekommen können. Allein nun vertraute mir Graf Neſſelrode, daß der Ambaſſadeur allerdings mit Champagny wegen der weimariſchen Verhältniſſe geſprochen, ihm ſolche angelegentlichſt empfohlen und beſtimmt geäußert habe, der Kaiſer Alexander intereſſire ſich für Niemand ſo ſehr, wie für Weimar, und er hoffe, man werde deshalb dieſes Haus vor allen anderen ſächſiſchen Höfen auszeichnen.

Champagny habe darauf nur ſehr allgemein, doch theilnehmend und artig geantwortet, ohne irgend eine Einwendung vorzubringen.

Ich machte dem Grafen Neſſelrode bemerklich, daß man mir von verſchiedenen Seiten Erſtaunen habe

merken lassen, daß der russische Hof sich nicht schon längst und nachdrücklich für uns verwende, und daß insbesondere Kaiser Alexander weder mündlich noch schriftlich Weimars je erwähnt habe.

Er gestand mir hierauf, daß er selbst es für nöthig halte, von Weimar aus in Petersburg darauf hinzuwirken, daß Tolstoi noch gemessenere Instruction zu nachdrücklicher Verwendung erhalte und daß der Kaiser Alexander unmittelbar unsertwegen an Napoleon schreibe. Er meinte, man könnte ja den Anlaß dazu in einer Danksagung für das, was schon bis jetzt verfügt worden, leicht finden, und versprach, zu veranlassen, daß in Tolstoi's Berichten die nämlichen Ideen hingeworfen würden, indem angezeigt werde, was ich von den mir von französischen Behörden gemachten Insinuationen mitgetheilt habe. Da jetzt ohnehin ein Geschäftsstillstand sei, so wäre gerade genug Zeit, um das Nöthige unterdessen zu erwirken. — Als ich einige Tage darauf den Grafen Tolstoi in dem Abendzirkel bei Talleyrand traf, hütete ich mich wohl, in dem Gespräch mit ihm die Geschäfts-Angelegenheiten im Geringsten zu berühren, sondern erzählte ihm blos, daß und aus welchen Gründen vorerst die Reise des Erbprinzen nach Paris unterbleibe. Er billigte dies gar sehr und versprach mir späterhin, sobald der rechte Moment zu der Hierherkuft des Prinzen gekommen

sein würde, unverzüglich Nachricht zu geben. Dieser Abend wurde mir noch besonders durch die Bekanntschaft mit dem Minister der Polizei Fouché interessant. Seine ziemlich lange hagere Gestalt, sein blasses, regungsloses Antlitz, das keinen einzigen warmen Blutstropfen zu enthalten schien, und seine schwarze, blos mit Stahlknöpfen verzierte Kleidung gaben ihm fast ein gespensterartiges Ansehen; aus den farblosen abgeschliffenen Zügen blitzten ein Paar grauliche, scharfblickende, ich möchte sagen, stechende Augen hervor. Gegen ihn bildete der etwas corpulente und sanguinisch aussehende berühmte Naturforscher Lacepède einen auffallenden Contrast. Sobald er sich entfernt hatte, sagte Talleyrand: »Sie glauben wohl nicht, wie empfindsam dieser große Gelehrte ist, dem jedoch aller Geist und Geschmack fehlt. Kurz nach dem Tode seiner Frau entdeckte er eine neue Gattung von Fischen, der er in seinen Schriften den Namen seiner Gattin gab, indem er drucken ließ: »Les âmes sensibles ne me refuseront point de donner à ces nouveaux poissons le nom d'Anne Marie Huberte de Lacepède.«

Ueberhaupt war Talleyrand diesen Abend unerschöpflich in Mittheilung von Anekdoten, vornehmlich von Voltaire. Als dieser einst in einer Theaterprobe einer seiner Trauerspiele die Schauspielerin, welche

die Hauptrolle hatte, gewaltig darüber anließ, daß sie nicht leidenschaftlich genug spiele, sagte sie ihm:

»Mais Monsieur pour jouer comme vous le voulez, il faudrait avoir le diable au corps.«

Voltaire erwiederte:

»Certainement, Mademoiselle, voilà justement ce qu'il faut.«

Auch noch im Sterben verließ ihn sein witziger Humor nicht. Er hatte beim Husten eine schwarze Materie ausgeworfen. Der Arzt wollte ihn damit beruhigen, daß er ja wohl beim Essen einen kleinen schwarzen Körper verschluckt haben könnte, worauf Voltaire erwiederte:

»Ah Monsieur, ce n'est pas un étranger qui s'est introduit chez moi; parbleu, je vois bien, qu'il est de la maison.«

Er hatte die Grille, zu verordnen, daß man gleich nach seinem Tode seine Zimmer sorgfältig verschließen und funfzig Jahre lang uneröffnet lassen solle. Man respectirte dieses Gebot so gewissenhaft, daß man die Zimmer auch dann nicht öffnete, als in der Revolutionszeit bei einem heftigen Angriff des Faubourg St. Antoine gegen den Quai Voltaire mehrere

Kanonenkugeln in Voltaire's ehemalige Wohnung eingedrungen waren.

Während dem war der Kaiſer gegen Ende Novembers wirklich nach Italien abgereiſt und der Miniſter Champagny ihm dahin gefolgt. Man ſah voraus, daß er unter 5—6 Wochen nicht wieder kommen würde, ja man glaubte ſogar, daß er von Mailand nach Spanien gehen würde. Mehrere deutſche Geſandte reiſten mit Urlaub nach Hauſe. Es war klar, daß während der Abweſenheit des Kaiſers in den deutſchen Angelegenheiten nichts vorgenommen werden könnte. Mir kam von vertrauter Hand die Nachricht zu, daß meine Frau, die ſchon in der letzten Zeit gekränkelt hatte, äußerſt leidend ſei, und ſo fühlte ich mich bewogen, um Urlaub zu einer einſtweiligen Heimreiſe nach Weimar angelegentlich zu bitten. Er wurde mir gewährt; nun aber wollte Herr von Wolzogen mich auf einmal nicht weglaſſen und lieber ſelbſt nach Weimar zurückkehren. Auch meine näheren Freunde, beſonders Herr Labesnardiere, boten Alles auf, mich zum Dableiben zu vermögen; aber es war mir, als ob eine innere Stimme mich unwiderſtehlich antreibe, den nun einmal erhaltenen Urlaub nicht unbenutzt zu laſſen. Als ich die Poſtpferde ſchon beſtellt hatte, hielt Graf Tol-

stoi mich noch 3 Tage lang auf, weil er mir durchaus einen ausführlichen Brief an die Frau Erbprinzessin-Großfürstin mitgeben wollte. Er kam aber doch nicht dazu, und begnügte sich, mir vertraulich mündliche Aufträge zu ertheilen.

So reiste ich denn ab und traf nach fast fünfmonatlicher Abwesenheit am 17. December zu Weimar ein.

Vierter Abschnitt.

1808.

Meine Rückreise nach Paris verzog sich von Woche zu Woche. Es gab so Vieles mündlich zu berichten, zu erläutern, zu bedenken; auch kam noch lange keine Nachricht von der Rückkehr des Kaisers aus Italien. Als sie endlich erfolgte, traten Umstände hervor, die meine Wiederkehr nach Paris fürs Erste minder nöthig machten, ja mehr und mehr die Ueberzeugung begründeten, daß, so lange die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich nicht ganz ins Klare gebracht wären, kein Territorial-Zuwachs für Weimar, ja überhaupt keine Berichtigung der deutschen Angelegenheiten zu hoffen sei. Auch Herr von Wolzogen kehrte zurück, sobald nur seine Gesundheit es erlaubte. Unter diesen Umständen beschloß der Herzog mich vorerst zu Ausgleichung verschiedener sehr complicirter Irrungen mit den herzoglichen Höfen von Gotha und Meiningen zu verwenden. Es glückte mir, zu Gotha mit dem meiningenschen Minister von Könitz einen Staatsvertrag

über die zwischen dem weimarischen und dem meiningenschen Gebiete gelegenen, vormals reichsritterschaftlichen Ortschaften abzuschließen, der eine eben so billige, als beiden Theilen zusagende Ausgleichung enthielt. Zu Gotha unterhandelte ich mit gutem Erfolg einen Vertrag über das alternirende Commando und die Inspection der beiderseitigen Rheinbunds-Contingente und wurde dann beauftragt, im Bade zu Liebenstein zu versuchen, wie die vielen zum Theil hundertjährigen Grenz- und andere Streitigkeiten zwischen Weimar und Meiningen beigelegt werden könnten. Die Aufgabe war schwierig und weit aussehend, der Aufenthalt aber an dem Conferenzorte, in dem anmuthigen, am Ausgange des thüringischen Gebirges gelegenen Bade Liebenstein ungemein angenehm. Unter den vielen Badegästen befanden sich auch der berühmte Held des letzten Türkenkrieges, der österreichische Feldmarschall Prinz von Coburg, der regierende Herzog und die Herzogin von Sachsen-Hildburghausen (älteste Schwester der Königin von Preußen) und ihre beiden jüngeren Prinzessinnen, Therese und Louise, die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit den Schmuck der Badegesellschaft bildeten und von denen die eine noch lange den königlichen Thron von Baiern zierte, während die andere als Herzogin von Nassau frühzeitig starb.

Auch der Dichter Moritz von Thümmel trug

durch heitere, nicht selten schalkhafte, stets gemüthliche Laune viel zur Belebung anmuthiger Geselligkeit bei. Eines Sonntags, als nach einem Mittagsmahl im Freien, unter den hohen schattenreichen Bäumen, welche die dortige Felsengrotte überragen und umschirmen, die Musik, umwogt von einer zahllosen Schaar geputzter Landleute, das Schillersche Reiterlied aufspielte und die heitere Stimmung der Gesellschaft ungemein steigerte, sagte er mir voll Entzücken über diese großartige Dichtung und Melodie: »Glauben Sie mir, alle meine Schriften wollte ich darum geben, wenn ich dieses Lied gemacht hätte.«

Unter den Fremden, die nur vorübergehend Liebenstein besuchten, war besonders die Präsidentin von der Recke aus Erfurt, durch Jugend, Anmuth und jeden Reiz edler Weiblichkeit, eine Erscheinung, die nicht nur Aller Augen auf sich zog, sondern auch jedem Gemüth wohlthuende Eindrücke zurückließ.

Der weimarische Hof hielt sich damals auf dem nur einige Stunden entfernten Lustschlosse Wilhelmsthal bei Eisenach auf, jenem Thale, unweit der Wartburg, das, von hohen schön bewaldeten Bergen umgrenzt und von einem kleinen spiegelhellen See durchschnitten, einen wahrhaft idyllischen Zustand begünstigte.

Für mich war diese Nähe ganz besonders vortheilhaft, da ich fast alle paar Tage über den Verlauf

meiner Unterhandlungen dem Herzog Bericht erstatten und weitere Instructionen einholen konnte. Gegen Ende August kam der erwünschte Abschluß eines Staatsvertrags zu Stande, und wenngleich in der Folge der Ratification desselben Schwierigkeiten und Bedenken sich entgegensetzten, die ihren Grund zunächst in der Minderjährigkeit des Herzogs von Meiningen hatten, so erleichterten doch diese Verhandlungen späterhin manche einzelne Ausgleichung, und man darf es vielleicht noch jetzt bedauern, daß er nicht in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kam.

So war der Sommer verstrichen, als Mitte Septembers sich das Gerücht verbreitete, die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland würden in der Kürze sich zu einer Zusammenkunft in Erfurt vereinigen. Am frühen Morgen des 21. September wurde ich in aller Eile zu dem Herzog gerufen, der mir eröffnete, wie er so eben sichere Nachricht empfange, daß der Kaiser Napoleon in wenig Tagen zu Erfurt eintreffen werde und daß der Kaiser von Rußland schon unterwegs dahin sei.

Der General — nachherige Marschall — Oudinot sei bereits als Gouverneur in Erfurt angelangt; ich möge daher unverzüglich dahin abgehen, über den Tag der Ankunft des Kaisers Napoleon, dem der Herzog bis an die Landesgrenze hinter Eisenach entgegen

zu reisen gedenke, zuverlässige Nachricht einziehen und späterhin, so lange der Kaiser in Erfurt verweile, dort bleiben, da ich ja noch immer bei ihm accreditirt sei. Eine Stunde darauf reiste ich ab. Ich traf ganz Erfurt bereits in der größten Aufregung, alle Gasthöfe von Fremden überfüllt, überall ein wirres Durcheinander von französischen Militärs und Hofleuten, von Courieren und Bagagewagen. Kaiserliche Hoffouriere und einheimische Beamte waren in größter Hast bemüht, für die angekündeten hohen Gäste und ihr Gefolge Quartier zu finden, oder einzurichten. Der General Oudinot, ein würdiger, überaus freundlicher Mann, sagte mir, daß der Tag der Ankunft des Kaisers zwar noch ungewiß sei, aber daß sie höchst wahrscheinlich schon in zwei, drei Tagen erfolgen werde.

Er versprach mir jede nähere Kunde darüber sofort mitzutheilen, bat aber auch umgewandt, daß ich Alles, was ich über die Reise und über die Ankunft des Kaisers von Rußland erführe, ihm unverzüglich kund machen möchte. Die beiden folgenden Tage steigerten Unruhe und Bewegung sich noch mit jedem Augenblick. Der Präsident von der Recke, dem und dessen Gemahlin ich von Liebenstein her schon befreundet war, bestand darauf, daß ich aus meinem schlechten Wirthshaus-Quartiere zu ihm ziehen sollte, obschon sein ganzes Haus für den Minister-Staats-Secretair

Maret (nachherigen Herzog von Baſſano) in Beſchlag genommen war, und ſelbſt Frau von der Recke ſich in zwei kleine Zimmer zur ebenen Erde zurückziehen mußte. Für den Präſidenten ſelbſt war nur ein kleines Arbeits- und Schlafſtübchen im oberſten Stockwerk übrig geblieben, welches er traulich mit mir theilte. Aber ich war ein ſehr unruhiger und unbequemer Gaſt: den Tag über durch hundert Anfragen, Beſuche und Gegenbeſuche überlaſtet, wurde ich ſtets auch noch in der Nacht durch Eſtafetten oder Ordonnanzen geweckt, die mir in Bezug auf die Ankunft der Monarchen, bald der General Oudinot, bald der Herzog, bald unſer Miniſter von Voigt zuſandten und die alſobald Antwort erforderten.

Am 24. September traf der Großfürſt Conſtantin, am 25. Abends der Kaiſer Alexander unter feierlichem Glockengeläute in Weimar ein.

Der Herzog war bereits dem Kaiſer Napoleon nach Eiſenach entgegen gegangen, der jedoch erſt am 26. früh dort eintraf und ſogleich nach Erfurt weiter eilte. Eine Stunde ſpäter langte der Herzog, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, in Erfurt an. Er hoffte den Kaiſer Alexander in Weimar noch zu treffen und nahm mich auf ſeiner Droſchke mit, damit ich ihm unterwegs die neueſten Zuſtände in Erfurt berichten könnte. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde gefahren, als

wir eine große Anzahl Reiter im feſtlichen Zuge von einer Anhöhe herabkommen ſahen. Es war der Kaiſer Napoleon, der Kaiſer Alexander — dem der Erſtere entgegen geritten war, ſodann der Großfürſt Conſtantin und das ganze Gefolge der beiden Monarchen.

Der Herzog befahl ſogleich ſeinem Kutſcher, aufs Eiligſte links quer Feld ein auszubeugen, da er, nur in Reiſekleidung, nicht erkannt ſein wollte. Aber nach wenig Minuten beſann er ſich anders, ſprang von der Droſchke, warf ſeinen Mantel ab, und lief nun mit mir auf den Kaiſer Alexander zu, dem er ſeine Entſchuldigung, ihn nicht ſchon in Weimar empfangen zu haben, lebhaft ausſprach, und von ihm aufs Herzlichſte begrüßt wurde. Napoleon ſchien von dieſer formloſen Erſcheinung nicht wenig überraſcht. Ich ſuchte ſie ihm, während der Herzog mit dem Kaiſer Alexander ſprach, zu erklären. Auch dem ganzen, von Sternen und Ordensbändern überſäeten Gefolge der Monarchen mag ſie wunderbar genug vorgekommen ſein. Nach einigen Minuten beurlaubte ſich der Herzog, die Monarchen ritten weiter nach Erfurt, der Herzog aber nahm mich noch bis Weimar mit, wo ich nur ſchnell der Herzogin aufwartete, und dann gleich nach Erfurt zurückkehrte.

Napoleon nahm zu ſeiner Wohnung das große ſog. Statthaltergebäude ein, für Kaiſer Alexander

war ein schönes und bequemes Haus an dem freien Platze, der Anger genannt, eingerichtet.

Am 27. früh kam der Herzog von Weimar herüber, Tags darauf auch der Erbprinz.

Beide bewohnten das weimarische Geleitshaus, das nur durch eine kleine ganz schmale Querstraße von der Wohnung Napoleons getrennt war. Fast gleichzeitig mit dem Kaiser von Frankreich waren auch die Prinzen von Benevent und von Neufchatel, die Minister Champagny und Maret, der Obermarschall General Duroc und eine Unzahl von Generalen, Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren eingetroffen, so wie die Bureaux des Kaisers und der Minister.

Das ganze Pariser Hoftheater war, wie durch einen Zauberschlag, nach Erfurt versetzt, wo möglichst bequeme und stattliche Räume für dasselbe eiligst hergerichtet worden. Von Stunde zu Stunde sah man Könige und Fürsten mit ihrem Gefolge einziehen. Die sonst so stillen Straßen Erfurts waren mit Equipagen und Reitern und einer neugierig und schaulustig hin und her wogenden Volksmenge überströmt.

Es erforderte ein eigenes Studium, sich mit den vielen königlichen und fürstlichen Wohnungen und mit denen der Minister und oberen Hofbeamten einigermaßen vertraut zu machen. Doch bildete sich gar bald

eine feste Tagesordnung. Jeden Morgen um 9 Uhr war großes Lever bei dem Kaiser Napoleon. Hier fanden sich, nur die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Cabinet Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den französischen Generalen, Adjutanten und Oberhofbeamten lebhaft unterhielten.

Man konnte diesen Zusammenfluß einer solchen Menge der verschiedensten Uniformen wohl mit einer großen Börse vergleichen, wo Jeder die Neuigkeiten des Tages begierig zu erforschen und für sich irgend einen Gewinn daraus zu ziehen strebt. Ohngefähr eine Stunde ging auf dieses glänzende Lever hin, bis die Masse der Erschienenen sich allmählig zerstreute. Nun folgten die verschiedenen Audienzen, die der Kaiser Alexander oder die Könige gaben, die Aufwartungen, welche einzelne Fürsten annahmen, die mehr oder minder zahlreichen Frühstücke bei den Fürstlichkeiten. Dann fanden gewöhnlich Revüen oder Paraden, Ausfahrten oder Ausritte der Monarchen statt. Die Zeit von 12 bis 3 — 4 Uhr war den Geschäftsbesuchen gewidmet. Um 5 Uhr speiste der Kaiser Alexander bei dem Kaiser Napoleon, wozu gewöhnlich nur 5 — 6 der anwesenden Fürsten eingeladen waren.

Etwas später eröffneten sich die Mittagstafeln, welche der Obermarschall Duroc und der Minister Champagny alltäglich, die Prinzen von Benevent und Neufchatel sehr oft, mitunter auch einzelne deutsche Fürsten gaben. Gleich nach 7 Uhr Abends strömte Alles in das französische Theater, was oft bis 11 Uhr dauerte. Dann fuhr Napoleon noch jedesmal mit dem Kaiser Alexander in dessen Hotel und blieb gewöhnlich bei ihm bis nach Mitternacht.

So war denn nun auf einmal das an sich so stille Erfurt der wichtigste Punkt in der ganzen damaligen politischen Welt geworden, auf den die Blicke aller Cabinette Europas gerichtet waren. Hier schien die große Schicksalsurne zu sein, aus der die zwei mächtigsten Monarchen der Welt die Looſe so vieler Völker und Staaten herausziehen würden. Denn nicht um Geringes, nicht um blos vorübergehende Zwecke konnten so große Anstrengungen, so große Aufwände gemacht sein, und alle die Könige und Fürsten, alle die Minister und Gesandten, die sich um Napoleon und Alexander gruppirten, sahen in höchster Spannung jedem neuen Morgen entgegen; die Einen im Hoffnungstraum günstiger Ergebnisse, die Andern nicht ohne Sorgen und bange Zweifel. Man wußte, daß die französischen Armeen in Spanien große Verluste erlitten und daß sie Portugal zu räumen genöthigt

ſeien. Noch auf dem Wege von Mainz nach Erfurt hatte der Kaiſer einen Courier aus Spanien bekommen, deſſen Depeſchen ihn ſo zornig machten, daß er ſie auf der Stelle zerriß. Rußland, nach der Eroberung von Finnland mit einer neuen Aufſtellung ſeiner Armeen beſchäftigt, ſchien von Tag zu Tag die nachtheiligen Folgen mehr und mehr zu fühlen, welche die Sperrung ſeiner Häfen gegen England und die dadurch hervorgerufenen Repreſſalien für ſeinen Handel mit ſich brachten. Oeſterreich, ſowohl mit Rußland, als mit Frankreich mehr oder weniger geſpannt und ſchon ſeit einiger Zeit ſich im Stillen rüſtend, konnte nur mit Mißtrauen auf die Verbindung blicken, die ſich in Erfurt zwiſchen dem Norden und dem Süden noch weit feſter als bisher zu knüpfen ſchien, zumal die Theilnahme des Kaiſers von Oeſterreich an dieſem Congreß ausdrücklich abgelehnt worden war. Preußen, zum größten Theil noch von franzöſiſchen Truppen beſetzt und unter der Laſt der ihm auferlegten furchtbaren Contribution faſt erliegend, ſetzte ſeine letzte Hoffnung auf Minderung derſelben in die Verwendung des Kaiſers Alexander. Faſt alle größere oder kleinere Fürſten Deutſchlands hatten Beſchwerden oder Wünſche anzubringen, ſchwebten mehr oder weniger in Ungewißheit über ihre Zukunft. Und das Alles, wähnte man, ſollte in Erfurt friedlich beſprochen, erwogen, aus-

geglichen werden. Ein verhängnißvoller Schleier verhüllte die Verhandlungen und das große politische Schauspiel, das sich hier eröffnete. Ohnerachtet aller glänzenden Erscheinungen, die sich zusammen fanden, ohnerachtet aller anziehenden Zwischenspiele des Augenblicks, konnte man doch eine gewisse Schwüle in der Atmosphäre nicht verkennen.

In den ersten Tagen des October traf der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, ein. Er wurde aufs Freundlichste empfangen und sogleich zu Napoleons Mittagstafel eingeladen. Auch viele preußische Offiziere und Geschäftsmänner fanden sich nach und nach ein, mit blutendem Herzen über die qualvolle Lage ihres Vaterlandes und mit dem tiefsten Haß gegen seine Ueberwinder. Sie fanden alle bei dem Präsidenten von der Recke, der diese Stelle schon unter preußischer Herrschaft bekleidet hatte und geborner Preuße war, die gastlichste Aufnahme, was gleichwohl nicht hinderte, daß er und seine Gemahlin jeden Abend nach dem Theater die kleinen Räume, über die sie noch disponiren konnten, den Notabilitäten jeder Nation und jeder Partei aufs Geselligste öffneten. Hier fand sich sehr bald ein Kreis der angesehnsten, durch Bildung, Sitte und öffentliche Stellung ausgezeichneten jüngern und ältern Männer zusammen, die nach den Sorgen und Zerstreuungen des Tages in

der liebenswürdigen Nähe der Hausfrau und unter den jovialen und witzigen Geſprächen ihres Gatten heitere Erholung genoſſen. Prinzen und Miniſter, Diplomaten und Militärs, Fremde jedes Landes drängten ſich gleich gern im engſten Raume zuſammen, um die Eindrücke zwanglos auszutauſchen, welche die Neuigkeiten oder Vermuthungen des Tages und das mächtig aufregende franzöſiſche Theater zurückgelaſſen hatten. Frau von der Recke beſaß allerdings ſchon von Natur die ſeltene Gabe, ohne alle Abſicht und Wortaufwand, lediglich durch die Anmuth und ſanfte Würde ihres Weſens, Jeden, der ſich ihr nahete, zu verbinden und zu erfreuen. In ihrem Benehmen konnten Stern und Ordensband, Jugend oder Alter der Gäſte nie die geringſte Unruhe oder Veränderung bemerkbar machen; das gleiche Wohlwollen, die gleiche Aufmerkſamkeit wurde Jedem zu Theil; ihr vorgeſtellt zu werden, an ihrem Abendkreiſe Theil nehmen zu dürfen, galt ſchon für Auszeichnung genug. Der Miniſter Maret, dem, wie ich ſchon oben bemerkte, der größte Theil ihres Hauſes eingeräumt war, wußte ihre Geſellſchaft ſo ſehr zu ſchätzen, daß er, wenn die Andern gewöhnlich gegen 1 Uhr des Nachts ſich allmählig entfernten, meiſt noch bis 2, ja 3 Uhr blieb und unter anziehenden Wechſelgeſprächen und Erzählungen den Stundenlauf unbemerkt ließ. Der Miniſter Champagny hatte

mich ebenfalls ersucht, ihn bei Frau von der Recke einzuführen, und war sehr erfreut, daß sie sich bewegen ließ, einigemal bei ihm zu speisen. Einst, als der Marschall Soult neben sie zu sitzen kam, machte ihre Nähe auf den rauhen, wortkargen Krieger einen so lebhaften Eindruck, daß er Alles hervorsuchte, um sie zu unterhalten, wobei denn freilich seine schroffe Weise gegen das feine graziöse Wesen seiner Nachbarin nicht wenig abstach.

Das französische Theater gab hinter einander dreizehn Trauerspiele der französischen Classiker: Cinna, Rodogune und den Cid von Corneille; Andromaque, Britannicus, Mithridate, Iphigenie von Racine; Phèdre, Zaire, Mahomet von Voltaire; Manlius von La Fosse; Rhadamiste von Crebillon. Welchen Eindruck diese Stücke, gespielt mit dem höchsten Pathos von Talma, Lafond, St. Brix, der Raucourt, Duchesnois, Bourgoin und andern ausgezeichneten Künstlern der französischen Bühne, machten, ist unbeschreiblich. Wohl fiel die ungewohnte Leidenschaftlichkeit, ja oft Uebertriebenheit in Declamation und Bewegung uns deutschen Zuhörern gewaltig auf, doch gab es an Anstand, Gemessenheit und Würde des Vortrags Vieles zu bewundern. Talma besonders bezauberte die Zuschauer durch sein herrliches Organ, durch den ergreifenden Ausdruck innerster Empfindungen auch bei stummem

Spiel und durch die großartige Auffaſſung und Durchdringung ſeiner Rollen.

Daher war es wohl ſehr natürlich, daß ein ungeheurer Zudrang zu den Freibillets ſtattfand, welche der erſte Kammerherr Napoleons, Herr von Remuſat, an die angeſehenſten Fremden ausgab. Er überſandte mir jeden Morgen 10 Billets zu meiner Privat-Dispoſition (das Gefolge der Fürſtlichkeiten bedurfte ohnehin keiner Billets). Allein dieſe 10 Billets genügten bei Weitem nicht, die zuſtrömende Menge meiner Freunde, oder der mir beſonders Empfohlenen zu befriedigen. Durch meine nähere Bekanntſchaft mit dem Obermarſchall Duroc und mit den Adjutanten des Kaiſers gelang es mir, täglich noch ein Dutzend, mitunter auch noch mehr, andere Billets zu erlangen. Aber es war keine geringe Laſt und Plage, den zahlloſen Anforderungen, die noch dazu von meinem Hofe öfters dringend unterſtützt waren, zu genügen, oder ſie wenigſtens bis auf die nächſten Tage zu beſchwichtigen. Nicht ſelten langten erſt zu Mittag unangemeldet noch ganze Wagen voll weimariſcher Damen an, die in Verzweiflung geriethen, wenn ich ihnen keine Billets mehr verſchaffen konnte. Das Innere des Schauſpielhauſes bot jeder Zeit einen höchſt impoſanten Anblick dar. Ganz vorn im Parquet ſaßen auf Lehnſtühlen die beiden Kaiſer in traulicher Nähe, etwas weiter

zurück die Könige und nach ihnen die regierenden Fürsten und die Erbprinzen. Im ganzen Parterre sah man nichts, als Uniformen, Sterne und Ordensbänder. Die Parterrelogen waren mit Stabsoffizieren und den angesehensten Personen der kaiserlichen Bureaux besetzt. Die obere Hauptloge nahmen die Fürstinnen ein, dann saßen zu beiden Seiten die fremden Damen. Vor dem Eingang zum Theater war eine starke Wache von Grenadieren der kaiserlichen Garde aufgestellt. Sobald die Wagen der beiden Kaiser ankamen, wurde dreimal, bei jedem Könige nur einmal die Trommel gerührt. Da geschah es denn, daß einstmals die Wache, durch das Aeußere des Wagens des Königs von Würtemberg getäuscht, die dreifache Begrüßung eintreten ließ, der commandirende Offizier aber zornig Einhalt gebot, mit den Worten:

»Taisez vous, ce n'est qu'un roi.«

Mit dem Minister Champagny war auch der mir stets wohlwollende Staatsrath Labesnardiere von Paris nach Erfurt gekommen. Ich besuchte ihn oft und unterließ nicht, ihm und auch dem Minister selbst und Herrn Talleyrand die weimarischen Angelegenheiten von Neuem zu empfehlen. Bei der innigen Vertrautheit, die zwischen dem Kaiser Alexander

und dem Kaiser Napoleon herrschte, schienen für Weimar die günstigsten Sterne zu leuchten. Napoleon behandelte den Herzog und den Erbprinzen überaus freundlich und lud die Herzogin mehrmalen aufs Verbindlichste zur Mittagstafel und zum Theater nach Erfurt ein, wobei er ihr jedesmal die höchste Achtung und Aufmerksamkeit bewies. Dem russischen Botschafter in Paris, Grafen Tolstoi, war der erste Botschaftsrath, Graf Nesselrode, nach Erfurt gefolgt, bei dem ich, wie schon früher in Paris, die aufrichtigste Theilnahme an dem weimarischen Interesse fand. Auch dem russischen Reichskanzler, Grafen Romanzow, ward ich vorgestellt und von ihm freundlich aufgenommen.

Der Herzog wollte gar zu gern die diplomatische Bekanntschaft Labesnardiere's machen, dem jedoch seine strenge Zurückgezogenheit nicht erlaubte, dem Herzog aufzuwarten. Da suchte ihn der Herzog selbst auf und erlaubte mir, Zeuge der Unterredung zu sein. Diese bestätigte nur die große Achtung, die der Herzog schon vorher aus meinen Berichten für den ausgezeichneten Mann gefaßt hatte. Labesnardiere verhehlte nicht, daß ein günstiger Beschluß in den blankenhainischen und anderen weimarischen Angelegenheiten unschwer zu erlangen sein dürfte, sobald Rußland sich ernstlich dafür verwende. Schon Talleyrand hatte gegen mich

darauf hingedeutet, aber in Bezug auf das freundliche Benehmen des Kaisers gegen den Herzog mir die merkwürdigen Worte gesagt:

»Nous disons de belles choses à ceux que nous n'aimons pas, mais à ceux que nous aimons, nous disons, moquez vous de tout cela!«

Um diese Zeit befand sich auch der ehrwürdige Herzog von Oldenburg, den der Kaiser Alexander wie einen Vater ehrte, in Erfurt.

Er hatte wichtige Anliegen in Betreff seiner Auseinandersetzung mit dem Königreich Holland hinsichtlich der Herrschaft Varel und des Elsflether Zolles, und war in Verlegenheit über das Ausbleiben seines Ministers von Hammerstein. Der Herzog von Weimar schlug ihm vor, einstweilen die französischen Behörden durch mich besprechen zu lassen. Der Herzog von Oldenburg ging darauf ein, und so hatte ich mehre Unterredungen mit ihm und den französischen Geschäftsmännern über die fraglichen Gegenstände. Französischer Seits zeigte man sich ganz geneigt, sobald nur der Herzog in einige Gebietsaustauschungen mit vollständiger Entschädigung willigen wollte. Da aber der letztere solches durchaus ablehnte, so zerschlug sich die Sache, noch ehe der Minister von Hammerstein anlangte.

Eines Tages sprach man sich französischer Seits

ganz offen gegen mich über die Beſorgniſſe aus, die der nie raſtende Unternehmungsgeiſt Napoleons und beſonders ſeine ausſchweifenden Pläne auf Spanien und Portugal erregen müßten, und wie wünſchenswerth es für Frankreich ſei, daß Kaiſer Alexander ſich nicht allzu nachgiebig und bereitwillig zeigen möchte. Napoleon bedürfe jetzt gar ſehr der Freundſchaft des Kaiſers Alexander und würde daher wohl bewogen werden können, von manchem Vorhaben abzuſtehen und gemäßigtere Entſchlüſſe zu faſſen, wenn der Kaiſer Alexander ernſtlich darauf hinwirke.

Mir erſchienen dieſe vertraulichen Mittheilungen von höchſter Wichtigkeit; der Herzog von Weimar hielt es jedoch nicht für angemeſſen, ſie perſönlich dem Kaiſer Alexander zu hinterbringen, ſondern für beſſer, den Herzog von Oldenburg darum zu erſuchen. Dieſer hatte nun eine lange Unterredung mit dem Kaiſer, der die gemachten Eröffnungen ſehr verdankte und verſicherte, daß ſie ganz mit dem übereinſtimmten, was er ſelbſt aus geheimen Berichten wiſſe. Er deutete aber auf wichtige Gründe hin, die ihn abhielten, ſein Benehmen gegen Napoleon zu ändern, und ſchloß mit den Worten: »C'est un torrent qu'il faut laisser passer.« Man mußte alſo wohl annehmen, daß, für jetzt wenigſtens, große Intereſſen Rußlands vorlägen, die den Kaiſer Alexander abhielten, den geringſten

Zweifel über seine Anhänglichkeit in Napoleon aufkommen zu lassen, und daß er auf der andern Seite sich zur Maxime gemacht habe, keine zu andringende Verwendung für die ihm verwandten Fürstenhäuser eintreten zu lassen, deren günstigem Erfolg der Kaiser Napoleon späterhin den Schein einer Verpflichtung zur Dankbarkeit geben könnte.

Unter den fremden Fürstlichkeiten zeichnete sich besonders der König Max Joseph von Baiern durch heitern Humor und geradsinnige Unbefangenheit in seinem Benehmen aus. Ich hatte öfters die Ehre, mit dem Herzog von Weimar bei ihm das Frühstück einzunehmen, und lernte so auch den geistvollen Minister Grafen Montgelas kennen, einen der umsichtigsten und schlauesten Staatsmänner seiner Zeit. Seine Unterhaltung war stets so gehaltvoll als pikant, und es gewährte mir das lebhafteste Interesse, ihn über die früheren Zustände Baierns, über die Maßregeln von höchster Schwierigkeit, z. B. Aufhebung der Klöster, die er durchgesetzt, und über die großen Verlegenheiten, die er glücklich überwunden, sprechen zu hören. Jeder Zug seines Gesichts kündigte den feinen und welterfahrnen Staatsmann an; dabei war es aber ganz eigenthümlich, daß der Blick seiner beiden Augen, während er sprach, nie gerade aus, sondern fest auf die Spitze seiner eigenen Nase gerichtet war. Mit dem

badischen Gesandten von Dalberg und dem österreichischen Gesandten, General-Baron Vincent, beide mir schon von Warschau her genau bekannt, soupirte, ich zuweilen bei dem Prinzen von Benevent in der Gesellschaft der berühmten Schauspielerin Duchesnois, die der Prinz höchlich schätzte. Da fehlte es denn nicht an lebendigen und witzigen Tischgesprächen, die sich oft bis lange nach Mitternacht fortsetzten. Kam ich dann nach Hause, so war ich immer noch sicher, den Minister Maret bei Herrn und Frau von der Recke anzutreffen. Später in der Nacht hatte ich auch noch nach Weimar zu berichten, oder dieses oder jenes Memoire aufzusetzen, so daß ich in der That während des ganzen Erfurter Aufenthaltes nur wenig des Schlafes genoß, zumal ich jeden Morgen schon um acht Uhr mich bei dem Herzog einfinden und, nach den nöthigen Besprechungen, ihn zum Lever des Kaisers Napoleon begleiten mußte.

Durch den russischen General-Consul zu Frankfurt, Moritz von Bethmann, kam ich mit dem russischen Staatsrath von Gervais, mit dem Grafen Ozaroffsky und mehren Andern vom Gefolge des Kaisers Alexander in nähere Berührung und hatte mich oftmals ihrer anziehenden Unterhaltung und vielfacher Gefälligkeiten zu erfreuen. Der Herzog berief in diesen Tagen unsern Goethe nach Erfurt, der,

nach seiner eigenthümlichen Sinnesweise, sich bisher ganz fern gehalten hatte.

Es war mir gelungen, eine bequeme Wohnung in der Nähe des Herzogs aufzufinden, und Goethe blieb mehrere Tage in Erfurt. Das französische Theater gewährte ihm unsäglichen Genuß, und es war höchst interessant, ihn nach jeder Vorstellung noch Stunden lang bei dem Herzog über die Eigenthümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredtsamkeit. Bei Frau von der Recke lernte er den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. October zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Cabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten un-

terhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechszigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung des Mahomet von Voltaire. »Das ist kein gutes Stück,« sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben*) und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. »Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?«

*) In der That finden sich Werthers Leiden in Bourienne's Memoiren unter dem Verzeichniß der wenigen Bücher aufgeführt, die Napoleon mit nach Aegypten nahm.

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiederte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Criminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: »Sie haben einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!«

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Contributions-Angelegenheiten, während dessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen besprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiednere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: »Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung! dort werden Sie überreichen Stoff für ihre Dichtungen finden.«

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu:

»Qu'en dit Monsieur Goet?«

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen:

»Voilà un homme!«

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delicatesse. Daß aber Napoleons Aeußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft. Er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigender Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

Erst lange nachher theilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erst kurz vor seinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber die — immer noch sehr lakonische — Niederschrift zu machen, die im 20. Bande seiner nachgelassenen Werke

(60. Band der ſämmtlichen Werke) gedruckt iſt, und die ich oben aus ſeinen mündlichen Mittheilungen treu zu ergänzen mich bemüht habe. Während Goethe's Anweſenheit in Erfurt wurde ich eines Tages mit ihm von dem Marſchall Lannes (Herzog von Montebello) zum Frühſtück geladen. Lannes hatte im Jahre 1806 und ſpäter hatte auch ſeine Gemahlin bei ihrer Rückkehr von Warſchau bei Goethe gewohnt. Er hegte die größte Achtung für ihn.

Die Unterhaltung war ſehr lebhaft und namentlich erzählte uns Lannes ausführlich den Hergang bei der Schlacht von Friedland, zu deren Entſcheidung er bekanntlich am meiſten beigetragen hat. Das Geſpräch fiel auch auf unſere weimariſchen Angelegenheiten, da nahm Lannes auf einmal einen Ring vom Finger und ſagte zu mir: »Wie wenn ich dieſen Ring jetzt an Ihren Finger ſteckte, ſo würde der Kaiſer Napoleon die Grafſchaft Blankenhain in die Hand des Herzogs von Weimar legen, wenn nur der Kaiſer Alexander ein Wort ſpräche.«

Ganz im ähnlichen Sinne hatten auch andere Perſonen vom Gefolge des Kaiſers zu mir geſprochen. Was ſchien auch natürlicher, als daß das vertrauliche Zuſammenſein der beiden Kaiſer nicht ohne Frucht für Weimar bleiben würde?

Napoleon hatte ſchon mehrmalen den Wunſch

blicken lassen, daß die Herzogin von Weimar ihm und seinem kaiserlichen Gast einen Ball zu Weimar geben möchte. Der Herzog überlegte hin und her, welche noch weitere Festlichkeiten und Anordnungen schicklicherweise getroffen werden müßten, wenn so hohe Gäste nach Weimar kämen. Es verstand sich von selbst, daß auch die anwesenden Könige und Fürsten einzuladen wären. Aber es war keine geringe Aufgabe, alle diese hohen Personen und ihr zahlreiches Gefolge anständig unterzubringen und zu versorgen. Daraus ging denn auch für mich eine Unzahl von mündlichen Aufträgen und Verhandlungen in Erfurt, wie von Correspondenzen und Anfragen nach Weimar hervor. Der Herzog forderte Goethe auf, auszusinnen, was etwa am würdigsten zu Verherrlichung der bevorstehenden merkwürdigen Tage in Weimar geschehen könnte. Goethe gab auch wirklich mehre höchst großartige und imposante Ideen an. Theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erschienen sie in der That zu gigantisch. Der Herzog beschloß daher, sich außer einem Festmahle und Hofballe auf eine große Hirschjagd am Ettersberg für den ersten Tag der kaiserlichen Anwesenheit, und für den andern Tag auf eine andere große Jagd auf den Bergen gegen Jena hin, zu beschränken, da Napoleon gewünscht hatte, dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen.

Der sechste und siebente October wurden zu diesen Festen bestimmt. An der Hauptmittagstafel sollten nur die beiden Kaiser, die vier Könige, die Königin von Westphalen, der Großfürst Constantin von Rußland, der Prinz Wilhelm von Preußen, der Herzog von Oldenburg, der Fürst Primas, der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog und die Herzogin von Weimar, der Erbprinz und die Prinzessin Caroline von Weimar (die Frau Erbprinzessin-Großfürstin war damals noch in Petersburg) und die Prinzen von Benevent und Neufchatel speisen*).

Der Herzog befahl mir, mit dem Prinzen von Benevent zu sprechen, ob es nicht schicklich sei, auch die Fürstin von Taxis zu der Mittagstafel einzuladen. Dieser erwiederte: »Der Herzog hat sehr Unrecht, wenn er sich deshalb Skrupel macht. Wen er als Herr in seinem Schlosse einladet, der muß dem Kaiser Napoleon recht sein. Man muß ihm's nicht gerade nach seiner Pariser Etikette einrichten. Wenn er zum Besuch bei einem auswärtigen Fürsten sich befindet, so kann er sich wohl gefallen lassen, nach der Sitte dieses Hofes behandelt zu werden.«

Aus besonderer Artigkeit gegen die Herzogin von Weimar hatte Napoleon beschlossen, am 6. October

*) Der König von Westphalen und der Großfürst Constantin blieben in der Folge wegen Unpäßlichkeit weg.

sein ganzes Hoftheater nach Weimar zu senden, damit es dort la mort de César von Voltaire aufführe. Goethe eilte daher schon am 4. October zurück, um die nöthigen Voranstalten zu treffen.

Am 6. October war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberg von früh an mit unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt. Es war der schönste, klarste Herbsttag, kein Wölkchen am ganzen Himmel. In der Nacht vorher waren mehre Hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersburger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammen getrieben und umzäunt worden. In der Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuern Jagd-Pavillon errichtet, 450 Schritte lang und 50 Schritte breit, mit drei Abtheilungen, wovon die mittlere für die beiden Kaiser und für die Könige bestimmt war. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen und Zweigen umschmückten Säulen. Dicht dabei sah man große freistehende Balkons, von denen bequem das Ganze überschaut werden konnte. Ringsumher liefen Buden und Zelte mit Erfrischungen. An der Waldgrenze hin gruppirten sich um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen und Getränken eine Unzahl von Landleuten, die das Zusammentreiben des Wildes die ganze Nacht hindurch ermüdet hatte. Dazwischen ertönten muntere Jagdhörner und Gesänge.

Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren, gegen 1 Uhr Mittags an. Nun wurde in einzelnen Abtheilungen das Wild aus dem umzäunten Walde heraus und so getrieben, daß es am großen Pavillon in Schußweite vorüber mußte. Napoleon ergötzte sich ungemein an diesem Schauspiel und schien überhaupt sehr vergnügt. Um vier Uhr endigte die Jagd, nicht der geringste Unfall hatte sie getrübt. Ich war in Erfurt zurückgeblieben und beauftragt, dem Kaiser Napoleon noch vor seiner Abfahrt aufzuwarten, worauf ich mich eiligst nach Weimar verfügen sollte. Es war fünf Uhr, als die Monarchen unter dem Geläute aller Glocken in Weimar einzogen. Wie Napoleon sich in die für ihn bereiteten Zimmer begab, war ich zufällig der Erste, auf den seine Blicke im Vorzimmer trafen. Er ging sehr freundlich auf mich zu, that mir mehre Fragen, und ich mußte ihm einige umstehende, ihm noch nicht bekannte Personen vorstellen. Eine Stunde darauf ging es zur kaiserlichen Tafel. Unfern davon war in einer großen Galerie die Marschalls-Tafel von mehr als 150 Personen bereitet. Ich hatte dem Minister Staats-Secretär Maret und dem Marschall Soult die Honneurs zu machen, bei denen ich saß. Aber wir waren noch kaum

bis zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Monarchen im Begriff seien, sich von ihrer Tafel zu erheben. Nun strömte Alles dahin. Napoleon liebte bekanntlich sehr rasch zu speisen, doch hatte er sich dabei sehr lebhaft mit seiner Nachbarin, der Herzogin von Weimar, unterhalten. Nach kurzer Pause fuhr man in das Theater, wohin der Wagen der beiden Kaiser von weimarischen Husaren escortirt wurde.

Vor dem Schlosse stand ein 60 Fuß hoher Obelisk, geschmackvoll erleuchtet, auf dessen Spitze eine helle Flamme loderte. Das ganze Schloß und seine Umgebungen, sowie alle Straßen bis zum Schauspielhause waren illuminirt; die innere Einrichtung und Vertheilung der Sitze im Theater ganz wie die zu Erfurt.

Die französischen Schauspieler führten, wie ich schon oben erwähnt, la mort de César von Voltaire auf.

Unbeschreiblich war der Eindruck. Talma als Brutus übertraf sich selbst. Bei der Stelle am Schlusse des ersten Actes, wo Cäsar dem Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt, antwortet:

»Je les aurais punis, si je les pouvais craindre;
Ne me conseillez point de me faire haïr.

Je sais combattre, vaincre et ne sais point punir,
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence.«

war es, als ob ein elektriſcher Funke mächtig alle Zuſchauer durchzucke. Niemand vermochte unerſchüttert zu bleiben. Gleich nach dem Schluſſe des Theaters begann der feſtliche Hofball im großen Saale des Schloſſes. Dieſer war reich geſchmückt, am reichſten durch die große Zahl Juwelen-ſtrahlender Fürſtinnen und anderer ausgezeichneter Damen. Alles aber überſtrahlte die edle hohe Geſtalt des Kaiſers Alexander, der, wie der gute Genius des Feſtes, durch ſein liebenswürdiges Benehmen alle Zuſchauer bezauberte.

Napoleon trug die einfache Uniform ſeiner Garde-Jäger. Er bemühte ſich, jeder Dame, die in ſeine Nähe kam, durch einige Worte ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen; doch gelang es ihm nicht ſonderlich, ja manche ſeiner Fragen und Aeußerungen konnten ſchroff und wenig freundlich erſcheinen. Eine einzige Dame machte Ausnahme hiervon; als er hörte, daß ſie von Erfurt ſei, ſagte er ihr: »Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt ſo ſchöne Frauen gäbe. Aber ſind Sie denn auch eine geborne Erfurterin?«

»Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren!«

»Alſo Preußin?«

»Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!«

»Gut, man muß seinem Vaterlande anhängen,« womit er sich mit einem verbindlichen Gruße von Frau von der Recke — denn sie war es — entfernte. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang mit Goethe unterhalten hatte, kam er plötzlich auf mich zu und fragte: »Wo ist denn Wieland? warum führt man mir ihn nicht zu?« Ich erwiederte, daß sein hohes Alter ihn von Bällen zurückhalte, ich würde aber sogleich veranlassen, daß er erscheine. Der Herzog ließ ihn alsbald durch einen Wagen abholen. Wieland war sehr überrascht, doch währte es nicht lange, so konnte ich ihn zu Napoleon führen. Dieser stand gerade an einer der hinteren Säulen, die den Durchgang zu den offenen Nebenzimmern bilden.

Ich hielt mich einige Schritte zurück, so jedoch, daß ich das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte. Nach einigen freundlichen Eingangsworten fragte ihn der Kaiser, welches seiner Werke er wohl für das vorzüglichste halte? »Sire!« — erwiederte der ehrwürdige Greis — »ich lege auf keines derselben einen großen Werth. Ich habe geschrieben, wie mir es ums Herz war.«

»Welches aber« — fuhr der Kaiser fort — »ist doch dasjenige ihrer Werke, welches Sie mit der meisten Vorliebe geschaffen haben?« Worauf Wieland Agathon und Oberon nannte.

Nun ging der Kaiser auf Gegenstände der Weltgeschichte über und stellte die nämliche Frage, die er schon vor zwei Jahren nach der Schlacht bei Jena an Johannes Müller zu Berlin gestellt hatte: »Welches Zeitalter er (Wieland) wohl für das glücklichste der Menschheit halte?« Johannes Müller hatte bekanntlich die Regierung der Antonine dafür erklärt; Wieland aber antwortete: »Das ist schwer, entscheidend zu bestimmen. Die Griechen hatten oft glückliche Zeiten, wenn man nur auf Bildung und bürgerliche Freiheit sieht. Rom hatte, neben vielen schlechten Kaisern, auch mehrere vortreffliche, die es wohl verdienen, Genien der Menschheit genannt zu werden. Auch andere Völker und Staaten können sich mitunter weiser und milder Herrscher rühmen; aber im Ganzen scheint mir die Weltgeschichte sich in einem großen Kreislaufe zu bewegen. Das Gute und das Schlechte, Tugend und Laster wechseln immerfort ab, und es ist die Aufgabe der Philosophie, überall das Beste hervorzusuchen und durch Hervorhebung des Guten das Ueble erträglich zu machen.«

»Schön« — sagte der Kaiser — »aber es ist nicht recht, Alles ins Schwarze zu malen, wie Tacitus gethan hat. Wohl ist er ein geschickter Maler, ein kühner und verführerischer Colorist, doch es war ihm nur um Effect zu thun. Die Geschichte will keine

Illusionen; sie soll aufklären und belehren, nicht blos eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Er hat das Mysterium der Handlungen und Gesinnungen, ihre wechselseitige Verkettung nicht tief genug erforscht, um ein gerechtes und unbefangenes Urtheil der Nachwelt zu begründen. Ein solches Urtheil muß die Menschen und die Völker nur so nehmen, wie sie in Mitte ihrer Zeit und aller der Umstände, die ihre Handlungsweise bedingten, sein konnten. Man muß klar sehen können, wie jede Handlungsweise sich unter den gegebenen Umständen entwickelte und bedingte. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, als Tacitus sie uns schildert. In dieser Hinsicht ziehe ich den Montesquieu bei Weitem vor. Er ist billiger und der Wahrheit getreuer.« Hierauf ging der Kaiser auf die christliche Religion und ihre Geschichte über, vorzüglich auf die Gründe ihrer schnellen Verbreitung. »Ich finde,« äußerte er, »darin zunächst eine bewundernswürdige Reaction des griechischen Geistes gegen den römischen.

»Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohlthätigen Keim in sich aufnahm und pflegte, den jenseits des Meeres die Vorsehung zum Glück der Menschheit ausgestreut hatte. Uebrigens« — und hier

trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand vor, so daß Niemand als ich es hören konnte — »übrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat?«

Wieland, der bisher blos aufmerksam zugehört hatte, erwiederte rasch und lebhaft: »Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir eben so thöricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben;« worauf der Kaiser Wieland auf die Schulter klopfte und »wohl, wohl,« sagte. Darauf fuhr er fort: »Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen.« Napoleon schien die größte Lust zu haben, noch länger fortzusprechen, allein Wieland ließ deutlich merken, daß ihm das lange Stehen allzu beschwerlich werde, daher er denn freundlichst beurlaubt wurde.

Ob es dem Kaiser mit jener merkwürdigen Frage wirklich Ernst gewesen, oder ob er Wieland, den er oft den deutschen Voltaire hatte nennen hören, nur auf die Probe habe stellen wollen, muß ich unentschieden lassen, doch ist mir das Letztere wahrscheinlicher.

Deutlich bemerkt aber habe ich, daß ihn Wielands Antwort sehr frappirte und wohlgefiel.

Der Kaiser sprach während des Balles noch einmal mit Goethe und drückte ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, daß man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern daß es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe. Erst um 1 Uhr zog er sich vom Ball zurück. Ich hatte einmal während desselben Herrn Talleyrand vermißt und fand ihn zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern, die zu dem Schlafzimmer des Kaisers führte. Hier saß er einsam und nachdenkend auf einem Sopha und richtete alsobald den Wunsch an mich, daß ich ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wieland aufsetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen suchte. Am andern Morgen (7. October) fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen statt und zwar zwischen Apolda und Jena auf dem Plateau des Landgrafen-Berges, wo man in das ganze Saalthal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht von Jena bivouacquirt hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, mit einer Inschrift im Fronton; vor dem Tempel zwei Altäre. Am Fuße des Berges waren

Zelte aufgeſchlagen, in deren größtem die Kaiſer und Könige, in den übrigen die andern Fürſten frühſtückten. Auch an dieſem Morgen war das Feſt von dem herrlichſten Wetter begünſtigt und von einer unzähligen Menge Zuſchauer umwogt. Deputationen der Akademie und der Stadt Jena wurden beiden Kaiſern vorgeſtellt und aufs Gnädigſte empfangen. Napoleon ließ ſich insbeſondere die traurigen Zuſtände und Verluſte der Stadt Jena bei der Schlacht von Jena ſchildern und fragte nach allen Einzelnheiten. Dies hatte kurz nachher die Folge, daß Jena eine Entſchädigung von 300,000 Francs aus dem kaiſerlichen Schatz zu Theil wurde; der Geheime-Hofrath Stark aber, der ſich um die franzöſiſchen Verwundeten ſehr verdient gemacht hatte, ſodann der erſte Bürgermeiſter, Kammerrath Vogel, und der franzöſiſche Geiſtliche Profeſſor Henri das Kreuz der Ehrenlegion erhielten.

Gegen Mittag, nach beendigter Jagd, ritten beide Kaiſer nach Weimar zurück und fuhren von da alſobald wieder nach Erfurt.

Hatte die Aufführung des franzöſiſchen Trauerſpiels la mort de César immerhin etwas ſeltſam Ominöſes gehabt; ſo mußte es auf diejenigen, die perſönlich dieſen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erſchütternden Eindruck machen, als ſie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß dieſe Aufführung wirklich

zum größten Trauerspiel der neuern Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und vom glühenden Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Localität aufs Genauste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter That getroffen und sich zum größten Theil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschwornen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden, genug das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen.

Am zweiten Tag nach der Rückkunft der beiden Kaiser nach Erfurt am 10. October 1808 wurde zwischen ihnen ein geheimer Tractat unterzeichnet, der die hochwichtigen Bestimmungen enthielt, daß Frankreich in die Einverleibung der Moldau und Wallachei an Rußland willige, Rußland dagegen alle Veränderungen und Einrichtungen, die Napoleon in Spanien getroffen, oder noch treffen werde, anzuerkennen und dem Kaiser Napoleon durchaus beizustehen sich verpflichte,

wenn es zwiſchen ihm und Oeſterreich zum Krieg kommen ſollte. Wie ſchlau und aufmerkſam auch der öſterreichiſche General, Baron Vincent, war — er hatte die Monarchen mit nach Weimar begleitet und unterhielt, beſonders mit Talleyrand, ſtets das traulichſte Vernehmen —, ſo war der Schleier über dieſem Geheimniß doch zu dicht, als daß er etwas davon entdecken konnte.

Ein am 12. October in Erfurt unterzeichnetes kaiſerliches Decret ſprach die Auflöſung der großen Armee aus. Nur zwei Armee-Corps ſollten in Deutſchland bleiben, eines unter dem Marſchall Davouſt als Rheinarmee und eines unter dem Prinzen von Ponte-Corvo, als Armee des Gouvernements der hanſeatiſchen Städte. Davouſt ſollte ſeinen Sitz in Erfurt, der Prinz Ponte-Corvo den ſeinigen in Hamburg haben. Der Vertrag, den Prinz Wilhelm von Preußen ſchon kurz vorher in Paris über den Abzug der franzöſiſchen Truppen aus den preußiſchen Staaten abgeſchloſſen hatte, wurde jetzt in Erfurt ratificirt und an der auferlegten Contribution wurden 30 Millionen erlaſſen.

Bignon in ſeiner Geſchichte Frankreichs unter Napoleon ſpricht von einem Aufſatze Napoleons, den er zur Ueberſicht aller ihm damals disponiblen deutſchen Länderſtriche und Domainen in Erfurt eigen-

händig niedergeschrieben habe, und worin die Ueberlassung von Baireuth und Regensburg an Baiern, von Fulda an Westphalen, von Hanau an den Fürsten Primas, sowie von einigen Enclaven an Würtemberg und Darmstadt schon damals bestimmt gewesen, aber noch nichts über die Souverainetät von Erfurt, wohl aber, daß die dazu gehörigen Pertinenzien, je nachdem sie von weimarischem, gothaischem oder westphälischem Gebiet umschlossen, an diese Staaten fallen sollten.

Mit dem General-Intendanten Daru arbeitete Napoleon aufs Eifrigste eine genaue Uebersicht aller der Forderungen aus, die ihm noch an Preußen, Sachsen und Westphalen verblieben, sowie der Summen, die der Verkauf, oder die Cession der Domainen in den verschiedenen eroberten deutschen Ländern einbringen sollten.

Die unausgesetzte Beschäftigung mit so großen und vielseitigen Gegenständen, die er durchaus alle noch vor seiner Abreise von Erfurt abmachen wollte, drängte die sämmtlichen Reclamationen und Anträge der verschiedenen deutschen Fürsten in den Hintergrund. Zwar kam die Frage, ob der Herzog von Weimar nicht noch persönlich die Verwendung des Kaisers Alexander wegen Blankenhain ansprechen sollte, wiederholt in Anregung, der Herzog hielt es jedoch für würdiger und discreter, es zu unterlassen, auch um nicht den Schein

zu erregen, als habe den weimarischen Festen gewinnsüchtige Absicht zu Grunde gelegen. Die einzige Gunst, die sich für Weimar, und zwar durch den Prinzen von Neufchatel, erringen ließ, war die, daß der schon anbefohlene Abmarsch des weimarischen Bundes-Contingentes nach dem Lager zu Boulogne auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

Die 300,000 Fr., welche der Kaiser der Stadt Jena schenkte, und die kleine Domaine Mohrenthal im Blankenhainischen, die er der Universität Jena überließ, sind kaum hierher zu rechnen. Uebrigens blieb die Tagesordnung zu Erfurt vom 9. bis zum 14. October ganz dieselbe, wie vorher.

Am 10. October trafen noch der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin Stephanie von Baden ein.

Es gelang mir noch, durch den Minister Maret die Erfüllung eines lebhaften Wunsches der Herzogin von Weimar durchzusetzen, dem nicht geringe Schwierigkeiten entgegen zu stehen schienen.

Miß Emily Gore, die seit langen Jahren mit ihrem Vater und ihrer Schwester in Weimar lebte und wegen ihrer geistigen Vorzüge und ihres edlen Charakters von der Herzogin ungemein geschätzt wurde, hegte nach dem Tode von Vater und Schwester das lebhafte Verlangen, sich zu ihrer noch übrig gebliebenen Schwester Lady Cowper nach Florenz zu wenden. Bei den

strengen Decreten Napoleons gegen alle in Deutschland lebenden Engländer war es bisher unmöglich gewesen, ihr einen französischen Paß dahin zu verschaffen. Doch aus besonderer Rücksicht auf die Herzogin bewilligte der Kaiser die ersehnten Pässe. Noch lange nachher, als ich im Jahre 1829 nach Florenz kam, sprach Miß Gore mir ihr dankbares Andenken an Weimar lebhaft aus.

Goethe und Wieland wurden jeder noch einmal zu Napoleon gerufen, während er frühstückte. Auch jetzt wieder behandelte er sie mit Wohlwollen und Auszeichnung; die Unterhaltung beschränkte sich jedoch auf Persönlichkeiten und Lebensverhältnisse beider Männer, ohne das große Interesse darzubieten, welches die früheren Unterredungen hatten.

Der Fürst Primas gab ihnen und dem Prinzen von Benevent ein großes Diner, dem ich beizuwohnen die Ehre hatte und bei welchem insbesondere der Prinz von Benevent sich bemühte, Wieland zu lebhaften Gesprächen zu veranlassen, der jedoch dabei seiner eigenthümlichen kaustischen Weise durchaus treu blieb.

Am 13. October schloß sich mit dem Trauerspiel Bajazet die französische Bühne in Erfurt.

Unmittelbar nachher ließ mich der Minister, Staats-Secretär Maret zu sich rufen und händigte mir für

Goethe und Wieland die ihnen vom Kaiser verliehenen Insignien der Ehrenlegion aus, welche Maret mit zwei überaus schmeichelhaften Schreiben begleitete.

Am Vormittag des letzten Tages gab der Kaiser dem russischen Ambassadeur, Grafen Tolstoi, und dem österreichischen Gesandten, Baron Vincent, feierliche Abschieds-Audienzen, worauf der Kaiser Alexander, von Napoleon auf dem Wege nach Weimar zu Pferde bis zu der Stelle, wo er ihn empfangen hatte, begleitet, unter dem Donner der Kanonen Erfurt verließ und Napoleon unverzüglich die Rückreise nach Paris antrat. Der Kaiser Alexander verweilte noch den 15. October in Weimar. Der Erbgroßherzog von Baden und seine Gemahlin, die Prinzessin Stephanie, der Erbgroßherzog von Hessen-Darmstadt und viele andere Fürsten waren ihm dahin gefolgt. Auf seinen Wunsch führten Talma und seine Gattin im Schlosse noch einige Scenen aus Othello und Macbeth, nach der Bearbeitung von Ducis, auf, die mit dem lebhaftesten Beifall und mit kaiserlicher Freigebigkeit belohnt wurden. Die Aufführung des Don Carlos, im weimarischen Hoftheater und hierauf ein glänzender Hofball, den Kaiser Alexander mit der liebenswürdigen Erbgroßherzogin von Baden eröffnete, schlossen die dreiwöchentliche Reihe dieser merkwürdigen Tage.

Fünfter Abschnitt.

1809 bis October 1813.

Die Anwesenheit des Marschalls Davoust als Gouverneur zu Erfürt während des ganzen Winters 1808—1809 war für Weimar höchst lästig. Sein Spionirungs-System erstreckte sich auf alle, selbst die kleinsten Vorfälle im Weimarischen. Briefe, die über Erfurt gelaufen waren, trugen sehr oft die Spuren verletzten Postgeheimnisses, besonders solche Briefe, die an den Herzog gerichtet waren. Der Marschall und seine Agenten wußten auf alle Weise auszuspüren, wenn Nachrichten oder Druckschriften nach Weimar gelangten, die dem französischen Interesse nicht zusagten, namentlich wenn sie die Kriegs-Ereignisse in Spanien und die Lage der dortigen Angelegenheiten betrafen. Einst wurden dem Herzog über Frankfurt von unbe-

kannter Hand mehre gegen Frankreich gerichtete Aufrufe und Manifeste zugeschickt. Darüber machte nun Davoust gewaltigen Lärm. Gegen die Autoritäten des Landes benahm er sich im hohen Grade barsch und insolent, ja er drohte zuletzt dem Canzler der eisenachischen Regierung, von Dammnitz, mit persönlicher Verhaftung, weil er seinen Anträgen auf Auslieferung eines ihm verdächtig gewordenen Individuums sich nicht fügen wollte. Es war gerade im Moment vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich zu Anfang des Aprils 1809. Der Herzog fühlte sich so erzürnt und beleidigt, daß er mich sofort mit einem energischen Beschwerdeschreiben an den Marschall Davoust abordnete. Dieser hatte aber plötzlich sein Hauptquartier nach Bamberg verlegt, wohin ich ihm nacheilte, ohne ihn weder dort noch in Nürnberg zu treffen. Er sollte nach Regensburg abgegangen sein, allein schon in Neumark erfuhr ich, daß er sich nach Ingolstadt gewendet habe. Das Fortkommen auf den bodenlosen Wegen dahin war äußerst schwierig. Einzelne Truppen-Abtheilungen, Munitions- und Bagage-Wagen, Couriere, Kriegs- und Proviant-Commissäre im bunten Gewirre überströmten die Straßen. Zum Glück gelang es mir, einen französischen Offizier, welcher der Armee nacheilte, in meinem Wagen aufzunehmen, der mir die Ueberkunft nach Ingolstadt erleichterte. Ich traf bei dunkler Nacht ein, und

es ist schwer, ein treues Bild der Aufregung und Verwirrung zu geben, die dort herrschte. Der österreichische Feldherr Fürst Schwarzenberg war so eben in München eingezogen und hatte den größten Theil von Baiern besetzt. Der Gasthof, in welchem ich — nicht ein Unterkommen, sondern nur momentane Aufnahme in der Wirthsstube — fand, war von Flüchtlingen aus München und der Gegend umher überfüllt, die von Augenblick zu Augenblick sich noch mehrten. Man sprach ungescheut, selbst in Gegenwart französischer Offiziere von den großen Vortheilen, welche die Oesterreicher durch ihren schnellen Einfall in Baiern bereits errungen hätten, und wie die Franzosen ganz unfehlbar zu schleunigem Rückzuge genöthigt seien. Davoust habe sich links gewendet, und es werde mir unmöglich sein, zu ihm zu gelangen, da stündlich ein Zusammenstoß mit den Oesterreichern zu erwarten sei. Der französische Commandant, den ich aufsuchte, bestätigte mir dieses und fügte hinzu, daß hochwahrscheinlich am nächsten Morgen die Brücke über die Donau, auf der ich nach Ingolstadt gekommen, gesperrt werden würde. Unter solchen Umständen mußte es mir einleuchten, daß der Moment durchaus ungeeignet sei, meine Beschwerden bei dem Marschall Davoust anzubringen, und daß mir nichts übrig bleibe, als noch in dieser Nacht über die Brücke zurückzureisen. Dies geschah denn

auch um 1 Uhr des Morgens, und am späten Abend erreichte ich Ansbach. Ich fand hier den französischen General Royer, der die Division commandirte, zu der unser weimarisches Bundescontingent gehörte. Meine Besprechungen mit ihm bestätigten, daß über die Kriegsvorfälle in Baiern große Besorgniß herrsche. Auf meiner weitern Rückreise begegnete ich zu Würzburg vielen Schiffen, die mit Blessirten und Effecten, die man in Sicherheit bringen wollte, den Main hinab schwammen. Eine Menge Kennzeichen deuteten an, daß die Franzosen sich in einem sehr kritischen Moment befänden, der große Vorsichtsmaßregeln fordere, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Aber noch ehe ich selbst Weimar wieder erreichte, war schon mit Blitzesschnelle die Kunde von dem Siege der Franzosen bei Abensberg eingetroffen, der Alles umgestaltete. Rasch folgten sich nun die Schlachten von Eckmühl und Regensburg und wenige Wochen darauf die Einnahme von Wien. Neue Hoffnungen erweckte die für die österreichischen Waffen so glorreiche Schlacht bei Aspern, Hoffnungen, welche leider durch die Tage bei Wagram und Znaym grausam vernichtet wurden. In der Schlacht von Wagram focht der damals erst 17jährige Prinz Bernhard von Weimar an der Spitze eines sächsischen Gardebataillons so tapfer, daß Napoleon ihn eigenhändig mit dem Orden der Ehrenlegion schmückte und am Tage nach der

Schlacht ihn mit Berthier zu seiner Tafel einlud. Noch bewahrt man im Schlosse zu Weimar den von Kugeln durchlöcherten Hut auf, welchen er in dieser blutigen Schlacht trug.

Der kurze Feldzug, den der König Jerome von Westphalen um diese Zeit nach Sachsen gegen das österreichische Armeecorps, welches über Dresden vorgedrungen war, unternahm, führte den König selbst und sein Armeecorps nach Weimar. Alle Gesandten in Cassel folgten seinem Hauptquartier, und zwar zu Pferde. Auf solche Weise genoß ich unvermuthet die Freude, meinen verehrten Freund, den Grafen Reinhard, damaligen französischen Gesandten in Cassel, wieder zu sehen. Auch wurde mir die interessante Bekanntschaft des Grafen von Fürstenstein, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs Westphalen. Fürstenstein war ein schöner und stattlicher Mann, kaum noch von mittlern Jahren, der den feinsten Anstand mit ungemeiner Freundlichkeit und Behaglichkeit im Umgang verband. Unsern Goethe kennen zu lernen, dem Reinhard ihn zuführte, war ihm von großem Werth. Die Nachricht von dem kurz nach der Schlacht von Wagram geschlossenen Waffenstillstand beendigte rasch diesen ziemlich unblutigen westphälischen Kriegszug, der für den Herzog von Weimar nur den Schmerz zurückließ, einen Prinzen von Hessen-Philippsthal an

der Spitze der westphälischen Garde-Lanciers haben sehen zu müssen.

In der Mitte Octobers wurde ich durch eine Staffette gewaltig überrascht, die mir der General Rapp aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Schönbrunn sandte. Er meldete mir, daß er so glücklich gewesen, den Kaiser von einem Mordanschlag zu retten, den ein junger Mann aus Naumburg, Namens Staps, während einer Parade auszuführen im Begriff gewesen. Der Kaiser habe gewünscht ihn begnadigen zu können; da aber der Fanatismus des Staps so weit gegangen, zu versichern, daß er bei jeder Gelegenheit sein Vorhaben wieder auszuführen streben werde, so sei nichts übrig geblieben, als ihn erschießen zu lassen. Nun aber möchte ich doch möglichst genaue Nachricht über die Familie des Staps und über seinen frühern Lebenswandel einziehen, damit beurtheilt werden könne, ob sich etwa auf weitere verbrecherische Verzweigungen schließen lasse. Diese Erkundigungen ergaben jedoch durchaus nichts Verdächtiges, und es war mir sehr lieb, durch meine Mittheilungen an General Rapp zu erwirken, daß gegen die Familie des Unglücklichen nicht im Geringsten weiter eingeschritten wurde. Merkwürdig aber bleibt es, daß Napoleon gegen Rapp den Verdacht geäußert hat, daß Staps wohl von Weimar

oder Berlin zu seinem Unternehmen veranlaßt sein möchte, ein Verdacht, den Rapp lebhaft bekämpfte.

Gleich zu Anfang des nächsten Jahres 1810 trat ein ebenso wichtiges, als überraschendes Ereigniß ein, die Vermählung des Kaisers Napoleon mit einer Erzherzogin von Oesterreich. Der Baron Senft von Pilsach, bisher sächsischer Gesandter in Paris, jetzt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Dresden berufen, theilte uns auf seiner Durchreise durch Weimar die näheren Umstände hinsichtlich dieser, politisch so wichtig scheinenden Verbindung mit, und zugleich die neuesten Veränderungen, die Napoleon in dem öffentlichen Zustande Deutschlands getroffen hatte, namentlich die Errichtung des Großherzogthums Frankfurt.

Man hätte glauben sollen, daß durch jene enge Verbindung Frankreichs mit Oesterreich der Continental-Frieden auf lange gesichert sei; aber schon sehr bald zeigten sich Spuren wachsenden Mißverständnisses mit Rußland. Die auffallenden Vorschritte Napoleons gegen Oldenburg und die Besetzung der Hansestädte mußten nothwendig in Petersburg große Verstimmung hervorbringen. Deutschland empfand immer mehr und mehr den drückenden Uebermuth der französischen Behörden. Jede Veröffentlichung freimüthiger Meinungen wurde aufs Schärfste überwacht und wo es nur ir-

gend geschehen konnte, unterdrückt. Insbesondere richtete sich die argwöhnische Aufmerksamkeit der französischen Agenten und Spione auch auf die deutschen Theater. Die Aufführung eines Stücks, das diesen Auflaurern nur im Geringsten anstößig schien, ja oft schon die kleinsten Anspielungen der Bühne auf politische Zustände, führten die widerwärtigsten Nachforschungen herbei. Unter solchen Umständen wollte Goethe als Chef des Weimarischen Hoftheaters nicht länger die alleinige Verantwortlichkeit für die Aufführungen übernehmen. Er bat den Herzog, mich ihm in der Art zur Seite zu stellen, daß jedes aufzuführende Stück von uns gemeinschaftlich geprüft und jede in politischer Hinsicht bedenkliche Stelle unterdrückt werde. Und so habe ich denn ein paar Jahre lang diese höchst unangenehme Function geübt. Bei der Nähe der französischen Behörden zu Erfurt, die oftmals unser Theater besuchten, war möglichste Vorsicht doppelt nöthig; es gelang uns jedoch, jeden Anstoß zu vermeiden. Nicht immer so glücklich waren wir in polizeilicher und cameralistischer Hinsicht. Mit dem französischen Intendanten de Vismes wurden wir häufig in die unangenehmsten Streitigkeiten verwickelt. Alte längst schlummernde Prätensionen wurden von ihm wieder hervorgesucht, die erfurtischen und blankenhainischen Archive durchwühlt, um diese oder jene weimarische Hoheits-, Jurisdictions-

oder Jagd-Gerechtsame anzufechten. Wir waren mit der erfurtischen Administration im immerwährenden Kriegszustand. Durch öftere Reisen nach Erfurt und mündliche Besprechung gelang es mir jedoch in den meisten Fällen, unsern Besitzstand aufrecht zu erhalten und namentlich einst bei einer Conferenz mit den französischen Behörden zu Saalborn eine weit aussehende Irrung gänzlich zu beseitigen.

Zu Anfang des Jahres 1812 wurde uns plötzlich von Paris angekündigt, daß der Kaiser beschlossen habe, bei den herzoglich sächsischen Höfen einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu accreditiren, der in Weimar seinen Sitz habe. Es war unverkennbar, daß Napoleon dabei zunächst die weimarischen Verhältnisse zu dem Petersburger Hof im Auge hatte und bei der immer größern Wahrscheinlichkeit eines Bruchs mit Rußland einen passenden Mittelpunkt der Beobachtung gründen wollte. Glücklicher Weise fiel die Wahl des Kaisers zu diesem Posten auf den Baron von Saint Aignan, einen Schwager des Oberstallmeisters Caulincort, Herzogs von Vicenza. Da der Letztere während seiner Ambassade in Petersburg sich die Gunst und das Vertrauen des Kaisers Alexander erworben hatte, so mochte man wohl den Baron Saint Aignan am geeignetsten halten, um dieser Mission eine günstige und zutrauliche Auf-

nahme bei dem Weimarischen Hofe zu sichern. Saint Aignan traf zu Anfang Februar in Weimar ein und hielt am 10. Februar 1812 Abends sechs Uhr seine feierliche Auffahrt bei Hofe, auf welche große Cour und Souper folgten. Sein Wagen wurde von einem Fackelzuge begleitet; ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen der Herzog eine so ungewöhnliche Stunde zur Audienz bestimmt und ein so eigenthümliches Ceremoniell angeordnet hatte; aber wohl erinnere ich mich, daß, von den Fenstern des Schlosses aus gesehen, der langsam herankommende Fackelzug einen wahrhaft tragischen und ominösen Eindruck machte.

Mitten in der Ungunst der Zeiten, mitten unter den äußerst kritischen Verhältnissen, in denen Weimar zu Napoleon stand, ist es wohl für einen ausgezeichneten Glücksfall zu achten, daß der Kaiser gerade einen solchen Ehrenmann, wie den Baron von Saint Aignan uns zusandte. Denn dies war er im hohen Grade. Jeder andere französische Diplomat, der minder zartfühlend, minder wohlwollend und discret gewesen wäre, hätte uns gar leicht Verderben bereiten können, während Saint Aignan — wie die Folge dieser Blätter zeigen wird — sich unsägliche Verdienste um Weimar erwarb und Alles aufbot, um den Argwohn und das Mißtrauen des Kaisers zu beschwichti-

gen. Wo er manches Unangenehme nicht abzuwenden vermochte, wußte er doch stets durch die Freundlichkeit seiner Mittheilungen es zu mildern. Seine einnehmende Persönlichkeit verband die feinste Sitte mit dem edelsten Anstand. Stets gemessen und achtungsvoll im amtlichen Verkehr, war er im geselligen Kreise durch vielseitige Bildung und anspruchslose Theilnahme wahrhaft liebenswürdig. Während des Krieges mit Rußland, dessen anfängliche Erfolge das Herz der Erbprinzessin-Großfürstin so tief verwunden mußten, wußte sein richtiger Takt Alles sorgsam zu vermeiden, was einer russischen Prinzessin die Anwesenheit eines französischen Gesandten peinlich machen konnte; daher er denn auch unter allem Wechsel der Ereignisse stets im Besitz ausgezeichneter Achtung des herzoglichen Hofes blieb, der ihn unausgesetzt aufs Zutraulichste behandelte. Herr Talleyrand hatte mir ihn und mich ihm gleich bei seiner Hieherkunft angelegentlich empfohlen, und es entspann sich gar bald ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zwischen uns. Ich führte ihn bei Goethe ein, der die aufrichtigste Zuneigung für ihn faßte. Da Herr von Saint Aignan ein großer Kunstliebhaber war, so bat ihn Goethe, alle Sonntage Vormittags mit mir zu sich, wo er dann Kupferstiche und Handzeichnungen aus seiner reichen Sammlung vorlegte und aufs Interessanteste erläuterte. Wie überaus angenehm und lehrreich

dieſe gemüthlichen Morgenſtunden für uns wurden, läßt ſich leicht denken.

In dieſer Zeit cantonirte der nachherige Marſchall, General Sebaſtiani mit ſeiner Diviſion Cavallerie im erfurtiſchen Gebiete und beſuchte oftmals Weimar, wo er ſogar nachmals ſein Hauptquartier hatte. Unter ſeinen Befehlen ſtand auch der brave und liebenswürdige General Berkheim, der einer weimariſchen Familie verwandt war. Ich lernte Sebaſtiani bei Saint Aignan kennen, und man konnte wohl aus ſeinem Benehmen ſchließen, daß er einem nahen Ausbruch des Krieges mit Rußland voll Siegeshoffnung entgegen ſah. Wie bitter wurde ihm dieſe Hoffnung getäuſcht.

Bald nachdem Napoleon den Rückzug aus Moskau angetreten hatte, verbreiteten ſich dunkle Gerüchte von den großen Verluſten und dem üblen Zuſtand ſeiner Armee. Doch war man weit entfernt, dieſe in dem Grade zerrüttet zu halten, wie es ſich nachher zeigte.

Mehrmalen traf ich bei Saint Aignan mit nach Frankreich eilenden Offizieren zuſammen, deren zerſtörtes Ausſehen und Niedergeſchlagenheit wohl errathen ließen, daß ſie den Stand ihrer Kriegs-Angelegenheiten für äußerſt ſchlimm hielten. Aber nichts kann der Ueberraſchung gleichen, als am 15. December von

der Post gemeldet wurde, daß der Kaiser Napoleon mit dem Oberstallmeister Caulincourt so eben in einem Schlitten angekommen sei und eiligst weiter wolle. Man konnte diese Meldung kaum für richtig halten, so unglaublich schien sie. Der Herzog sandte sogleich den General und Oberstallmeister von Seebach auf die Post; aber im Moment, als dieser ankam, fuhr auch der Kaiser, dicht in Pelz verhüllt, schon wieder weg. Zwei sächsische Küraſſiere standen hinten auf dem Schlitten, der Mameluck Rustan saß vorn. Selbst der Gesandte Saint Aignan konnte den Kaiser erst in Erfurt erreichen und lieh ihm dort seinen Wagen zur weitern Reise.

Nun war also der Schleier plötzlich gefallen, der bisher noch die ungeheure Katastrophe verdeckte, welche seit Anfangs November über die große Armee und ihren bisher sieggekrönten Kaiser hereingebrochen war. Das 29. Bülletin verkündete sie klar genug dem erstaunten Europa.

Als am 2. April 1813 die Division holländischer und deutscher Truppen des Generals Durutte sich über Jena zurückzog und einen Rasttag daselbst halten wollte, war ihr muthloser Zustand und ihre panische Furcht vor den Kosaken so groß, daß sie, einige dieser Gefürchteten auf der Spitze des nahen Hausbergs zu erblicken glaubend, unverweilt und in ziemlicher Unord-

nung ihren Rückzug fortsetzten. Es verbreitete sich das Gerücht, daß einige muthwillige Studenten sich verkleidet und diesen Alarm veranlaßt hätten. Auch später habe ich indessen nicht in Erfahrung gebracht, wer die Urheber eigentlich waren. Das weimarische Bundescontingent hatte zuletzt bei Wilna gestanden und war bei der Auflösung der großen Armee nach Danzig beordert worden, also bei Wiedereröffnung des Feldzugs für den activen Dienst des Kaisers so gut wie verloren. Er befahl daher, daß Weimar schleunigst ein neues Contingent aufstellen solle. Es wurde mit größter Anstrengung zusammengebracht und mußte sich nahe bei Eisenach zu Ruhla zusammenziehen, um dort die Ankunft des französischen Heeres zu erwarten. Aber schon am 13. April wurde es von einer preußischen Streifpartie Husaren und Jäger überfallen und gefangen genommen. Während dessen war der General Blücher bis Altenburg vorgerückt, und schon schwärmten kleine Abtheilungen seiner leichten Reiterei bis an den thüringer Wald heran. Der französische Gesandte Saint Aignan zog sich daher von Weimar nach Gotha zurück, der Herzog autorisirte mich jedoch mit ihm noch länger in Briefwechsel zu bleiben. Es schien, daß in den nächsten Tagen ein großer Theil des Blücherschen Armee-Corps bei Jena und im Saal-Grunde eintreffen würde, während die vom Rhein und

Main heranrückenden neu gesammelten französischen Streitkräfte sich bei Erfurt und Weimar vereinigen möchten, wo alsdann der jenaische Landestheil von Weimar ganz abgeschnitten sein würde. Der Herzog sandte mich daher am 8. April 1813 mit unumschränkter Vollmacht nach Jena, um die Einquartierung und Verpflegung der zu erwartenden Truppen zu leiten. Ich traf zu Jena bereits eine Escadron Blücherscher Husaren, von dem Major von Blücher commandirt, die gleich darauf nebst einer Anzahl freiwilliger Jäger zu Pferd nach Weimar vorrückten. Bald erfuhr ich, daß eine Streifpartie Kosaken über Rudolstadt und Arnstadt sich bis Gotha gewagt, und dort in der Nacht Baron Saint Aignan überfallen habe. Er rettete sich, kaum halb angekleidet, durch den Garten seiner Wohnung nach Eisenach, während die Kosaken sich seines Secretärs und seiner Papiere und Effecten bemächtigten. Wider Vermuthen trafen größere Abtheilungen des Blücherschen Corps weder in Jena, noch bei Weimar ein. Am 18. April früh Morgens erhielt ich plötzlich Nachricht, daß Tags vorher die Avantgarde des Marschalls Ney unter dem General Souham sich bei Erfurt gezeigt habe. Der Major Blücher hielt sich gleichwohl noch sicher genug in Weimar und schickte sich eben an, mit mehrern seiner Offiziere am Hofe zu speisen, als ihm gemeldet wurde, daß fran-

zösische Truppen in vollem Anmarsche gegen Weimar seien. In größter Eile warf er sich nun ihnen mit seinem ganzen Detachement entgegen. Es kam nahe bei der Stadt und selbst auch in den Straßen von Weimar zu einem heftigen Gefecht; allein da die französische Avantgarde neben einem Regiment badischer Dragoner auch mit Infanterie und Kanonen heranstürmte, so sah sich Blücher bald genöthigt, nach Jena zu retiriren, wo er mit vielen Blessirten bei Anbruch der Nacht ankam und jenseits der Saalbrücke bivouakirte. Seine Leute wurden auf meine Veranstaltung von Jena aus schnell möglichst verpflegt und verließen uns am andern Morgen in der Richtung nach Altenburg. Von Weimar aus erhielt ich Nachricht, daß General Souham noch am Abend vorher eingezogen sei, doch übrigens mit den weimarischen Behörden im freundlichsten Verständniß stehe. Als ich aber des Nachmittags eben damit beschäftigt war, die Rechnungen für die nächtliche Verpflegung der Blücherschen Husaren festzustellem und mit der Jenaischen Polizei-Commission, die aus dem Hofrath und Professor Schweitzer, nachherigen Staatsminister, und dem Landrath von Lynker bestand, weitere Maßregeln zu berathen, wurde ich plötzlich hinausgerufen, weil ein aus Weimar angekommener Mann mich ohne Zeugen sprechen wolle. Es war mein treuer Bediente Gernhard, der sich auf

Nebenwegen hieher geschlichen hatte und mir eröffnete, daß er Weimar vor wenig Stunden in großer Aufregung verlassen habe und daß es sehr schlimm stehen müsse, weil zwei Mitglieder der Landes-Polizei-Direction, der Geheime-Regierungsrath von Voigt und der Kammerherr von Spiegel, auf Befehl des Generals Souham arretirt seien, der auch mich in meiner Wohnung habe aufsuchen, diese mit Wache besetzen und meine Papiere versiegeln lassen. Ja man schwebe selbst wegen der persönlichen Sicherheit des Herzogs in großer Besorgniß. Gewiß würden die Franzosen mich sehr bald in Jena gefangen nehmen, und es sei mir daher gar sehr zu rathen, unverzüglich zu entfliehen.

War ich von dieser überraschenden Nachricht wie von einem Blitzstrahl betroffen, so mußte mir doch sogleich beifallen, daß der unglückliche Vorfall in Weimar kaum einen andern Grund haben könne, als daß ein Brief des Herrn von Spiegel oder des Herrn von Voigt an mich aufgefangen worden und, da er vielleicht in der von uns für Nothfälle verabredeten Chiffre geschrieben gewesen, dadurch Verdacht erregt habe. Ich konnte jeden Augenblick das Eintreffen französischer Truppen in Jena, um von ihnen arretirt zu werden, erwarten, und es war höchst wahrscheinlich, daß ich alsdann mit meinen beiden weimarischen Freunden vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde, dessen rasches

Verfahren in ähnlichen Fällen bekannt genug war. Das Sicherste schien also, nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals Blücher zu eilen und von dort aus meine Vertheidigung zu führen. Allein in Betracht, daß meine Entfernung als das Anerkenntniß einer Verschuldung ausgelegt werden und die Lage der Dinge in Weimar gar sehr verschlimmern würde, entschied ich mich sogleich, in Jena zu bleiben und die Ereignisse abzuwarten. Der nächste Morgen verging, kein Franzose ließ sich in Jena sehen und doch kam auch von Weimar nicht die geringste Nachricht. Des Nachmittags aber erschien mein treuer Bediente abermals und verkündete zwar, daß die Herren von Voigt und von Spiegel bereits am Abend vorher nach der Festung Erfurt transportirt worden seien, sagte mir aber zugleich, daß einige meiner Freunde ihn auf dem Bureau der Polizei-Direction aufgefordert hätten, zu mir zu eilen, damit ich mich möglichst schnell in Weimar einfinden möge, was auch der Herzog sehr wünsche. Dazu war ich augenblicklich entschlossen; allein groß war die Schwierigkeit, wie durchzukommen wäre, da ebensogut preußische, als französische Vorposten auf dem Wege nach Weimar aufgestellt sein konnten und keiner derselben ohne Legitimation mich durchlassen würde. Waren es preußische, so konnte ich mich allenfalls durch mein weimarisches, vom Herzog selbst unterzeichnetes,

Commissorium ausweisen; wie aber, wenn es französische wären?

Da fiel mir bei, den französischen katholischen Pfarrer Henri zu Jena, dem Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hatte und der ein gewandter Sprecher und mir in mancher Hinsicht verpflichtet war, zu meiner Assistenz mitzunehmen, und so fuhren wir unverzüglich auf gut Glück ab. Mein weimarisches Commissorium wurde für den Fall, daß ich auf französische Vorposten stieße, in eine verborgene Stelle des Wagens versteckt. Es war schon dunkel, als wir auf der Höhe bei der Kötschauer Schenke, anderthalb Stunden von Jena, von einem dort postirten Husaren angehalten wurden. Sein blauer Dolman konnte ebensogut für preußische, als für französische Bezeichnung gelten. Er rief: »qui vive!« aber wie erschrak ich, als er auf meine französische Antwort sich sofort als Preuße zu erkennen gab und sich lachend freute, mich angeführt zu sehen und nun arretiren zu können. Doch ich äußerte augenblicklich meine große Freude, statt eines Franzosen einen guten Preußen zu finden, indem ich nur aus Furcht, daß er ein Franzose sei, ihm in derselben Sprache, mit der er mich angeredet, geantwortet habe. Zugleich holte ich eine Flasche Wein aus meinem Wagen heraus und bat ihn, mit mir ein Glas auf des Generals Blücher Gesundheit zu leeren, wobei ich noch

mancherlei zu Beſtätigung meiner preußiſchen Geſinnung hinzufügte. So ließ mich denn der gutmüthige Huſar paſſiren. Schärfer aber war das Examen, als wir eine Stunde weiter bei Süßenborn, auf einen ſtarken franzöſiſchen Wachtpoſten ſtießen. Ich verlangte ſogleich, zu dem mir wohlbekannten*) General Souham gebracht zu werden und unter Beihülfe des Pfarrers Henri gelang es mir auch, hier ohne weitere Legitimation durchzukommen. In dunkler Nacht zu Weimar angelangt, traf ich den General Souham im Witthums-Palais einquartiert und ſchon zum Schlafe auf einer Matratze zu ebener Erde ausgeſtreckt. Souham war ein großer baumſtarker Mann, barſchen Weſens und gewaltig ſtotternd. Nachdem ich ihn an mein früheres Zuſammenſein mit ihm in Bamberg erinnert und die vielfachen Beziehungen, die ich in neuerer Zeit zu Frankreich gehabt, kürzlich angedeutet hatte, ſagte ich ihm, wie ich blos zu Aufklärung des bei Arretirung meiner Freunde ohne Zweifel obwaltenden Mißverſtändniſſes von Jena herübergekommen ſei und mich in Folge reinſten Bewußtſeins freiwillig vor ihm ſtelle. Das Letztere verfehlte nicht, günſtigen Eindruck auf ihn zu machen. Er eröffnete mir ziemlich freundlich, daß ſeine

*) Ich hatte nämlich im November 1800 zu Bamberg im Namen der damaligen Reichsritterſchaft mit Souham verhandelt.

Vorposten gestern Vormittag einen weimarischen Husaren angehalten und bei ihm einen Brief an mich gefunden hätten, in welchem auf verhüllte Weise mir Nachricht von der Stärke seiner Truppen und des Marschall Ney'schen Corps hätten gegeben werden sollen. Da nun ohnehin in einem Moment, wo man dem Feind so nahe gegenüber stehe, jede Correspondenz über die Vorposten hinaus streng verpönt sei und aus dem Briefe sich auf Verbindungen schließen lasse, die der Sicherheit der französischen Avant-Garde Gefahr drohten, so sei es dringende Pflicht gewesen, die beiden Verfasser des Briefes arretiren und auf die Festung nach Erfurt in Sicherheit bringen zu lassen. Es sei nun lediglich Sache des Marschalls Ney, das Weitere zu verfügen.

Ich setzte ihm auseinander, auf wie unschuldige Weise Alles zugegangen, wie die Chiffre, in der der Brief geschrieben, blos deshalb zwischen mir und meinen Freunden verabredet worden, um, wenn durch die Preußen alle Communication zwischen Jena und Weimar gehemmt werden würde, die in administrativer Hinsicht nöthigen wechselseitigen Mittheilungen zu erleichtern, und daß ja schon mein freiwilliges Erscheinen bei ihm der sprechendste Beweis sei, wie wenig die Sache auf sich habe.

Souham erwiederte, daß er mir nur rathen könne,

gleich morgen zu dem Marſchall Ney nach Erfurt zu reiſen und bei dieſem meine Vorſtellungen geltend zu machen. Dies geſchah denn auch, nachdem ich nur noch vorher die Familien von Voigt und von Spiegel, welche in verzweiflungsvoller Beſorgniß ſchwebten, ſo wie meine eigene Familie möglichſt zu beruhigen geſucht hatte.

Der Marſchall Ney empfing mich in der Stadthalterei zu Erfurt (in demſelben Zimmer, in welchem ich wenige Tage ſpäter eine ſo merkwürdige Audienz bei Napoleon haben ſollte). Er war ein überaus kräftiger, ziemlich ſtarker Mann von mittlerer Größe und dunkelbraunem Haarwuchs. Seine Worte waren kurz und bündig, doch nicht eben unfreundlich. Sein ganzes Weſen verrieth unerſchütterliche Feſtigkeit; er erſchien mir ganz wie aus Bronce gegoſſen; allenthalben aus ſeinem Benehmen leuchtete eine gewiſſe trotzige Sicherheit und der zuverſichtlichſte Glaube an Napoleon und ſein Siegesglück hervor.

Meine Vorſtellungen hörte er ruhig an, verſicherte aber, daß die Sache zu wichtig ſei, als daß er darin etwas thun könne; der Vorfall ſei bereits an den Kaiſer berichtet; einzig von dieſem hänge alles Weitere ab. »Je ne suis,« ſagte er, »qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande et le coup part.«

Auf meine Bitte, die gefangenen Weimaraner besuchen und in Gegenwart eines französischen Offiziers sprechen zu dürfen, erwiederte er, daß mir nicht verwehrt sei, auf die Festung zu gehen und zu versuchen, ob der Commandant mir erlauben werde, die Gefangenen zu sehen. Ich eilte sofort dahin; allein der Eintritt in das Gefängniß wurde mir nicht gestattet, jedoch durfte ich mit dem Bedienten des Herrn von Spiegel sprechen. Dieser sagte mir, daß beide Gefangenen leidlich behandelt würden und ihre ganze Hoffnung auf mich setzten, um ihre Unschuld an den Tag zu bringen. Ich ließ ihnen wissen, daß der Marschall Ney mich lediglich an den Kaiser verwiesen habe und daß ich diesem entgegen zu reisen im Begrif sei.

Da ich die Wiederanwesenheit des Gesandten, Baron von Saint Aignan in Gotha erfuhr, so machte ich mich auch gleich dahin auf den Weg, um je nach dessen Aeußerung von Gotha aus die Genehmigung meines Fürsten zur Weiterreise zu erbitten. Herr von Saint Aignan billigte vollkommen meinen Vorsatz, doch möchte ich abwarten, bis ihm sichere Nachricht über die Ankunft des Kaisers bei der Armee zukommen würde. — Zwei Tage darauf theilte er mir mit, daß der Kaiser ohne Zweifel Tags darauf in Fulda, eintreffe und zugleich erhielt ich von Weimar die Autorisation zur Fortsetzung meiner Reise; der Her-

zog besorgte jedoch, daß der Kaiser wegen meiner Verwicklung in der Voigt-Spiegelschen Sache mich vielleicht gar nicht vor sich lassen möchte und sandte mir daher den damaligen Canzler, nachherigen Oberkammerherrn von Wolfskeel zu, damit wenigstens dieser in Auftrag des Herzogs sich Audienz erwirken könne. Wir reisten noch am nämlichen Abend nach Eisenach und von da nach kurzer Ruhe am 25. April ganz früh weiter. Es war ein wunderschöner Sonntagsmorgen, ganz schon wie im Mai, und es mochte ungefähr 8 Uhr sein, als kurz vor der Brücke bei Vacha ein Gensd'armerie-Posten uns anhielt, weil die Passage für den Kaiser Napoleon frei bleiben müsse, der in wenig Minuten herankommen und hier umspannen lassen werde. Wir sprangen sogleich aus unserem Wagen, in größter Spannung den Kaiser erwartend. Es dauerte nicht lange, so verkündete ein über die Brücke sprengendes westphälisches Reiterdetachement seine Ankunft. Napoleon saß mit Berthier in dem ersten Wagen, Caulincourt und Duroc in dem zweiten. Baron Saint Aignan hatte mir einige empfehlende Zeilen an seinen Schwager Caulincourt mitgegeben, die ich sogleich überreichte, aber von ihm hörte, daß der Kaiser so eben im Wagen schlafe und die gewünschte Audienz uns erst zu Erfurt ertheilen könne, wir möchten nur eilen, dahin nachzukommen. Dies war aber

bei der Schnelligkeit, mit der der Kaiser reiste, fürwahr keine leichte Sache; inzwischen trafen wir doch noch in Gotha in demselben Moment ein, als er eben wieder abfuhr. Eine Menge Volks und tausendstimmiger Jubelruf umwogte seinen Wagen; denn in Folge eines Fußfalls der Hofräthin Becker hatte der Kaiser ihren Mann so eben begnadigt, der wegen politischen Verdachts schon einige Jahre in Magdeburg gefangen saß. Mir schien dieser Zufall von günstiger Vorbedeutung. Auf dem Wege nach Erfurt mußten wir die ganze Colonne französischer Garden passiren, was uns so sehr aufhielt, daß wir erst in dunkler Nacht zu Erfurt eintrafen. Das weimarische Geleitshaus, in welchem wir abstiegen, war von Offizieren und Soldaten überfüllt; kaum fanden wir noch in einem Billardzimmer mühseliges Unterkommen. Am andern Morgen — 26. April — versprachen mir zwar Caulincourt und Duroc, uns möglichst baldige Audienz zu verschaffen; es währte aber doch bis 2 Uhr Nachmittags, ehe wir dazu berufen wurden. Ich hatte also Zeit genug, nochmals zu überdenken, welche Beschwerden gegen Weimar Napoleon etwa führen und nach seiner eigenthümlichen Weise bei der Audienz zur Sprache bringen könnte. Zuerst ohne Zweifel die vor wenig Tagen zu Ruhla durch ein kleines Detachement preußischer Husaren bewirkte Gefangennehmung unseres

Bataillons. Die heftigen Ausfälle Napoleons gegen mich über den Herzog im Jahre 1806 zu Berlin, lagen mir noch in treuem Gedächtniß, und wie er nur widerwillig, hauptsächlich blos in Rücksicht auf die Herzogin, in die Aufnahme des Herzogs in den Rheinbund gewilligt. Der Herzog hatte augenscheinlich vermieden, damals zeitig nach Berlin, später nach Posen oder Warschau — wie der Kaiser gewünscht — zu kommen. Der Herzog hatte ferner seine treue Anhänglichkeit an das königlich preußische Haus und dessen Interessen nie verläugnet und den edlen Muth gehabt, zweien seiner frühern preußischen Waffengefährten*) ansehnliche Stellen in seinen Diensten zu verleihen, andere fortwährend bedeutend unterstützt. Freimüthige Aeußerungen des Herzogs, mündliche und briefliche, mochten wohl nicht selten dem Kaiser kund geworden sein, die, je treffender sie waren, nur noch mehr verwunden mußten. Einen so ungebeugten Sinn, eine so hochherzige, uneigennützige Verachtung jeder Anbequemung an Grundsätze und Absichten, die auf Deutschlands Erniedrigung hinzielten, hatte der Kaiser noch nie gefunden, mußte sie, aus seinem Standpunkte, unverzeihlich finden. Hatte er doch bei dem Mordan-

*) Die nachmaligen Generäle von Müffling und von Ende.

'schlag zu Schönbrunn alsobald geargwohnt, daß auf Staps von Weimar oder Berlin eingewirkt sein möchte! Dazu die neuesten Vorfälle in Jena und Weimar — alles dieses mußte mir wohl gerechte Besorgniß einflößen und für das Ergebniß der vorstehenden Audienz mehr fürchten, als hoffen lassen.

Nie werde ich den Moment vergessen, als die Flügelthüren jenes großen mit einem Erker versehenen Zimmers der Stadthalterei sich öffneten und nun der Kaiser Napoleon in seiner Chasseur-Uniform langsamen Schrittes auf mich zukam und, ganz ruhig, aber mit zusammengezogenen Augenbrauen verbissenen Unwillens, mich mit der lakonischen Frage ansprach: »Où est votre contingent?«

Ich hatte diese unheilschwere Frage kaum durch eine kurze Darlegung der besondern Umstände, unter welchen dieses Contingent vor wenig Tagen von den Preußen überrumpelt und gefangen genommen worden war, beantwortet, als der bis dahin zurückgehaltene Zorn des Kaisers losbrach und wie ein Strom, der seinen Damm zerreißt, über mich hereinstürzte. »Wie, Ihr bildet Euch ein, ein ganzes Bataillon lasse sich ohne Schwertstreich von einer Handvoll Husaren gefangen nehmen? Wie, Ihr wollt mir glauben machen, ein solcher Scandal lasse sich ohne vorherige verrätherische Verabredung denken? Ich weiß gar zu wohl,

daß Euer Herzog mein abgesagter Feind ist, und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zusammen zu hängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinen Diensten und in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Oesterreich, meiner Schwiegermutter, correspondirt, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst, zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen, ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und Euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden Eurer Jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosaken verkleidete Studenten alarmirt worden? —«

Alles was ich gegen diesen Strom von Beschuldigungen aufbringen konnte und mit möglichster Unerschrockenheit aufbrachte, als der Kaiser einen Augenblick schwieg, schien keinen Eindruck zu machen.

»Ich muß,« fuhr der Kaiser fort, »ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; noch diesen Abend wird das 5. Armeecorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an den General

Bertrand, die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriff, sie zu unterzeichnen.«

Man kann denken, welchen erschütternden Eindruck diese Worte auf mich und Herrn von Wolfskeel machen mußten. Mit verdoppelter Lebhaftigkeit stellte ich das grausame Unrecht dar, welches durch die Ausführung dieses Beschlusses an so viel hundert Unschuldigen begangen würde. Ich stellte vor, wie großes Unglück Jena schon durch die Schlacht am 14. October 1806 erlitten, so daß der Kaiser selbst zu einiger Entschädigung dafür sich bewogen gesehen habe, und daß er den unsterblichen Ruhm, den diese Schlacht ihm gebracht, jetzt durch so grausame That für immer in den Augen der Nachwelt beflecken würde. Ich betheuerte, daß wir nichts von einem Tugendbunde wüßten und eben so wenig von aufrührerischen Reden der Professoren, und stellte die Betheiligung der Studenten bei dem auf ein bloßes Gerücht hin angenommenen Vorfall mit dem General Durutte in Abrede.

Hierauf sprang der Kaiser an die Thür und rief seinen im Vorzimmer befindlichen Gesandten Saint Aignan herein. Mit Heftigkeit auf ihn zustürzend, rief er ihm zu: »Est-il vrai ou non que les avant-postes du général Durutte ont été alarmés par les étudiants de Jena?«

Saint Aignan gerieth in große Verlegenheit

und ſuchte ausweichend zu antworten; die Ungeduld des Kaiſers ließ aber nicht zu, ihn anzuhören, ſondern, die geballte Fauſt ihm vor das Geſicht haltend, wiederholte er mit geſteigerter Heftigkeit: »Oui ou non? Oui ou non?«

Saint Aignan, wohl ahnend, welches furchtbare Gewicht ſeine Antwort in die Wagſchale legen würde, hatte den edeln Muth, zu erwiedern: »Sire, ce qui est bien vrai c'est que je n'en ai reçu aucun rapport,« und alſobald ſtürzte ich auf Napoleon mit den Worten zu: »Votre Majesté voit donc, que sa réligion a été trompée,« und was ich noch ſonſt zur Unterſtützung dieſer Behauptung hinzufügte. Der Kaiſer ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen und ſagte dann: »Eh bien, ce ne seront donc que les maisons des professeurs qui doivent être brulées.« Endlich aber gelang es mir durch die einleuchtende Vorſtellung, daß dies unmöglich, ohne die Stadt ſelbſt zu zerſtören, ausführbar ſei, ihn auch davon abzubringen. Er zerriß die Ordre an den General Bertrand und fuhr dann ruhiger wieder fort:

»Mais qu'on fasse une bonne et bien sevère leçon à ces Messieurs de Jena, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute l'université. — Et en effet que veulent donc tous ces idéologues, tous

ces radoteurs? Il veulent la révolution en Allemagne, ils veulent s'affranchir de tous les liens qui les attachent à la France. Savez-vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France, j'y ai surnagé, et je ne veux pas souffrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. La Prusse a joué de perfidie avec moi; il lui en coûtera cher. J'ai été beaucoup trop généreux envers elle, j'ai remis le roi sur son trône, et voilà qu'il me paye d'ingratitude.«

Bis hierher hatte ich noch kein Wort über die Arretirung der Herren von Voigt und von Spiegel anbringen können und auffallender Weiſe hatte auch Napoleon dieſen Gegenſtand noch nicht berührt. Jetzt, wo der Fluß ſeiner Rede zu ſtocken ſchien, ſetzte ich in möglichſter Kürze die wahre Bewandtniß der Sache und die Unſchuld meiner Freunde auseinander. Napoleon hörte ſehr gelaſſen zu, und ſagte dann ganz trocken: »La chose est fort simple, ils se sont avisés de correspondre en présence de l'ennemi au delà des avantpostes, donc ils doivent être fusillés.«

Ich bot noch einmal Alles auf, um die Unſchuld

meiner Freunde darzuthun. »Nun,« ſagte ich zum Schluſſe, »wenn ſie ſchuldig ſind, ſo bin auch ich es ebenſogut, denn an mich iſt ja der Brief geſchrieben, der ſo großen Verdacht erregt! Warum aber arretirt man nicht auch mich?«

»Je ne veux rien de Vous,« verſetzte der Kaiſer, »je Vous connais depuis longtemps, depuis Berlin, Posen et Erfourt.«

»Auch Herrn von Spiegel kennen Ew. Majeſtät,« erwiederte ich. »Als Sie in den Tagen von Erfurt Weimar mit Ihrem Beſuche beehrten, genoß er als Kammerherr das Glück, den Dienſt bei Ihnen zu thun und damals Beweiſe gnädigſter Zufriedenheit von Ew. Majeſtät zu empfangen.«

Das Wort »Kammerherr« mochte ihm auffallen. Eben ſo trocken, wie vorher, ſagte er: »Ah, monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu!«

Dieſer furchtbare Lakonismus reizte mich gränzenlos auf. Herr von Wolfskeel, aufs Tiefſte erſchüttert, brach in Thränen aus, während ich, in der Verzweiflung Alles aufs Spiel ſetzend, ungeſtüm auf Napoleon eindrang, der, wie bei der gleichgültigſten Sache, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abging. »Nein, Sire,« rief ich leidenſchaftlich aus, »Sie können, Sie werden ſolche Gräuelthat nie-

mals vollführen, Sie können es nicht! Sie werden nicht den Glanz Ihres Ruhms auf immer verdunkeln und unschuldig Blut kalt vergießen!«

Napoleon, frappirt von meiner Heftigkeit, trat einen Schritt zurück und legte die Hand an den Degen, und in demselben Augenblick fühlte ich mich von Saint Aignan am Rockschoß gepackt und zurückgezogen. Er gestand mir nachmals, daß er das Aeußerste für mich gefürchtet habe, und kaum begreife, wie der Kaiser meinen Ungestüm habe verzeihen können.

Nach dieser heftigen Explosion trat eine kleine Pause ein. »Vous êtes bien téméraire,« sagte der Kaiser, »mais je vois que Vous êtes un fidèle ami; finissons, je vais charger Berthier d'examiner cette affaire; voyons, quel sera le résultat de cette enquête.«

Diese Worte hauchten mir neues Leben ein; denn ich wußte, daß Berthier gerecht und dem Herzog, von Erfurt her, freundlich zugethan war. Der Kaiser ging an seinen Schreibtisch und entließ uns ohne ein Wort weiter. — Ich flog zu Berthier, der ebenfalls in der Stadthalterei wohnte, und hinterbrachte ihm die letzten Worte des Kaisers.

»Sein Sie ruhig,« sagte dieser, »nun einmal der Kaiser die Sache in meine Hände gelegt hat, haben Sie nichts mehr zu befürchten; aber sagen Sie dem

Herzog, daß er unverzüglich hieher eile, und dem Kaiser aufwarte.«

Als wir die Treppe hinabkamen, fanden wir eine Menge Volks versammelt, die das ungemein laute Sprechen während meiner Scene mit dem Kaiser herbeigezogen hatte. Wir eilten so rasch als möglich nach Weimar zurück, noch ganz betäubt von den Eindrücken der letzten Stunde, die uns wie ein böser Traum vorkam. Es war schon ganz dunkel, als wir am Schlosse zu Weimar anlangten. Wir fanden die Herzogin bei dem Herzog; beide in gespanntester Erwartung. Ich erzählte treulich das Vorgefallene und bat dringend, daß der Herzog, obgleich es inzwischen Nacht geworden, sogleich nach Erfurt abreisen möge. Mehre der hinzu gekommenen Personen machten auf die Gefahr aufmerksam, welcher der Herzog sich aussetze, in so später Stunde unbeschützt durch die in Marsch begriffenen französischen Truppen zu reisen. Auch werde er gewiß den Kaiser heute nicht mehr sprechen können.

Allein der Herzog war augenblicklich entschlossen, und die Herzogin billigte diesen Entschluß gar sehr. So fuhr er denn, auf seiner gewohnten offnen und nur zweispännigen Droschke, gegen 9 Uhr Abends, blos von dem General von Seebach begleitet, nach Erfurt ab; ein einziger Husar ritt mit der Fackel voraus.

Ich vertraute den guten Sternen meines theuren Fürsten, doch konnte ich mich einer großen Beklommenheit nicht erwehren, und eilte, die Familien der gefangenen Freunde vorläufig zu beruhigen. Am andern Morgen lief die Audienz des Herzogs bei Napoleon weit glücklicher ab, als zu vermuthen gewesen war. Napoleon zeigte sich ganz freundlich und versprach sogar, gegen Mittag bei seiner Durchreise durch Weimar der Herzogin einen Besuch abzustatten; im Bezug auf die Voigt-Spiegelsche Angelegenheit ließ er sich jedoch nicht näher heraus, sondern sagte blos: »Nous verrons ce qu'il y aura à faire.«

Bei seiner Ankunft im Schlosse zu Weimar war ich unter den Empfangenden. Er begab sich sogleich mit dem Herzog und der Herzogin in ein besonderes Zimmer und sprach sehr wohlgelaunt über den beginnenden Feldzug und die jetzigen politischen Umstände. »Sie haben,« sagte er zu dem Herzog, »diesen Morgen bei Ihrer Rückkehr von Erfurt meine Armee gesehen und haben leicht urtheilen können, daß sie weit über 100,000 Mann stark ist, ohne die einzelnen Corps, die noch seitwärts marschiren. Schreiben Sie Alles, was Sie gesehen, unverweilt dem König von Sachsen nach Prag. Er soll, lasse ich ihm rathen, sich alsbald von Prag losmachen und nach Dresden zurückkehren, was der Kaiser von Rußland und der König von

Preußen ſchon in dieſem Augenblick verlaſſen haben oder doch in wenig Tagen verlaſſen werden. Außerdem würde es mir leid thun, ſeine Staaten als feindliche behandeln zu müſſen.«

Hierauf ergriff die Herzogin das Wort, die Freiſprechung unſerer beiden Gefangenen in Erfurt zu erbitten. »Je le veux bien et je suis fort charmé de pouvoir faire une chose qui Vous soit agréable, Madame!«

Sogleich rief er Berthier herbei und befahl ihm, den Befehl zu geben, daß die Loslaſſung noch heute erfolge. — Die Akademie Jena hatte, von Weimar aus in der Nacht von der übeln Stimmung des Kaiſers gegen ſie unterrichtet, eine Deputation an ihn abgeſendet, die jetzt erſchien. Napoleon machte ihr bittere Vorwürfe über das bisherige Benehmen der Akademie und fügte die ernſtlichſten Vermahnungen hinzu.

Zu unbedeutenden Gegenſtänden ganz munter übergehend, fragte er die Herzogin, ob ſie die Memoiren der Prinzeſſin von Wallis geleſen, mit denen er ſich unterwegs amüſirt habe? Als die Herzogin es verneinte, ließ er dieſes Buch durch Caulincourt aus ſeiner Wagentaſche holen, und bat die Herzogin, es zum Andenken zu behalten.

Hierauf beſtieg er ſein Pferd und ritt, von dem

Herzoge begleitet nach Eckardtsberga, um daselbst für die Nacht sein Hauptquartier zu machen. Er war unterwegs sehr aufgeräumt, ja dazwischen ganz scherzhaft und sang zu wiederholten Malen: »Marlborough s'en va-t-en guerre.« Unter Anderm kam er auch auf die Reformation durch Luther zu sprechen und sagte: »Carl V. würde klug gethan haben, sich an die Spitze derselben zu stellen. Nach der damaligen Stimmung der Gemüther würde es ihm leicht geworden sein, dadurch zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen.«

In Eckardtsberga angelangt, speiste er mit dem Herzog und Berthier, entließ dann den erstern und gab ihm einen Rittmeister und 25 Dragoner zur Escorte mit.

Gleich am andern Morgen sandte der Herzog in Folge des Auftrags, den ihm der Kaiser an den König von Sachsen gegeben hatte, einen Courier an denselben nach Prag. Sein Schreiben an den König enthielt lediglich die Worte, welche der Kaiser ausgesprochen hatte, und er hütete sich wohl, irgend etwas beizufügen, was für ein eigenes Urtheil oder für einen Rath hätte angesehen werden können. Das Schreiben des Herzogs machte gewaltigen Eindruck auf den König, und die Königin sowohl, als der Graf Marcolini drangen lebhaft in ihn, baldmöglichst nach Dresden zurück-

zukehren. Dies hieß aber allen mit Oesterreich getroffenen Verabredungen geradezu zuwider handeln und sich freiwillig in eine Lage begeben, deren Gefahren und weit aussehende Folgen gar nicht berechnet werden konnten.

Der Minister, Graf Senft von Pilsach, der alle Verhandlungen mit dem österreichischen Hofe geleitet hatte, die dahin hinausliefen, daß der König die Ereignisse in Prag ruhig abwarten und dagegen versichert sein sollte, daß Oesterreich unter allen Umständen das Interesse des Königs wie sein eigenes ansehen, wahren und schützen werde, hielt sich verpflichtet, dem König die lebhaftesten Vorstellungen zu machen und namentlich hervorzuheben, daß die Rückkehr des Königs nach Dresden keineswegs die Leiden und Nothstände abwenden, oder auch nur mindern würde, welche für Sachsen nun einmal unter den jetzigen Umständen unvermeidlich wären, und daß vielmehr der Abfall von Oesterreich, je nach dem Gang der Kriegsereignisse, für die ganze königliche Familie von unübersehbar traurigen Folgen sein könnte.

Als aber alle Vorstellungen fruchtlos waren und die Kunde von den für Napoleon günstigen Schlachten von Lützen und Bautzen ein neues mächtiges Gewicht in die Wagschale legte, und der König seinen entschiedenen Willen, nach Dresden zurückzukehren, aus-

sprach, so hielt es Graf Senft für unverträglich mit seiner Ehre, sein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beizubehalten. Vergebens wurde ihm ein anderes Ministerium, je nach seiner Wahl angeboten. Graf Senft beharrte bei seinem Entschluß, und zog sich zurück.

Unterdessen hatten die Durchmärsche französischer Truppen-Colonnen durch das weimarische Land fortgedauert. Ich wurde daher wieder nach Jena gesendet, um in dem dortigen Landestheil alle nöthigen Anordnungen für die Verpflegung der Truppen und für möglichste Aufrechthaltung der Ordnung zu treffen. Zu meiner persönlichen Sicherheit gab mir der Herzog eine von ihm ausgestellte offene Urkunde mit, worin er erklärte, daß er Alles, was von mir geschehen, und noch geschehen werde, billige und mich in dieser Hinsicht allenthalben vertreten wolle. Dies wurde um deswillen für nöthig gehalten, damit ich auch für den Fall, daß das Kriegsglück sich wende, nicht in Gefahr und verdrießliche Verlegenheit käme.

Ich fand zu Jena den Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, mit seinem Generalstab, der jedoch sehr bald weiter vorrückte. Nun folgten von Tag zu Tag bald kleinere, bald größere Truppenabtheilungen nach. Die Aufbringung der großen Zahl Pferde, die zu Fortschaffung der Artillerie und Munition, so

wie der übrigen Armeebedürfnisse nöthig war, machte zwar sehr oft große Schwierigkeiten, doch gelang es, sie zu überwinden und jeder Unordnung, so wie Mißhandlung der Einwohner vorzubeugen. Die Hauptlast der Einquartierung lag auf der Stadt Jena. Von Weimar aus konnten die Gelder zur tarifmäßigen Bezahlung der Einquartierungsbillets nicht so geschwind erfolgen als das Bedürfniß der ärmern Klasse der Einwohner nöthig machte. Ich autorisirte daher den Stadtrath, auf seinen eigenen Credit Capitalien aufzunehmen, die späterhin aus der Landeskasse ersetzt wurden. Auf solche Weise gelang es, dem augenblicklichen Nothstand jedesmal abzuhelfen und insbesondere auch die Mittel zum Ankauf der benöthigten Fouragen zu gewinnen. Nun begannen aber bald nach der Schlacht von Lützen preußische berittene Streifpartien, namentlich vom Lützow'schen Freicorps, sich von Altenburg her in das Saalthal und in die Gegend von Neustadt an der Orla zu werfen, die bis nahe an Jena streiften und die französische Militärstraße von Jena nach Altenburg gewaltig unsicher machten. Fast täglich erhielt ich Meldungen von überfallenen französischen Wagen und einzelnen französischen Detachements. Das von Wäldern und Schluchten durchschnittene Terrain, um die kleinen Städte Roda und Kahla herum, begünstigte solche waghalsige Unternehmungen dieser kühnen Reiterschaaren.

Sie erschienen unvermuthet bald an diesem, bald an jenem Orte und verschwanden wieder fast spurlos eben so schnell als sie hereingebrochen waren. Es fehlte durchaus den Franzosen an einer mobilen Colonne, welche die Militärstraße nach Altenburg gegen sie sichern und jenen preußischen Streifpartien nachdrücklich hätte begegnen können. Der französische Gesandte zu Weimar war über diesen Uebelstand, der von Tag zu Tag dem Rücken der französischen Armee immer bedrohlicher wurde, und ihre Zufuhren abschnitt, fast in Verzweiflung und verlangte von mir aufs Nachdrücklichste, daß ich einen Landsturm aufbieten und die Wälder und Schluchten, die zum Versteck der feindlichen Reiter dienten, unausgesetzt durchstreifen lassen sollte. Es kostete mir viele Mühe, ihn von der Unzulänglichkeit unserer Mittel hiezu zu überzeugen und den Verdacht abzuwehren, daß die preußischen Streifpartien vom weimarischen Gebiet aus begünstigt würden. Zahllos aber waren die Verlegenheiten, die zu Jena von Tag zu Tag durch den unaufhörlichen Wechsel der militärischen Stellungen und Bewegungen eintraten.

Derselbe Ort, in welchem heute eine Abtheilung Franzosen einquartiert werden mußte, wurde oft, kaum nachdem diese abmarschirt waren, von einem Trupp des preußischen Freicorps überfallen und alle Verbindung mit jenen abgeschnitten. Wenn ich des Nach-

mittags bei anscheinend größter Ruhe nach Drackendorf (1½ St. vor Jena) zu einem Besuche bei der mir befreundeten Familie von Ziegesar geritten war und die dahinführende Brücke über die Saale ganz unbesetzt fand, so begegnete es mir oftmals, daß ich beim Heimritte dieselbe Brücke von einigen preußischen Husaren eingenommen antraf, die mir die Passage verweigerten, so daß ich genöthigt war, einen sehr bedeutenden Umweg zu machen, um nur Jena wiederzugewinnen. Ein Depot spanischer Cavallerie wurde mit einem Divisions- und Brigade-General nach Jena gelegt, deren Unterbringung und Verpflegung vielfache Sorge machte. Da die Studentenschaft und die Mehrzahl der Professoren sehr preußisch gesinnt waren, so fehlte es nicht an unangenehmen Reibungen mit den durchmarschirenden Franzosen, und es wurde mir oft sehr schwer, solche zu beseitigen und die Verdächtigungen zu widerlegen, die gegen einzelne Akademiker vorgebracht wurden. Aber schmerzlicher als alles dieses wurde mir in diesen Tagen der Tod meines innig geliebten Freundes und Collegen, des Geheimen Regierungsrath von Voigt. Als seine Entlassung aus der Festungshaft erfolgte, war er durch die erfahrene gewaltige Gemüthserschütterung und durch die Einflüsse seines Kerkers, in welchem sich kurze Zeit vorher ein Nervenfieberkranker befunden hatte, bereits so krankhaft

ergriffen, daß er wenig Tage darauf in ein Nervenfieber verfiel, welches gar bald seinen Tod herbeiführte. Hatten die geistigen Vorzüge Voigts, die edlen Gesinnungen und seine gesellige Liebenswürdigkeit mich längst an ihn angeschlossen, so theilte ich nun, wo eben erst die gleiche Gefahr uns bedroht hatte, nur um so lebhafter den tiefen Schmerz seiner ehrwürdigen Eltern, die in dem geliebten Sohn die Stütze ihres Alters und Alles, was das Leben ihnen noch lieb und werth machen konnte, verloren.

Endlich trat im Juni der Waffenstillstand ein und machte bald darauf meine Rückkehr nach Weimar thunlich. Zu Ende Augusts hatten wir den unglücklichen Ausgang des Angriffs zu vernehmen, den die Alliirten von Böhmen aus gegen Dresden unternommen hatten, und bald darauf wurden viele Tausend gefangene Oesterreicher durch Weimar gebracht. Das wechselnde Kriegsglück erhielt uns bis Mitte Octobers fortwährend in großer Spannung; von Tag zu Tag konnte man eine entscheidende große Schlacht in der Umgegend von Leipzig erwarten. Vom 16. October an bis zum 19. schlug von ferne her fortwährend dumpfer Kanonendonner an unsere Ohren, ohne daß wir den Ausgang der Schlacht erfuhren. Da erschienen plötzlich in der Nacht vom 19. October mehrere Hundert Kosaken in Weimar, deren

Anführer unverzüglich aufs Schloß zu dem Herzog gebracht zu werden verlangte. Als der Herzog geweckt wurde, gab sich dieser Anführer als der russische Oberst von Geismar zu erkennen, verkündete den siegreichen Ausgang der Schlacht von Leipzig und eröffnete dem Herzog, daß er von dem Kaiser Alexander abgeschickt sei, die herzogliche Familie zu beschützen und in Sicherheit zu bringen, wenn ihr, wie hoch wahrscheinlich, bei dem Rückzug der französischen Armee Gefahr drohen sollte. Der Herzog, sehr überrascht durch diese Eröffnung, konnte sich Anfangs des Mißtrauens nicht erwehren, daß der Erscheinung und dem Ansinnen des durch kein schriftliches Document legitimirten Offiziers ein französischer Anschlag zu Grunde liegen könnte, den Herzog durch einen Gewaltstreich schnell von Weimar wegzuführen. Allein als Herr von Geismar sich zu seiner Legitimation auf den Kammerherrn von Spiegel bezog, der aus Westphalen sein Landsmann und Jugendfreund sei, und dieser unverzüglich herbeigeholt, Alles bestätigte, schwand sogleich jeder Argwohn und an die Stelle desselben trat die lebhafteste Freude über die Siegesnachricht und die erhabene Fürsorge des Kaisers Alexander. Der Herzog beschloß, sich vorerst nicht von Weimar zu entfernen, bis er durch Geismars nach allen Seiten auszusendende Patrouillen über Annäherung feindlicher Corps nähere Nachricht

haben würde. Die Koſaken, welche Geismar bei ſich hatte, ein ganzer Pulk von 7—800 Mann, bivouacquirten auf dem Markte, und ihre unbeſchreibliche Rührigkeit und Wachſamkeit ſchien ihre Zahl in jedem Augenblicke zu verdoppeln.

Obriſt von Geismar unternahm mit kleineren Detaſchements mehrere Streifzüge um Weimar herum, bei denen er auf verſchiedene feindliche Poſten ſtieß, die er theils vernichtete, theils verjagte, ohne noch ſichere Auskunft über die Retirade der franzöſiſchen Armee und ihre Stellung erlangen zu können.

Endlich am 21. October ſah man gegen Mittag eine ſtarke feindliche Colonne über den Ettersberg herab in der Richtung gegen Weimar ziehen. Obriſt von Geismar ſprengte ihr ſofort mit ſeinen Koſaken entgegen und vertheilte dieſe ſo geſchickt in mehrere Haufen an beide Ufer der Ilm, daß die Franzoſen auf weit größere Maſſen zu ſtoßen glauben mußten. Es war der franzöſiſche General Lefebvre-Desnouettes, der die Colonne befehligte, die einen Theil von Napoleons Arrieregarde bildete. Er hatte von Eckartsberga her die Militärſtraße über Buttelſtedt nach Erfurt zu eingeſchlagen, war aber von Buttelſtedt aus links ab gegen Weimar marſchirt, wo er ein ſtärkeres Corps aufgeſtellt wähnte, um den franzöſiſchen Rückzug gegen

Erfurt zu beunruhigen. In dieser Voraussetzung ließ er Kanonen auffahren und gegen die östliche hinter Weimar belegene Anhöhe (die sogenannte Altenburg) richten, auf welcher er den Feind aufgestellt glaubte. Eine Anzahl französischer Füsiliere und Jäger zu Pferde drang bis in die Vorstädte von Weimar, in die auch einige Haubitzen geworfen wurden. In diesem Moment der höchsten Gefahr erschienen zu unserer Rettung drei Reiterschaaren der alliirten Armee. Es waren mehrere Pulks Kosaken unter dem Hetmann Platow, dann eine Legion preußische freiwillige Jäger zu Pferd unter dem General Thielemann, und eine Abtheilung österreichischer Dragoner unter dem General Bubna. Diese Truppen, von einer Batterie reitender Artillerie begleitet und von der Eckardtsberger Chaussee in vollem Trab heraneilend, richteten sofort ein lebhaftes Feuer auf die herangedrungenen Franzosen und hieben auf dieselben von allen Seiten her mit solchem Ungestüm ein, daß sie alsbald aus einander gesprengt und zur schleunigsten Flucht gezwungen wurden. Als die siegenden Reiter sich vor der Stadt aufgestellt hatten, empfingen die Bewohner sie mit dem lautesten Jubel. Noch entsinne ich mich lebhaft, welchen begeisternden Eindruck die preußischen freiwilligen Jäger auf uns machten, die geschmückt mit frischen grünen Zweigen, voll Jugendfrische und Siegesluft her-

anzogen und uns mit den muthigsten und heitersten Kriegsliedern begrüßten.

Wenige Tage darauf ward bei Hofe der Kaiser Alexander von Rußland mit großem Gefolge angekündigt und Alles zu einem großen Mittagsmahle vorbereitet. Auch ich war unter den Eingeladenen; kurz vor der Tafel eröffnete mir aber eine vertraute Freundin, daß ihr ein früherer guter Bekannter, der vorhin in weimarischen Diensten gestandene, jetzt preußische General von Müffling, diesen Morgen vertraulich mitgetheilt habe, ich würde wohl thun, mich in den nächsten Tagen möglichst zurückgezogen von allen Personen des russischen Hauptquartiers zu halten. Denn unter den Papieren des französischen Gesandten Saint Aignan, die bekanntlich zu Gotha im April d. J. in russische Hände gefallen, habe man Briefe von mir an denselben gefunden, die durch Mittheilung über Personen des weimarischen Hofes, insbesondere die Frau Erbgroßherzogin-Großfürstin und deren beabsichtigte alsbaldige Abreise nach Schleswig, äußersten Verdacht erregt hätten; weshalb auch gleich damals Befehle an das russische Hauptquartier ergangen, mich, sobald ich zu treffen sein würde, einzuziehen. Er, der General von Müffling, wisse zwar nicht, ob diese Befehle noch beständen, es sei aber doch sehr möglich, daß dies noch der Fall sei und mir, wenn die Sache zur

Sprache käme, viele Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Nun war ich mir zwar wohl bewußt, daß die wenigen und durchaus unverfänglichen Briefe, die ich an Herrn von Saint Aignan während seines Aufenthaltes in Gotha mit Genehmigung des Herzogs und lediglich um das freundschaftliche Verhältniß zu ihm nicht erkalten zu lassen, geschrieben, nicht das Geringste enthielten, was mich irgend compromittiren könnte; ich hielt es jedoch für nöthig, die vertrauliche Eröffnung des Herrn von Müffling sofort dem Herzog zu hinterbringen und seine Befehle über mein Verhalten einzuholen. Der Herzog, bei dem ich den Prinzen Philipp Wilhelm von Hessen-Homburg antraf, versprach sogleich, den Kaiser Alexander über mein Verhältniß zu Herrn von Saint Aignan aufzuklären und sich für die Arglosigkeit desselben zu verbürgen, rieth mir aber, bis zu dieser Eröffnung, die schwerlich im Augenblick der Ankunft gleich möglich sein werde, jedes Begegnen des Kaisers zu vermeiden. Demgemäß hielt ich mich von der Hoftafel zurück; gleich nach derselben ergriff aber der Herzog den ersten passenden Moment, um dem Kaiser Alexander die ganz unschuldige Bewandtniß jener Briefe zu versichern; und so war von einer Sache keine Rede mehr, die mich doch ohne die Dazwischenkunft des Herzogs gar leicht in die unangenehmsten Verwickelungen hätte verflechten können.

In den beiden nächsten Tagen gingen auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen durch Weimar und speisten am Hofe. Ersterer aber nahm sein Hauptquartier in Tannroda. Es war mir höchst interessant, im Gefolge dieser Monarchen ihre Minister, die Grafen Metternich und Nesselrode, mir aus dem Jahr 1807 von Paris her bekannt, so wie den preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg und den Minister Freiherrn von Stein wieder zu sehen, welche sämmtlich ein paar Tage in Weimar verweilten. Stündlich vergrößerte sich daselbst die Zahl der anwesenden auswärtigen Diplomaten, unter denen ich mit mehreren in den Abendkreisen bei Goethe zusammentraf, die er durch Witz und Heiterkeit auf das Anmuthigste zu würzen wußte. Von den preußischen Geschäftsmännern wurde das Frühstück gewöhnlich in dem herzogl. Witthumspalais, welches dem Fürsten Hardenberg eingeräumt war, eingenommen. Ich war gewöhnlich zu demselben eingeladen, und erneuerte dort die interessantesten Bekanntschaften, die mir nachmals im Laufe des Lebens immer wichtiger wurden. Ich nenne davon nur den Geschäftsvertrauten des Fürsten Hardenberg, Geheimen Staatsrath von Jordan, der nachmals viele Jahre lang Gesandter in Dresden und Weimar war, sodann den mir schon von Berlin (1806) aus bekannten Grafen Bombelles,

den Staatsrath Hippel, und den nachmaligen preußischen Generalconsul zu Rom Bartholdy, meinen alten akademischen Freund von Erlangen vom Jahre 1797 her. Nach einigen Wochen zog sich der ganze Kreis der Fürsten, Minister und Diplomaten nach Frankfurt a. M., wohin auch der Herzog von Weimar sich begab, um hier vorerst die weitere Entwickelung der Kriegserfolge abzuwarten.